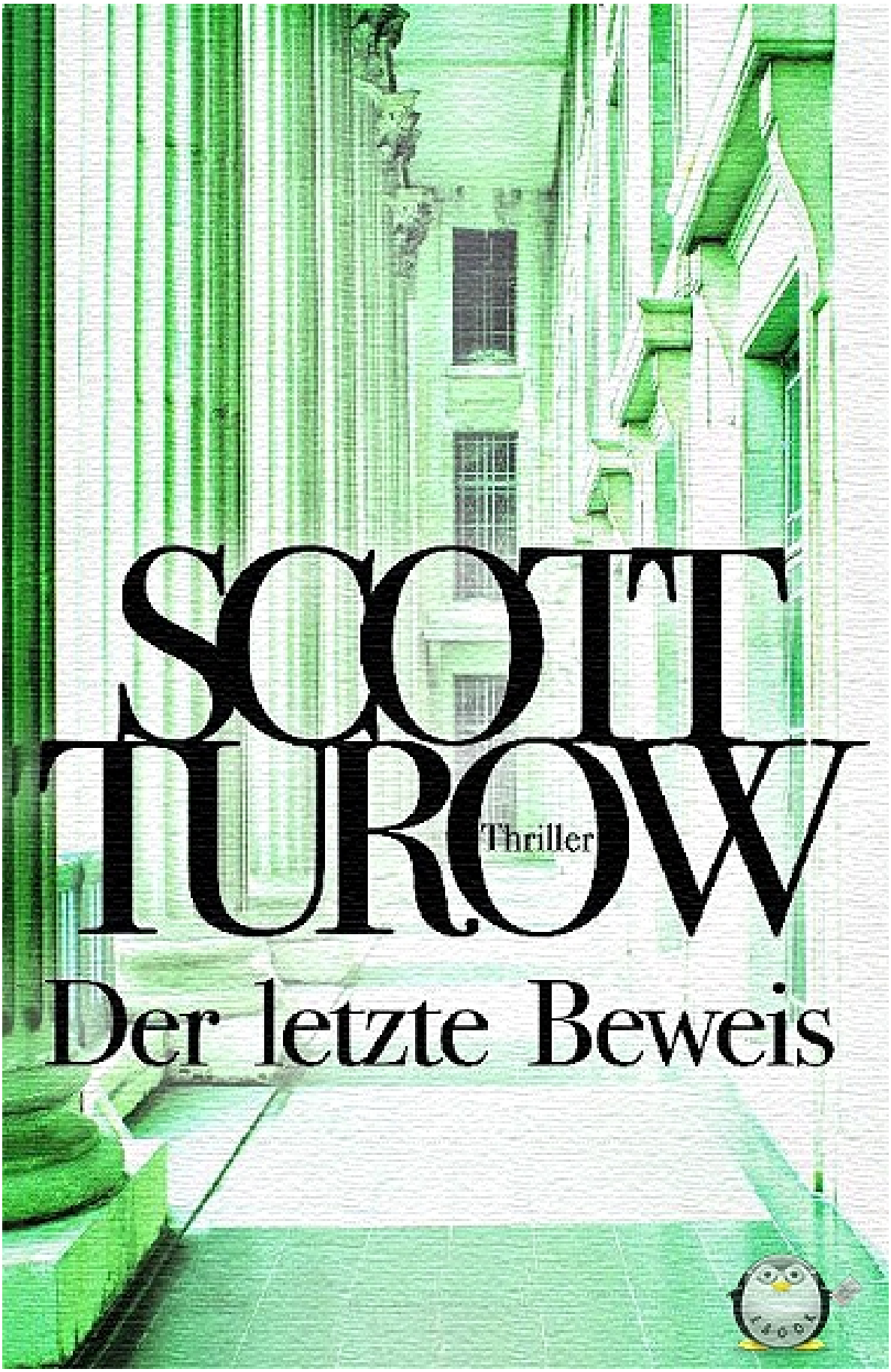
SCOTT
TUROW
Thriller
Der letzte Beweis

Scott Turow

Der letzte Beweis

Thriller

Aus dem amerikanischen Englisch von Ulrike Wasel und Klaus Timmermann
Titel der Originalausgabe: Innocent

TUX - ebook 2010

DER LETZTE BEWEIS

Prolog

Nat, 30. September 2008

Ein Mann sitzt auf einem Bett. Er ist mein Vater.

Die Leiche einer Frau liegt unter der Decke. Sie war meine Mutter.

Eigentlich beginnt die Geschichte nicht an diesem Punkt. Und sie endet auch nicht dort. Aber es ist der Moment, zu dem ich immer in Gedanken zurückkehre; der mir die beiden vor Augen führt.

Nach dem, was mein Vater mir bald erzählen

wird, war er fast dreiundzwanzig Stunden in dem Zimmer, nur unterbrochen von dem gelegentlichen Gang zur Toilette. Gestern erwachte er um halb sieben, wie meistens in der Woche, und sah, als er die Füße in die Pantoffeln schob und über die Schulter einen Blick auf meine Mutter warf, sofort die Veränderungen, die der Tod bringt. Er rüttelte sie an der Schulter, berührte ihre Lippen. Er drückte ihr ein paarmal mit dem Handballen aufs Brustbein, aber ihre Haut war kalt wie Lehm. Ihre Gliedmaßen bewegten sich alle in einem Stück wie bei einer Kleiderpuppe.

Er wird mir erzählen, dass er sich dann ihr gegenüber in einen Sessel setzte. Er weinte nicht. Er dachte nach, wird er sagen. Er weiß nicht, wie lange er so dasaß, nur dass die Sonne sich einmal quer durch den Raum bewegt hatte, als er endlich aufstand und anfing, wie besessen aufzuräumen.

Er wird sagen, dass er die drei oder vier

Bücher, die sie stets gleichzeitig las, zurück ins Regal stellte. Er hängte die Kleidungsstücke auf, die sie immer gern auf dem Stuhl vor ihrem Frisierspiegel aufhäufte, und machte dann das Bett um sie herum, zog Laken und Federbett glatt und breitete die Tagesdecke ordentlich darüber, ehe er ihre Hände wie die einer Puppe auf die Satinfläche der Decke legte. Er entfernte zwei von den Blumen, die in der Vase auf ihrem Nachttisch verwelkt waren, und richtete die Papiere und Zeitschriften auf ihrem Schreibtisch gerade.

Er wird mir erzählen, dass er niemanden anrief, nicht mal den Notarzt, weil er sich ganz sicher war, dass sie tot war, und nur eine einzeilige E-Mail an seine Assistentin schickte, um Bescheid zu geben, dass er nicht zur Arbeit kommen würde. Er ließ das Telefon mehrfach klingeln, ohne ranzugehen. Fast ein ganzer Tag wird vergangen sein, ehe ihm klar wird, dass er mich verständigen muss.

Aber wie kann sie denn tot sein?, werde ich fragen. Gestern Abend, als wir zusammen waren, ging es ihr gut. Nach einem lastenden Moment werde ich zu meinem Vater sagen, Sie hat sich nicht umgebracht.

Nein, wird er sofort bestätigen.

In so einer Gemütslage war sie nicht.

Es war ihr Herz, wird er dann sagen. Es muss ihr Herz gewesen sein. Und ihr Blutdruck. Dein Großvater ist auch so gestorben.

Wirst du die Polizei verständigen?

Die Polizei, wird er nach einem langen Moment sagen. Wieso soll ich die Polizei verständigen?

Na, Herrgott, Dad. Du bist Richter. Macht man das nicht, wenn jemand so plötzlich stirbt? Inzwischen weinte ich. Ich wusste nicht, wann ich damit angefangen hatte.

Ich wollte schon einen Bestatter anrufen, wird

er sagen, aber dann hab ich mir gedacht, du willst sie vorher vielleicht sehen.

Ja, Scheiße, ja, und ob ich sie sehen will.

Das Bestattungsunternehmen wird uns raten, unseren Hausarzt einzuschalten, und der wiederum wird den Rechtsmediziner anrufen, der zunächst die Polizei schickt. Es wird ein langer Vormittag werden, und dann ein noch längerer Nachmittag, mit Dutzenden von Leuten, die im Haus ein und aus gehen. Der Rechtsmediziner wird erst nach fast sechs Stunden eintreffen. Er wird nur eine Minute allein bei der Leiche meiner Mutter sein, ehe er meinen Dad um die Erlaubnis bittet, ein Verzeichnis sämtlicher Medikamente erstellen zu lassen, die sie einnahm. Eine Stunde später werde ich am Badezimmer meiner Eltern vorbeikommen und einen Polizisten fassungslos vor dem offenen Arzneischrank stehen sehen, mit Block und Stift in der Hand.

Meine Güte, wird er sagen.

Bipolare Störung, werde ich ihm erklären, als er mich bemerkt. Sie musste jede Menge Tabletten nehmen. Letzten Endes wird er einfach die Fächer ausleeren und mit einem Müllbeutel voller Pillenfläschchen gehen.

Derweil wird immer mal wieder ein anderer Polizist eintreffen und meinen Vater fragen, was passiert ist. Er erzählt die Geschichte wieder und wieder und immer haargenau gleich.

Worüber hatten Sie denn die ganze Zeit nachzudenken?, wird ein Cop wissen wollen.

Mein Dad kann mit seinen blauen Augen sehr eindringlich blicken, etwas, das er vermutlich von seinem eigenen Vater gelernt hat, den er verabscheute.

Officer, sind Sie verheiratet?

Das bin ich, Euer Ehren.

Dann wissen Sie, worüber ich nachzudenken

hatte. Über das Leben, wird er antworten. Die Ehe. Meine Frau.

Die Polizei wird ihn das Ganze drei- oder viermal schildern lassen - wie er dagesessen hatte und warum. Seine Darstellung wird immer gleich bleiben. Er wird jede Frage auf seine übliche beherrschte Art beantworten, der behäbige Mann des Gesetzes, der das Leben betrachtet, als wäre es ein endloses Meer.

Er wird ihnen sagen, welche Gegenstände er wohin bewegt hat.

Er wird ihnen sagen, wo er jede einzelne Stunde verbracht hat.

Aber er wird niemandem etwas von der jungen Frau sagen.

TEIL EINS

I.

Kapitel 1

Rusty, 19. März 2007, achtzehn Monate zuvor

Ich schlage mit meinem Hammer auf das Walnussholz der Richterbank, die sich über das Podium der Anwälte erhebt, und rufe den letzten Fall an diesem Vormittag auf.

»Das Volk gegen John Harnason«, sage ich. »Fünfzehn Minuten je Partei.«

Die Zuhörerschaft in dem würdevollen Saal des Berufungsgerichts mit seinen ochsenblutroten Säulen, die zwei Stockwerke hoch zu einer vergoldeten Rokokodecke

aufragen, beschränkt sich auf Molly Singh, die Gerichtsreporterin der Tribune, und einige junge Staatsanwälte, die gekommen sind, weil der schwierige Fall sie interessiert und weil ihr Chef, der kommissarische Oberstaatsanwalt Tommy Molto, einen seiner seltenen Auftritte haben wird. Molto, ein verwüstet aussehender Haudegen, wartet an einem der glänzenden Walnusstische vor der Richterbank, bis er an der Reihe ist. Auf der anderen Seite wartet der Angeklagte John Harnason, der wegen des Giftmordes an seinem Mitbewohner und Liebhaber verurteilt wurde, darauf, dass über sein Schicksal verhandelt wird, während sein Anwalt, Mel Tooley, auf das Podium zuschreitet. An der gegenüberliegenden Wand sitzen einige Referendare, die sich ebenfalls die Verhandlung anhören wollen. Unter ihnen ist Anna Vostic, meine Referendarin, die am Freitag ihren letzten Arbeitstag bei mir hat. Auf mein Nicken hin wird Anna die kleinen Lämpchen oben am Pult einschalten, rot, gelb

und grün, die dasselbe bedeuten wie im Straßenverkehr.

»Hohes Gericht«, beginnt Mel - die altehrwürdige Anrede, mit denen Anwälte Richter am Berufungsgericht begrüßen. Mel, der mittlerweile mindestens dreißig Kilo Übergewicht hat, trägt unbeirrt weiter auffällige Nadelstreifenanzüge, die so eng sitzen wie eine Wurstpelle - schon bei dem Anblick kann einem schwindelig werden -, und dasselbe scheußliche Toupet, das aussieht, als hätte er einem Pudel das Fell abgezogen. Er beginnt mit einem öligen Grinsen, als wären er und ich und die beiden anderen Richter des dreiköpfigen Gremiums, das über die Berufung zu entscheiden hat, Marvina Hamlin und George Mason, die dicksten Freunde. Ich hatte noch nie eine gute Meinung von Mel, dieser fetten Natter im Schlangennest der Strafverteidigerkammer.

»Vorab«, sagt Mel, »möchte ich Chefrichter

Sabich ganz herzlich zu seinem runden Geburtstag gratulieren.« Ich bin heute sechzig geworden, ein Anlass, dem ich ausgesprochen freudlos entgegengesehen habe. Mel hat diese kleine Info zweifellos aus der Klatschspalte auf Seite zwei der heutigen Tribune, dem täglichen Trommelwirbel aus Anspielungen und Indiskretionen. Die Kolumne endet stets mit Geburtstagsglückwünschen an eine kunterbunte Mischung von Promis und Lokalhonoratioren, zu der ich mich heute Morgen auch zählen durfte. »Rusty Sabich, leitender Richter am Berufungsgericht des dritten Bezirks und Kandidat für das Oberste Bundesstaatsgericht, 60.« Das fett gedruckt zu sehen war wie ein Schlag ins Gesicht.

»Ich hatte gehofft, es merkt keiner, Mr Tooley«, sage ich. Alle im Saal lachen. Ich habe schon vor langer Zeit festgestellt, dass du als Richter selbst mit dem lahmsten Scherz schallendes Gelächter erntest. Ich bedeute Tooley mit einem Wink, fortzufahren.

Einfach ausgedrückt, besteht die Arbeit am Berufungsgericht darin, sicherzustellen, dass die Person, die Berufung beantragt, am Kammergericht einen fairen Prozess bekommen hat. Unsere Prozessliste spiegelt die amerikanische Spielart der Gerechtigkeit wider und ist daher gleichmäßig aufgeteilt zwischen den Reichen, bei denen es normalerweise um teure Zivilsachen geht, und den Armen, die im Allgemeinen Berufung gegen Urteile in Strafrechtsprozessen einlegen und lange Haftstrafen zu fürchten haben. Da das Oberste Bundesstaatsgericht, das, wie ich vermute, meine nächste Station sein wird, nur sehr wenige Prozesse wieder aufrollt, spricht das Berufungsgericht in neun von zehn Fällen das letzte Wort.

Heute geht es um eine einfache Frage: Hat die Anklagevertretung hinreichend Beweise vorgelegt, um den Schuldspruch der Geschworenen im Mordprozess gegen Harnason zu rechtfertigen? Berufungsgerichte

heben nur selten ein Urteil mit dieser Begründung auf. In der Regel gilt die Entscheidung der Geschworenen als unumstößlich, außer sie ist tatsächlich irrational. Aber dieser Fall war äußerst prekär. Ricardo Millan, Harnasons Mitbewohner und Geschäftspartner im gemeinsamen Pauschalreiseunternehmen, war mit neununddreißig Jahren an einer rätselhaften fortschreitenden Krankheit verstorben. Der Gerichtsmediziner vermutete eine nicht diagnostizierte Darminfektion oder einen Parasiten. Und bei diesem Stand der Dinge wäre es ohne die Hartnäckigkeit von Ricardos Mutter, die mehrfach aus Puerto Rico anreiste, wohl auch geblieben. Sie opferte ihre gesamten Ersparnisse, um einen Privatdetektiv und einen Toxikologen von der Uni zu engagieren, der die Polizei dazu überreden konnte, Ricardos Leiche zu exhumieren. Bei der Untersuchung von Haarproben wurde ein tödlicher Arsenwert festgestellt.

Vergiften ist eine hinterhältige Mordmethode. Kein Messer, keine Pistole. Kein nietzschescher Moment, in dem man dem Opfer entgegentritt und die elementare Erregung spürt, den eigenen Willen auszuüben. Vergiften erfordert weitaus mehr Arglist als Gewalt. Und es ist unschwer vorstellbar, dass Harnason einfach nur deshalb bei den Geschworenen keine Chance hatte, weil er äußerlich für die Rolle passt. Er kommt mir irgendwie bekannt vor, aber das liegt bestimmt daran, dass ich sein Foto in der Zeitung gesehen habe und ich mich an jemanden erinnern würde, der absichtlich so sonderbar auftritt. Er trägt einen kupferroten Anzug. An der Hand, mit der er sich emsig Notizen macht, krümmen sich die viel zu langen Fingernägel bereits nach unten wie bei einem chinesischen Kaiser, und seine Haare sind ein einziger Wust von unbändigen rotblonden Strähnen. Auch sein Gesicht wird von rötlichem Haar beherrscht. Die buschigen

Augenbrauen erinnern an einen Biber, und ein fuchsiger Schnauzbart hängt ihm bis über den Mund. Mein ganzes Leben lang haben mich Menschen wie er in Erstaunen versetzt. Will er unbedingt auffallen, oder findet er uns Übrige einfach nur langweilig?

Mal abgesehen von seinem Aussehen sind die faktischen Beweise, dass Harnason Ricardo ermordet hat, dürftig. Nachbarn berichteten von einem nicht lange zurückliegenden Vorfall, bei dem ein betrunkener Harnason auf der Straße mit einem Messer herumfuchtelte und Ricardo wüst beschimpfte, weil der einen jüngeren Mann besucht hatte. Die Anklagevertretung hob zudem die Tatsache hervor, dass Harnason versucht hatte, die Exhumierung von Ricardos Leiche gerichtlich zu verhindern, und zwar mit der Begründung, Rickys Mutter sei eine Spinnerin, die ihn auf den Kosten für eine zweite Beerdigung sitzen lassen würde. Der wahrscheinlich einzige handfeste Beweis sind die mikroskopischen

Spuren von arsenikhaltigem Ameisengift, die in dem Schuppen hinter dem Haus, das Harnason von seiner Mutter geerbt hatte, gesichert werden konnten. Da dieses spezielle Produkt seit mindestens zehn Jahren nicht mehr hergestellt wurde, führte die Verteidigung das Argument an, die winzigen Körnchen wären lediglich halb zersetzte Reste aus der Zeit der Mutter, wohingegen der wahre Täter sich eine garantiert tödlichere Form von Arsenik bei etlichen Anbietern im Internet hätte besorgen können. Obwohl Arsenik als klassisches Gift bekannt ist, sind derartige Todesfälle heutzutage eine Seltenheit, weshalb bei den routinemäßigen toxikologischen Untersuchungen im Rahmen von Obduktionen nicht auf Arsenik getestet wird, was der Grund dafür ist, dass die wahre Todesursache anfänglich nicht erkannt wurde.

Alles in allem ist die Beweislage so ausgewogen, dass ich als leitender Richter angeordnet habe, Harnason bis zur

Entscheidung des Berufungsgerichts gegen Kaution auf freien Fuß zu setzen. So etwas geschieht nicht oft, nachdem ein Angeklagter schuldig gesprochen wurde, aber ich fand es Harnason gegenüber ungerecht, ihn in diesem strittigen Fall seine Haftstrafe antreten zu lassen, ehe wir ein Urteil gefällt hatten.

Diese meine Anordnung erklärt wiederum die heutige Anwesenheit von Oberstaatsanwalt Tommy Molto. Molto ist ein erfahrener Berufungsanwalt, doch als Leiter seiner Behörde hat er kaum noch Zeit, bei Verhandlungen aufzutreten. Er hat sich dieses Falls persönlich angenommen, weil die Staatsanwaltschaft den Kautionsbeschluss offensichtlich als Hinweis darauf deutet, dass Harnasons Verurteilung wegen Mordes aufgehoben werden könnte. Mit seinem Erscheinen will Molto deutlich machen, wie sehr seine Behörde von ihren Beweisen überzeugt ist. Ich erfülle Tommy sozusagen seinen Wunsch, indem ich ihn eingehend

befrage, kaum dass er ans Podium getreten ist.

»Mr Molto«, sage ich, »korrigieren Sie mich bitte, aber wenn ich das Prozessprotokoll richtig lese, ist nicht eindeutig erwiesen, woher Mr Harnason gewusst haben soll, dass Axsenik bei einer routinemäßigen toxikologischen Untersuchung nicht entdeckt werden würde und Mr Millans Tod somit als natürlicher Todesfall durchgehen könnte. Auf welche toxikologischen Substanzen im Rahmen einer Obduktion getestet wird, ist der Öffentlichkeit doch nicht bekannt, oder?«

»Es ist kein Staatsgeheimnis, Euer Ehren, aber nein, es wird auch nicht publik gemacht.«

»Und Geheimnis hin oder her, es gab keine Hinweise darauf, dass Harnason das wissen konnte, richtig?«

»Richtig, Euer Ehren«, sagt Molto.

Es ist eine von Tommys Stärken, dass er stets höflich und direkt ist, aber als Reaktion auf

meine Fragen kann er nicht verhindern, dass ein altvertrauter düsterer Schatten des Unmuts sein Gesicht verdunkelt. Uns zwei verbindet eine komplizierte Geschichte. Molto war der Anklagevertreter in einem Fall vor einundzwanzig Jahren, der mein Leben noch immer so klar unterteilt wie der Mittelstreifen eine Fahrbahn - als ich wegen des Mordes an einer Staatsanwaltskollegin angeklagt und freigesprochen wurde.

»Und, Mr Molto, es ließ sich auch nicht mal eindeutig nachweisen, wie Mr Harnason Mr Millan vergiftet haben könnte, oder? Sagten nicht etliche ihrer Freunde aus, dass Mr Millan bei den beiden fürs Kochen zuständig war?«

»Ja, aber Mr Harnason schenkte normalerweise die Getränke ein.«

»Aber der sachverständige Chemiker der Verteidigung hat doch ausgesagt, dass Arsenik zu bitter ist, um beispielsweise in einem Martinicocktail oder einem Glas Wein

geschmacklich überdeckt zu werden. Diese Aussage wurde von der Anklage nicht angefochten, oder?«

»Es wurden diesbezüglich keine Einwände erhoben, das ist richtig, Euer Ehren. Aber die beiden Männer haben meistens gemeinsam gegessen. Damit hatte Harnason zweifellos reichlich Gelegenheit, die Tat zu begehen, für die er schuldig gesprochen wurde.«

Bei uns im Gericht wird in letzter Zeit viel darüber geredet, wie verändert Tommy wirkt, nachdem er in fortgeschrittenem Alter zum ersten Mal geheiratet hat und durch einen Glücksfall nun eine Position bekleidet, nach der er förmlich gelechzt hat. Tommys Glückssträhne kann jedoch nichts daran ändern, dass er schon sein Leben lang zu den körperlich Benachteiligten zählt. Sein Gesicht sieht verbraucht aus, schon fast betagt. Das bisschen Haar, das er noch auf dem Kopf hat, ist völlig ergraut, und die Tränensäcke unter

seinen Augen erinnern an benutzte Teebeutel. Dennoch, eine subtile Veränderung ist nicht zu leugnen. Tommy hat abgenommen und sich Anzüge zugelegt, die nicht mehr so aussehen, als hätte er darin geschlafen, und seine Miene wirkt jetzt oft friedlich, geradezu heiter. Aber nicht jetzt. Nicht bei mir. Trotz der vielen Jahre, die vergangen sind, betrachtet Tommy mich noch immer als einen dauerhaften Feind, und dem Blick nach zu urteilen, den er mir zuwirft, als er auf seinen Platz zurückkehrt, hat meine heutige Skepsis ihm eine weitere Bestätigung dafür geliefert.

Sobald die Verhandlung beendet ist, ziehen die beiden anderen Richter und ich uns allein in einen Konferenzraum gleich neben dem Gerichtssaal zurück, wo wir die Fälle von heute Morgen erörtern, eine Entscheidung fällen und festlegen werden, wer von uns dreien jeweils die Urteilsbegründung schreiben wird. Der Raum ist elegant und wirkt wie der Speisesaal in einem englischen Club, bis hin

zu dem Kristallkronleuchter. Ein kolossaler Chippendale-Tisch ist von so vielen Ledersesseln mit hoher Rückenlehne umringt, dass bei den seltenen Gelegenheiten, wenn die gesamte Richterschaft über einen Fall zu beschließen hat, alle achtzehn Kolleginnen und Kollegen daran Platz nehmen können.

»Bestätigen«, sagt Marvina, als gäbe es da nichts zu diskutieren, als wir zum Fall Harnason kommen. Marvina ist die typische toughe schwarze Lady, die allen Grund hat, so zu sein, wie sie ist. Sie ist im Getto aufgewachsen, bekam mit sechzehn einen Sohn und schaffte trotzdem die Schule, um nach einer Ausbildung zur Anwaltssekretärin noch ein Jurastudium anzuhängen und Anwältin zu werden - noch dazu eine gute. Damals, als ich noch Prozessrichter war, hat sie zwei Fälle unter meinem Vorsitz verhandelt. Aber ich sitze seit nunmehr zehn Jahren mit Marvina auf der Richterbank und weiß, dass sie niemals ihre Meinung ändert.

Das letzte Mal, dass sie die Worte aus dem Mund eines anderen Menschen für überlegenswert hielt, war, als ihre Mutter ihr in sehr jungen Jahren sagte, sie müsse auf sich selbst aufpassen. »Wer soll es denn sonst gewesen sein?«, fragt Marvina.

»Bringt Ihre Assistentin Ihnen den Kaffee, Marvina?«, frage ich.

»Den hol ich mir selbst, vielen Dank«, antwortet sie. »Sie wissen, was ich meine. Welchen Beweis gibt es, dass es nicht jemand in seiner Firma war?«

»Die Ankläger müssen nicht jede unwahrscheinliche Möglichkeit in Erwägung ziehen«, entgegnet sie. »Und wir müssen das auch nicht.«

Sie hat damit natürlich recht, dennoch fühle ich mich durch diesen Wortwechsel bestärkt, und ich erkläre meinen Kollegen, dass ich dafür stimme, das Urteil aufzuheben. Also

wenden wir beide uns George Mason zu, dem somit die Entscheidung über den Fall zufällt. George ist ein wohlerzogener Südstaatler aus Virginia mit einem weichen Tonfall, der bis heute seine Herkunft verrät, und mit genau der vollen weißen Haarpracht gesegnet, wie sie jeder Casting-Agentur für die Besetzung einer Richterrolle vorschweben würde. Er ist mein bester Freund am Gericht und wird mein Nachfolger als leitender Richter werden, falls ich wie erwartet im kommenden Februar die Vorwahlen und im November darauf die Stichwahl gewinne und ans Oberste Bundesstaatsgericht wechsele.

»Ich denke, das Urteil ist gerade noch vertretbar«, sagt er.

»George!«, protestiere ich. George Mason und ich sind uns als Anwälte gegenseitig an die Gurgel gegangen, seit er vor dreißig Jahren als frisch ernannter Pflichtverteidiger an dem Gericht auftauchte, wo ich leitender

Staatsanwalt war. Die ersten Erfahrungen sind in der Juristerei ebenso prägend wie überall sonst, und George schlägt sich häufiger auf die Seite der Beschuldigten als ich. Aber das ist heute nicht der Grund.

»Ich gebe zu, es wäre auf nicht schuldig hinausgelaufen, wenn der Fall ohne Geschworene vor mir verhandelt worden wäre«, sagt er. »Aber jetzt sind wir in Berufung, und ich kann nicht einfach das Urteil der Geschworenen durch mein eigenes ersetzen.«

Dieser kleine Seitenhieb geht an mich. Ich würde es niemals laut aussprechen, aber ich spüre, dass Moltos Anwesenheit und die Bedeutung, die die Staatsanwaltschaft dem Fall zumisst, bei meinen Kollegen den Ausschlag gegeben haben. Entscheidend ist, dass ich verloren habe. Auch das gehört dazu, die Strittigkeiten des Rechts zu akzeptieren. Ich bitte Marvina, die Begründung für das

Gericht aufzusetzen. Sie verabschiedet sich, noch immer ein wenig hitzig, und lässt George und mich allein.

»Heikler Fall«, sagt er. Es ist ein ungeschriebenes Gesetz bei uns, dass Richter an einem Revisionsgericht ihre Meinungsverschiedenheiten im Besprechungsraum zurücklassen, ganz wie Eheleute, die nie zerstritten zu Bett gehen. Ich antworte mit einem Achselzucken, aber er merkt mir an, dass ich immer noch aufgewühlt bin. »Du könntest einen Widerspruch aufsetzen«, schlägt er vor, womit er meint, dass ich begründen sollte, warum die beiden anderen Richter sich meiner Auffassung nach irren. »Ich verspreche, ich seh mir die Sache noch mal ganz unvoreingenommen an, wenn alles schriftlich vorliegt.«

Ich widerspreche nur selten, weil es zu meinen Hauptaufgaben als leitender Richter gehört, für Einigkeit am Gericht zu sorgen, aber diesmal

beschließe ich, seinen Vorschlag anzunehmen, und gehe rüber in mein Büro, um mich zusammen mit meinen Referendaren an die Arbeit zu machen. Als leitender Richter steht mir eine Büroflucht von der Größe eines kleinen Hauses zur Verfügung. Von einem großen Vorraum, in dem meine Assistentin und meine Verwaltungskräfte arbeiten, gehen auf der einen Seite zwei kleinere Büros für meine Referendare ab und auf der anderen Seite mein eigenes geräumiges Arbeitszimmer, zehn mal zehn Meter groß und anderthalbgeschossig, mit einer alten, matt glänzenden Eichenholztäfelung, die eine dunkle burgähnliche Atmosphäre verströmt.

Als ich die Tür zu dem großen Raum öffne, erwartet mich eine Schar von etwa vierzig Leuten, die postwendend »Überraschung!« brüllen. Und ich bin wirklich überrascht, aber vor allem davon, wie morbide ich die Erinnerung an meinen Geburtstag finde. Dennoch gebe ich mich vergnügt, während ich

jetzt durch den Raum gehe und Menschen begrüße, die mir durch ihre langjährige Gegenwart in meinem Leben in meiner jetzigen Stimmung ebenso unheilschwanger vorkommen wie Sprüche auf Grabsteinen.

Sowohl mein Sohn Nat, inzwischen achtundzwanzig, zu schlank, aber bestechend gut aussehend mit seinem pechschwarzen Wallehaar, und meine Frau Barbara, mit der ich seit sechsunddreißig Jahren verheiratet bin, sind gekommen, ebenso, bis auf zwei, alle anderen siebzehn Richter hier am Gericht. Auch George Mason ist jetzt eingetroffen und bringt eine Umarmung zustande, eine moderne Geste, die uns beiden nicht leichtfällt, während er mir im Namen all meiner Kollegen eine Geschenkschachtel überreicht.

Außerdem anwesend sind einige wichtige Leute aus der Gerichtsverwaltung sowie eine Reihe Freunde, die noch immer als Anwälte praktizieren. Mein ehemaliger Anwalt Sandy

Stern, rundlich und robust, aber von einem Sommerhusten befallen, ist mit seiner Tochter und Kanzleipartnerin Marta da. Gleichfalls erschienen ist der Mann, der mich vor über fünfundzwanzig Jahren zu seinem Ersten Staatsanwalt machte, der ehemalige Oberstaatsanwalt Raymond Horgan. Ray verwandelte sich innerhalb eines Jahres vom Freund zum Feind und wieder zurück, als er in meinem Prozess gegen mich aussagte und sich dann, nach meinem Freispruch, dafür einsetzte, dass ich zum kommissarischen Oberstaatsanwalt ernannt wurde. Als Leiter meines Wahlkampfs um den Sitz am Obersten Gericht spielt Raymond jetzt wieder eine wichtige Rolle in meinem Leben. Er ist der Stratege und baggert die großen Firmen um Geld an. Die operativen Details überlässt er zwei Alphaweibchen, einunddreißig und dreiunddreißig, die sich meiner Wahl so kompromisslos verschrieben haben wie Profikiller.

Die meisten Gäste sind oder waren Prozessanwälte, ein von Haus aus liebenswerter Menschenschlag, weshalb eine allgemein freundliche und heitere Stimmung herrscht. Nat wird im Juni das Juraexamen ablegen und nach der Prüfung vor der Anwaltskammer ein Referendariat am Obersten Gericht anfangen, wo auch ich einst Referendar war. Nat fühlt sich wie immer unwohl dabei, Konversation zu machen, und aus alter Gewohnheit gesellen Barbara und ich uns von Zeit zu Zeit zu ihm, um ihn zu schützen. Meine eigenen beiden Referendare, deren Arbeit vergleichbar ist mit der, die Nat erwartet, nämlich mir bei Recherchen und dem Abfassen von Urteilsbegründungen zu helfen, haben eine weniger ehrenhafte Aufgabe übernommen und fungieren als Kellner. Da Barbara außerhalb unseres Hauses stets unbehaglich zumute ist, vor allem bei größeren gesellschaftlichen Anlässen, übernimmt meine dienstälteste Referendarin Anna Vbstic mehr

oder weniger die Rolle der Gastgeberin, gießt eine Pfütze Champagner in die Plastikgläser, die prompt erhoben werden, um ein herzhaftes »Happy Birthday« anzustimmen. Alle jubeln, als sich herausstellt, dass ich immer noch genug Puste habe, um den kleinen Wald von Kerzen auf dem vierstöckigen Möhrenkuchen auszublasen, den Anna gebacken hat.

Auf der Einladung stand: Keine Geschenke, aber es gibt ein paar Scherzmitbringsel - George hat eine Geburtstagskarte aufgetrieben, auf der vorne draufsteht: »Glückwunsch, Mann, jetzt bist Du 60, und Du weißt, was das heißt.« Drinnen: »Keine Jeans mehr!« Darunter hat George mit der Hand geschrieben: »PS: Jetzt weißt Du auch, warum Richter Roben tragen.« In dem Karton, den er mir überreicht hat, ist ein neuer totenschwarzer Talar mit geflochtenen Goldepauletten wie für einen Tambourmajor. Die Karnevalsrobe für den Chef löst lautes Gelächter aus, als ich sie den Gästen zeige.

Nach weiteren zehn Minuten mit angeregtem Geplauder verabschieden sich die ersten Gäste.

»Neuigkeiten«, sagt Ray Horgan mit elfengleich zarter Stimme, als er sich auf dem Weg nach draußen an mir vorbeischiebt. Ein Grinsen zieht Runzeln durch sein breites rosa Gesicht, aber parteiische Gespräche über meine Kandidatur sind während der Dienstzeit verboten, und als leitender Richter spüre ich stets die Verantwortung, Vorbild zu sein. Stattdessen willige ich ein, in einer halben Stunde in sein Büro zu kommen.

Nachdem alle anderen gegangen sind, sammeln Nat und Barbara und ich und meine Mitarbeiter die übrig gebliebenen Pappteller und Plastikgläser ein. Ich bedanke mich bei allen.

»Anna hat das großartig gemacht«, sagt Barbara, und dann hat meine sonst so gehemmte Frau einen ihrer Anfälle von Freimut, die, wie sie wohl nie begreifen wird,

einfach überflüssig sind: »Die ganze Party war ihre Idee.« Barbara hat meine dienstälteste Referendarin ganz besonders ins Herz geschlossen und schon oft ihr Bedauern darüber geäußert, dass Anna ein kleines bisschen zu alt für Nat ist, der sich kürzlich von seiner langjährigen Freundin getrennt hat. Ich äußere mich lobend über Annas Backkünste, die am gesamten Berufungsgericht berühmt sind. Ermutigt durch die Anwesenheit meiner Familie, die ihre Geste harmlos wirken lassen muss, tritt Anna auf mich zu und umarmt mich, während ich ihr kameradschaftlich den Rücken tätschele.

»Herzlichen Glückwunsch, Euer Ehren. Sie sind toll!« Und schon ist sie wieder weg, während ich krampfhaft versuche, das erstaunliche Gefühl von Anna zu vergessen, wie sie sich eng an mich schmiegt, oder zumindest, meine Miene unter Kontrolle zu halten.

Ich vergewissere mich bei meiner Frau und meinem Sohn, was fürs Dinner geplant ist. Wie nicht anders zu erwarten, möchte Barbara lieber zu Hause essen statt in einem Restaurant. Sie verabschieden sich, und der Duft von Kuchen und Champagner bleibt traurig in dem jetzt wieder stillen Raum hängen. Mit meinen nunmehr sechzig Jahren bin ich mir wie immer selbst überlassen.

Ich war nie das, was man einen fröhlichen Menschen nennen würde. Ich bin mir durchaus darüber im Klaren, dass ich weiß Gott keinen Grund zur Klage hätte. Ich liebe meinen Sohn. Die Arbeit macht mir Spaß. Ich habe gesellschaftliches Ansehen zurückgewonnen, nachdem ich in einen Abgrund aus Scham und Skandal gestürzt war. Ich führe eine langjährige Ehe, die eine Krise überstanden hat, wie man sie sich kaum vorstellen kann, und die meist einträchtig ist, wenn auch nie wirklich innig. Aber ich bin in einem deprimierenden Elternhaus aufgewachsen, mit

einer verschüchterten und verstörten Mutter und einem Vater, der sich nicht schämte, ein Arschloch zu sein. Ich war kein glückliches Kind, und somit schien es durchaus in der Natur der Dinge zu liegen, dass aus mir kein zufriedener Erwachsener werden würde.

Aber selbst für einen gewohnheitsmäßig niedergeschlagenen Menschen ist es mir in Erwartung des heutigen Tages besonders schlecht ergangen. Wir marschieren in jeder Sekunde unserer Endlichkeit entgegen, aber natürlich machen uns besondere Wegmarken zu schaffen. Die Vierzig hat mich getroffen wie ein Sack Ziegelsteine: der Beginn des mittleren Alters. Und mit sechzig, da mach ich mir nichts vor, hebt sich der Vorhang für den letzten Akt. Die Anzeichen sind nicht zu übersehen: Statine, um mein Cholesterin zu senken. Flomax gegen meine vergrößerte Prostata. Und zu jedem Abendessen vier Advil, weil meine Lendenwirbelsäule aufmuckt, wenn ich den ganzen Tag gesessen

habe, was in meinem Beruf nicht zu vermeiden ist.

Die Aussicht auf körperlichen Verfall und vor allen Dingen mein Wahlkampf um den Sitz am Obersten Gericht verleihen der Zukunft einen besonderen Schrecken. Wenn ich in zwanzig Monaten den Eid ablege, werde ich es so weit gebracht haben, wie mich mein Ehrgeiz antreiben kann. Und ich weiß, das unaufhörliche Flüstern meines Herzens wird nicht aufhören. Es ist nicht genug, wird die Stimme sagen. Noch nicht. All das geschafft, all das erreicht. Und doch, in den Tiefen meines Herzens wird mir noch immer dieses unnennbare Quäntchen Glück fehlen, das mir seit sechzig Jahren versagt bleibt.

Rustys Geburtstag 19.03.2007 - Barbaras Tod 29.09.2008 - Die Wahl 04.11.2008

Kapitel 2

Tommy Molto, 30. September 2008

Tomassino Molto III., kommissarischer Oberstaatsanwalt von Kindle County, saß hinter seinem Schreibtisch, wuchtig und schwer wie ein Cadillac aus den 60er Jahren, und überlegte, inwieweit er ein anderer geworden war, als sein Erster Staatsanwalt Jim Brand einmal kurz an den Türrahmen klopfte.

»Tiefschürfende Gedanken?«, fragte Brand.

Tommy lächelte, gab sich trotz seines chronisch unverblümten Charakters alle Mühe, ausweichend zu sein. Die Frage, wie sehr er sich in den letzten zwei Jahren verändert hatte, tauchte ein- oder zweimal pro Stunde in Tommys Gedanken auf wie ein Tropfen aus einer undichten Regenrinne. Die Leute sagten, er wäre kaum wiederzuerkennen, und

witzelten ständig, er müsste irgendwo den Flaschengeist und die Wunderlampe versteckt haben. Aber Tommy absolvierte gerade seine zweite Amtszeit als Oberstaatsanwalt und hatte inzwischen gelernt, die Schmeicheleien zu durchschauen, mit denen Menschen stets auf Macht reagierten. Wie sehr konnte sich ein Mensch überhaupt verändern?, fragte er sich. War er wirklich ein anderer? Oder war er nur schlicht zu demjenigen geworden, der er im Kern, wie er wusste, schon immer gewesen war?

»Hab gerade einen Anruf von der Polizei in Nearing gekriegt«, sagte Brand. »Barbara Sabich wurde tot in ihrem Bett gefunden. Die Frau vom Chefrichter?«

Tommy mochte Jim Brand. Er war ein ausgezeichneter Anwalt und so loyal, wie das heutzutage nur noch ganz wenige Menschen waren. Trotzdem missfiel Molto die Andeutung, die in Jims Bemerkung

mitzuschwingen schien: dass Tommy nämlich ein besonderes Interesse an Rusty Sabich hatte. Was natürlich stimmte. Selbst nach zweiundzwanzig Jahren durchfuhr ihn der Name des leitenden Richters am Berufungsgericht, den Tommy vergeblich wegen des Mordes an einer gemeinsamen Kollegin angeklagt hatte, noch immer wie ein Stromstoß. Und was ihn regelrecht ärgerte, war die Unterstellung, er hätte all die Jahre einen Groll gegen Sabich gehegt. Groll war das Markenzeichen der Unaufrichtigen, die der Wahrheit nicht ins Gesicht sehen konnten, einschließlich einer Wahrheit, die für sie wenig schmeichelhaft war. Tommy empfand keinerlei Feindseligkeit gegenüber Rusty Sabich. Ein Prozess war ein Hundekampf, und Rusty hatte mit seinem Hund gewonnen.

»Und?«, fragte Tommy. »Schickt die Behörde Blumen?«

Brand, groß und kräftig, in einem weißen

Hemd, das so steif gestärkt war wie ein Priesterkragen, lächelte und ließ gute Zähne blitzen. Tommy reagierte nicht, weil er die Frage wirklich ernst gemeint hatte. Es erging ihm schon sein ganzes Leben so, dass ihn seine innere Logik, die klar und unverbogen war, zu Äußerungen veranlasste, die alle anderen für schwarzen Humor hielten.

»Nein, die Sache ist eigenartig«, sagte Brand. »Deshalb hat der Lieutenant es auch gemeldet. Nach dem Motto: >Wie kann das sein?< Die Gattin gibt den Löffel ab, und er ruft nicht mal den Notarzt? Seit wann ist Rusty Sabich denn Rechtsmediziner?«

Tommy bat um genauere Informationen. Der Richter, so Brand, hatte fast vierundzwanzig Stunden lang niemanden verständigt, nicht mal seinen Sohn. Stattdessen hatte er die Leiche aufgebahrt wie ein Bestatter, als sollte die Totenwache gleich an Ort und Stelle stattfinden. Sabich erklärte sein Verhalten mit

Schock, mit Trauer. Er hatte alles genau richtig haben wollen, ehe er die Nachricht weitergab. Tommy fand das nachvollziehbar. Vor zweiundzwanzig Monaten hatte Tommy sich im Alter von siebenundfünfzig Jahren nach einem Leben, in dem schmerzliche Sehnsucht so unvermeidlich schien wie Atmen, in Dominga Cortina verliebt, eine schüchterne, aber reizende Sachbearbeiterin in der Gerichtsverwaltung. Sich zu verlieben war für Tommy nichts Neues. Im Laufe seines Lebens war alle paar Jahre mal eine Frau an seinem Arbeitsplatz, in der Kirche oder in seinem Hochhaus aufgetaucht, für die er dann eine Faszination und ein Verlangen entwickelte, das ihn überrollte wie ein heranrasender Zug. Das Interesse wurde unweigerlich nie erwidert, und so schienen Domingas niedergeschlagene Augen, wann immer Tommy in ihrer Nähe war, in das alte Schema zu passen, was zweifellos verständlich war, schließlich war sie erst einunddreißig.

Aber eine ihrer Freundinnen hatte Tommys schmachtende Blicke bemerkt und ihm zugeflüstert, er solle Dominga doch mal zum Essen einladen. Neun Wochen später heirateten sie. Elf Monate danach kam Tomaso zur Welt. Wenn Dominga jetzt sterben würde, dann würde die Welt in sich zusammenfallen wie ein toter Stern, alle Materie auf ein Atom reduziert. Denn Tommy hatte sich, wie ihm immer wieder klar wurde, auf eine entscheidende Weise verändert: Er empfand Freude. Endlich. Und das in einem Alter, in dem die meisten Menschen, selbst diejenigen, die davon regelrecht verwöhnt worden waren, die Hoffnung aufgaben, noch mehr zu bekommen.

»Fünfunddreißig Jahre oder sogar noch länger verheiratet«, sagte Tommy. »Himmel. Da kann ein Mann schon mal seltsame Dinge tun. Er ist sowieso ein seltsamer Mensch.«

»So heißt es«, entgegnete Brand. Er kannte

Sabich kaum. Für ihn war der leitende Richter eine ferne Figur. Brand erinnerte sich nicht an die Zeit, als Rusty hier in der Staatsanwaltschaft durch die Gänge getigert war, mit einer grimmigen Miene, die sich hauptsächlich gegen ihn selbst zu richten schien. Brand war zweiundvierzig. Mit zweiundvierzig war man erwachsen. Alt genug, um Präsident zu werden oder diese Behörde zu leiten. Aber er war anders erwachsen als Tommy. Was für Tommy Leben war, hielt Brand für Geschichte.

»Aber der Lieutenant meint, da ist was faul«, sagte Brand.

Cops waren immer misstrauisch. Jeder Gute war in Wahrheit ein Böser im Schafspelz.

»Was meint er denn, was passiert ist?«, fragte Molto. »Irgendwelche Anzeichen von Gewalteinwirkung?«

»Na ja, sie warten noch auf den

Obduktionsbericht, aber erst mal nein, kein Blut oder so. Keine sichtbaren Verletzungen.«

»Also?«

»Na, ich weiß nicht, Boss, aber vierundzwanzig Stunden? Da könnte man so einiges verschwinden lassen. Irgendwas im Blutkreislauf könnte sich abbauen.«

»Zum Beispiel?«

»Scheiße, Tom, ich denke bloß laut nach. Der Lieutenant meint jedenfalls, sie sollten der Sache nachgehen. Deshalb dachte ich, ich red mal mit dir.«

Immer, wenn Tommy an den Prozess gegen Sabich vor zweiundzwanzig Jahren zurückdachte, klangen die wilden Gefühle von damals durch die Zeit hindurch nach. Staatsanwältin Carolyn Polhemus, eine Freundin von Tommy und eine der Frauen, nach denen er sich wie üblich verzehrt hatte, war erschlagen in ihrer Wohnung aufgefunden

worden. Da der Mord mitten im hitzigen Wahlkampf um den Sessel des Oberstaatsanwalts zwischen Amtsinhaber Ray Horgan und Tommys lebenslangem Freund Nico Deila Guardia passierte, waren die Ermittlungen von Anfang an wie elektrisch aufgeladen. Ray übertrug sie seinem Ersten Staatsanwalt Rusty Sabich, der jedoch verschwieg, dass er eine heimliche Affäre mit Carolyn gehabt hatte, die zu Anfang des Jahres hässlich zu Ende gegangen war. Im Zuge seiner Arbeit an dem Fall versäumte Rusty es dann praktischerweise, eine Vielzahl von Beweismitteln zu berücksichtigen - Telefonlisten, Fingerabdruckanalysen -, die ihn eindeutig belasteten.

Sabichs Schuld schien klar auf der Hand zu liegen, als sie nach Nicos Wahlsieg Anklage gegen ihn erhoben. Doch vor Gericht fiel ihre ganze Beweisführung in sich zusammen. Beweismittel verschwanden, und dem Polizeipathologen, der in der bei Carolyn

entnommenen Spermaprobe Rustys Blutgruppe festgestellt hatte, war leider entgangen, dass sie sich die Eileiter hatte abbinden lassen, und konnte nicht erklären, warum sie obendrein ein handelsübliches Spermizid benutzt hatte. Sandy Stern leuchtete jeden Riss in der Fassade der Anklagevertretung aus und erklärte jeden Fehler - jeden fehlenden Beweis, die mögliche Kontamination der Probe - mit Tommys bewusstem Versuch, Sabich das Verbrechen in die Schuhe zu schieben. Und es funktionierte. Rusty kam frei, Nico wurde von den Wählern abberufen, und um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, wurde Sabich zum kommissarischen Oberstaatsanwalt ernannt.

Im Laufe der Jahre hatte Tommy unvoreingenommen einzuschätzen versucht, ob Rusty tatsächlich unschuldig sein könnte. Nüchtern betrachtet war das möglich. Und das war auch seine öffentliche Haltung. Tommy sprach mit niemandem, der ihn nach dem Fall

fragte, ohne zu sagen: Wer weiß? Das System hat funktioniert. Der Richter wurde freigesprochen. Weiter geht's. Tommy wusste nicht, wie die Zeit ihren Anfang genommen hatte oder was mit Jimmy Hoffa passiert war oder warum die Trappers Jahr für Jahr verloren. Und er hatte keine Ahnung, wer Carolyn Polhemus getötet hatte.

Aber im Grunde verweigerte sich sein Herz diesen vernünftigen Überlegungen. Es stand mit Ruß an die Wand geschrieben, so wie Menschen mit einer Fackel an Höhlenwände Herzen mit ihren Initialen drin malten: Sabich war es. Eine einjährige Untersuchung bewies schließlich, dass Tommy nichts von all dem getan hatte, was ihm vor Gericht raffinierterweise vorgeworfen worden war. Nicht dass Tommy keine Fehler gemacht hätte. Er hatte Nico während des Wahlkampfs vertrauliche Informationen zugespielt, aber jeder Staatsanwalt plauderte aus dem Nähkästchen. Doch Tommy hatte weder

Beweise unterschlagen noch Zeugen zum Meineid angestiftet. Tommy war unschuldig, und da er wusste, dass er unschuldig war, schien es nur gleichermaßen logisch, dass Sabich schuldig war. Doch diese Wahrheit gestand er sich nur selbst ein, nicht mal Dominga, die ihn so gut wie nie nach seiner Arbeit fragte.

»Davon lass ich lieber die Finger«, erklärte er Brand. »Zu viel Geschichte.«

Brand zuckte mit einer Schulter. Er war ein kräftiger Bursche, hatte es als Student gleich in die Footballauswahl der Uni geschafft. Das war zwanzig Jahre her. Er hatte einen massigen Kopf und nicht mehr viele Haare darauf. Und er schüttelte ihn langsam.

»Du kannst doch nicht immer die Finger von einem Fall lassen, wenn du es möglicherweise zum zweiten Mal mit ein und demselben Angeklagten zu tun kriegst. Soll ich mal die Akten durchforsten und nachschauen, wie

viele Anklageschriften du schon gegen Typen unterschrieben hast, die beim ersten Mal ungeschoren davongekommen sind?«

»Irgendeiner dabei, der demnächst ins Oberste Bundesstaatsgericht gewählt wird? Rusty wirft einen langen Schatten, Jimmy.«

»Ich mein ja nur«, sagte Brand.

»Warten wir den Obduktionsbericht ab. Bis dahin unternehmen wir gar nichts. Keine neugierigen Cops, die Rusty unter die Lupe nehmen. Keinerlei Maßnahmen von unserer Seite. Keine Ladung vor eine Anklagejury oder irgendwas in der Art, ehe wir nichts Handfestes haben. Was nicht der Fall sein wird. Wir alle können von Rusty Sabich halten, was wir wollen. Aber er ist ein cleverer Bursche. Richtig clever. Lass die Nearing-Polizei weiter im Sandkasten spielen, bis wir von der Rechtsmedizin hören. Das ist alles.«

Brand war alles andere als begeistert, das sah

Tommy ihm an. Aber er war bei den Marines gewesen und akzeptierte die Befehlskette. Er verabschiedete sich mit der leisen Missbilligung, die immer mitschwang, wenn er sagte: »Ganz wie du meinst, Boss.«

Nachdem Brand gegangen war, dachte Tommy kurz über Barbara Sabich nach. Als junge Frau war sie ein richtiger Feger gewesen, dunkles lockiges Haar, Superfigur und ein harter Blick, der den Männern signalisierte, dass keiner sie je wirklich haben würde. In den letzten zwei Jahrzehnten hatte Tommy sie kaum gesehen. Sie hatte nicht die gleichen Verpflichtungen wie ihr Mann und war Molto vermutlich aus dem Weg gegangen. Damals, während Sabichs Prozess, saß sie jeden Tag im Gericht und durchbohrte Tommy mit wütenden Blicken, wenn er mal zu ihr rüberschaute. Was macht dich so sicher?, hätte er sie manchmal gern gefragt. Die Antwort hatte sie nun mit ins Grab genommen. Wie er es sich seit seiner Zeit als Messdiener angewöhnt hatte, begann

Tommy, ein kurzes Gebet für die Tote zu sprechen. Himmlischer Vater, nimm die Seele von Barbara Sabich in Gnaden auf. Tommy fiel ein, dass sie Jüdin war und sich aus seinen Gebeten nichts machen würde, und sogar vor Rustys Anklage hatte sie sich aus Tommy nicht viel gemacht. Derselbe schwelende Schmerz, den Tommy sein ganzes Leben lang bei Menschen empfunden hatte, die ihn kränkten und ablehnten, stieg in ihm auf, und er rang ihn nieder, ein weiterer seiner tief verwurzelten Reflexe. Er würde trotzdem für sie beten. Neigungen wie diese waren es, die Dominga in ihm erkannt und lieben gelernt hatte. Sie wusste, dass Tommy ein gutes Herz hatte, im Gegensatz zu allen anderen - außer seiner Mutter, die vor fünf Jahren verstorben war.

Bei dem Gedanken an seine junge Frau, leicht mollig, üppig an den richtigen Stellen, wurde Tommy für einen Moment von Verlangen überwältigt. Er spürte, wie er unter der

Gürtellinie anschwoll. Es war keine Sünde, die eigene Frau zu begehren, so hatte er beschlossen. Wahrscheinlich hatte Rusty Barbara ebenso begehrt. Nun war sie nicht mehr da. Nimm sie zu Dir, Herr, dachte er erneut. Dann schaute er sich im Raum um und überlegte wieder, inwieweit er wohl ein anderer geworden war.

Rustys Geburtstag 19.03.2007 - Barbaras Tod 29.09.2008 - Die Wahl 04.11.2008

Kapitel 3

Rusty, 19. März 2007

Das siebzig Jahre alte Hauptjustizgebäude aus rotem Backstein mit weißen Säulen wurde in

den 198oern mit Bundesmitteln zur Verbrechensbekämpfung renoviert. Das meiste Geld floss in die Neuausstattung der Gerichtssäle für Strafprozesse in den unteren Stockwerken, aber auch die Unterbringung des Berufungsgerichts in der obersten Etage hat einen ordentlichen Batzen gekostet. Die Millionen wurden in der Hoffnung investiert, dieses Gebiet, das durch die tiefe Straßenschlucht der US 843 von der Innenstadt getrennt ist, neu beleben zu können, aber die Verteidiger brausen in ihren Luxusautos von dannen, sobald die Verhandlung zu Ende ist, und nur wenige Händler sind geneigt, sich in einem Viertel niederzulassen, dessen Besucher hauptsächlich aus angeklagten Kriminellen bestehen. Der Betonplatz zwischen hier und dem Bezirksgebäude auf der anderen Straßenseite, ein fades Beispiel öffentlicher Architektur, hat sich vor allem als Kundgebungsort für Demonstrationen bewährt.

Ich bin auf dem Weg zu meinem Treffen mit Raymond, um seine Neuigkeiten für meinen Wahlkampf zu erfahren, und höchstens sechzig Meter vom Justizgebäude entfernt, als ich meinen Namen höre und mich umdrehe. Hinter mir steht John Harnason, der jetzt einen flachen Strohhut trägt, unter dem sein rötliches Haar ein bisschen wie bei Bozo dem Clown vom Kopf absteht. Ich spüre sofort, dass er mir aufgelauert hat.

»Und? Wie sieht's für mich aus, wenn ich fragen darf, Euer Ehren?«

»Mr Harnason, wie beide sollten nicht miteinander reden, solange Ihr Fall noch verhandelt wird.« Kein Richter darf mit einer Seite in Abwesenheit der Gegenseite reden.

Harnason hebt einen dicklichen Finger mit überlangem Nagel an die Lippen. »Dann kein Wort darüber, Euer Ehren. Ich wollte mich nur den Geburtstagsglückwünschen anschließen und mich persönlich für meine Kaution

bedanken. Mel hat gesagt, ein Richter, der mir Kaution gewährt, müsste die Brust voller Orden haben. Was nicht heißen soll, dass ich keinen Anspruch drauf hätte. Aber er meinte, wer einen verurteilten Mörder frei rumlaufen lässt, bekleckert sich nicht gerade mit Ruhm. Aber Sie wissen ja selbst ganz gut, wie man sich in so einer Lage fühlt.«

Dank jahrelangem Training zeige ich keinerlei Reaktion. In dieser Phase meines Lebens können Monate vergehen, ohne dass irgendwer eine Anspielung macht auf die Anklage oder den Prozess gegen mich vor einundzwanzig Jahren. Stattdessen will ich mich abwenden, doch Harnason hebt eine Hand mit diesen befremdlich langen Fingernägeln.

»Ich muss gestehen, ich war neugierig, ob Sie sich noch an mich erinnern, Euer Ehren. Wir sind uns ja schon früher mal begegnet.«

»Tatsächlich?«

»Ich war mal Anwalt, Euer Ehren. Lange her. Bis Sie mich angeklagt haben.«

Alles in allem war ich fast fünfzehn Jahre bei der Staatsanwaltschaft, zwölf als Staatsanwalt und zwei, wie Tommy Molto, als vom Gericht ernannter kommissarischer Oberstaatsanwalt. Schon damals hätte ich mich unmöglich an jeden Fall erinnern können, den ich bearbeitet hatte, und mittlerweile ist das hoffnungslos. Aber wir haben damals nur sehr wenige Anwälte angeklagt. Auch Priester, Ärzte und Manager wurden von uns kaum juristisch verfolgt. Bestrafung war in jener Zeit meistens armen Leuten vorbehalten.

»Ich wurde nicht John genannt«, sagt er. »Das war mein Dad. Ich lief unter J. Robert.«

»J. Robert Harnason«, sage ich. Der Name ist eine Zauberformel, und ich stoße einen leisen Laut aus. Kein Wunder, dass Harnason mir heute Morgen im Gerichtssaal irgendwie bekannt vorgekommen war.

»Ah, jetzt wissen Sie also, wo Sie mich hintun sollen.« Er scheint erfreut, dass er mir so rasch wieder eingefallen ist, doch ich kann mir nicht vorstellen, dass er irgendetwas anderes empfindet als Groll. Harnason war ein schmieriger kleiner Anwalt gewesen, der sich eher schlecht als recht über Wasser hielt und schließlich auf eine altbekannte Strategie zurückgriff, um seine Lebensumstände zu verbessern. Er übernahm Schadensersatzklagen, und anstatt die seinen Mandanten zustehenden Anteile der Entschädigungssummen auszuzahlen, behielt er sie so lange wie möglich ein. Erst wenn ein empörter Mandant ihn mehrfach aufgefordert hatte, bezahlte er, und zwar mit dem Geld, das er bereits wieder dem nächsten Mandanten schuldete. Hunderte andere Anwälte in den Tri-Cities begingen Jahr für Jahr dieselbe große Sünde, sich aus Geldern zu bedienen, die ihren Mandanten zustanden, um die Miete oder die Steuern oder das Schulgeld für ihre

Kinder bezahlen zu können. Die schlimmsten Fälle führten zum Ausschluss aus der Anwaltskammer, und auch Harnason wäre vermutlich damit davongekommen, wäre da nicht noch etwas anderes gewesen: Als Stammgast in der schwulen Halbwelt jener Jahre, in Bars, wo die Polizei regelmäßig Razzien durchrührte und die Gäste verhaftete, war er mehrfach wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses festgenommen worden.

Sein Anwalt Thorsen Skoglund, ein wortkarger Finne, der längst nicht mehr unter den Lebenden weilt, nahm kein Blatt vor den Mund, als er mich aufsuchte, um meine Entscheidung anzufechten, Harnason wegen einer Straftat anzuklagen.

»Sie bringen ihn vor Gericht, weil er schwul ist.«

»Na und?«, antwortete ich. Ich muss oft an dieses Gespräch denken - wenn auch nicht an den Mann, um den es ging -, denn noch

während ich das sagte, war mir, als würde eine Hand dicht an meinem Herzen anfangen zu winken, um auf sich aufmerksam zu machen. Eine der härtesten Wahrheiten der Ämter, die ich bekleidet habe, als Staatsanwalt und als Richter, ist die, dass ich im Namen des Gesetzes vieles getan habe, was die Geschichte - und ich - mittlerweile bedauern.

»Sie haben mein Leben verändert, Euer Ehren.« Sein Tonfall ist nicht unfreundlich, aber in der Zeit damals hatten es Schwule im Gefängnis schwer. Sehr schwer. Meiner Erinnerung nach war er ein gut aussehender junger Mann mit etwas weichen Gesichtszügen, nach hinten gegeltem kastanienbraunem Haar, nervös, aber entschieden selbstbeherrschter als der Spinner, der mir jetzt gegenübersteht.

»Das hört sich für mich nicht nach einem Dankeschön an, Mr Harnason.«

»Nein. Nein, damals hätte ich mich auch nicht

bei Ihnen bedankt. Aber offen gestanden, Euer Ehren, ich bin Realist. Ehrlich. Noch vor zwanzig Jahren hätte die Sache nämlich ganz anders aussehen können. Ich hab mich zweimal bei der Staatsanwaltschaft beworben und wäre beinahe genommen worden. Ich hätte der Ankläger sein können, der versucht, Sie in den Knast zu schicken, weil Sie mit jemand Bestimmtem geschlafen hatten. Deshalb hat man Ihnen doch den Prozess gemacht, nicht? Wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, gab es nämlich nicht viele Beweise, außer dass Sie Ihre Finger nicht bei sich behalten konnten.«

Er hat größtenteils recht. Und ich verstehe, was Harnason mir sagen will: Er ist untergegangen, ich habe überlebt. Und zumindest für ihn ist schwer nachvollziehbar, wieso.

»Diese Unterhaltung ist unergiebig, Mr Harnason. Und unangemessen.« Ich wende

mich ab, doch er greift erneut nach mir.

»Nichts für ungut, Richter. Wollte bloß kurz Hallo sagen. Sie hatten mein Leben zweimal in der Hand, Euer Ehren. Diesmal waren Sie besser zu mir als beim ersten Mal, wenigstens bis jetzt.« Er lächelt ein wenig bei der Einschränkung, doch mit diesem Gedanken wird seine Miene ernster. »Hab ich wenigstens eine Chance, Euer Ehren?« Als er diese Frage ausspricht, wirkt er so hemmungslos kläglich wie ein Waisenkind.

»John«, sage ich und bremse mich dann. >John<? Aber irgendwie verlangt nicht nur die Tatsache, dass Harnason und ich uns vor Jahrzehnten begegnet sind, sondern auch das Leid, das ich ihm angetan habe, nach einer weniger gebieterischen Haltung. Und jetzt, da mir sein Vorname über die Lippen gekommen ist, kann ich ihn ja schlecht wieder zurücknehmen. »Wie Sie bei der Verhandlung mitbekommen haben, fallen Ihre Einwände

nicht gänzlich auf taube Ohren, John. Die Diskussion ist noch nicht abgeschlossen.«

»Dann gibt es also noch Hoffnung?«

Ich schüttele den Kopf, um >genug jetzt< zu signalisieren, aber er dankt mir dennoch und vollführt unterwürfig eine leichte Verbeugung. »Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag«, ruft er mir nach, als ich ihm den Rücken zuwende. Ich gehe davon. Völlig verstört.

Als ich nach einem leicht beunruhigenden Wahlkampftreffen mit Raymond ins Justizgebäude zurückkehre, ist es nach fünf Uhr, die Geisterstunde der Beamten, nach der sie alle verschwinden wie von einem Riesenstaubsauger verschluckt. Von allen Referendaren, die ich je hatte, ist Anna mit Abstand die fleißigste, und wie so oft ist sie noch da und arbeitet allein vor sich hin. Barfuß kommt sie hinter mir her in mein Amtszimmer, wo Reihen von ledergebundenen Gesetzesbüchern, die im Computerzeitalter

praktisch nur noch schmückende Funktion haben, zusammen mit Fotos und Souvenirs an Familie und Karriere in den Regalen ruhen.

»Bereiten Sie sich auf den Abschied vor?«, frage ich sie. Freitag werden wir Annas letzten Arbeitstag bei mir mit einem Dinner zu ihren Ehren feiern, wie ich das bei all meinen Referendaren mache, wenn sie mich verlassen. Am Montag darauf wird sie in der Prozessabteilung von Ray Horgans Anwaltskanzlei anfangen. Sie wird ein Gehalt bekommen, das höher ist als meins, und den viel zu lange aufgeschobenen Einstieg ins wahre Leben vollziehen. In den letzten zwölf Jahren war sie Rettungssanitäterin, Werbetexterin, Studentin der Wirtschaftswissenschaften, Mitarbeiterin einer Marketingabteilung und jetzt schließlich Anwältin. Wie Nat gehört Anna einer Generation an, die aufgrund ihres gnadenlosen Sinns für Ironie oft wie festgefroren wirkt. Praktisch alles, woran Menschen glauben,

kann als lächerlich widersprüchlich entlarvt werden. Und so lachen sie. Und treten auf der Stelle.

»Irgendwie schon«, sagt sie, und dann hellt sich ihre Miene auf. »Ich hab noch eine Geburtstagskarte.«

»Aber Sie haben doch schon so viel gemacht«, antworte ich, und nehme den Umschlag trotzdem an.

»Du bist SECHZIG«, steht da über dem Bild einer sexy Blondine in knallengem Pullover. »Zu alt, um noch Dummheiten zu machen.« Umseitig: »Oder davor zurückzuschrecken.« Die Karte empfiehlt noch: »Genieß, was Du kannst!« Darunter hat sie geschrieben: »Alles Liebe, Anna.«

Ach, wenn es doch nur so einfach wäre. Bilde ich mir das ein, oder hat das Busenwunder auf der Karte sogar eine schwache Ähnlichkeit mit Anna?

»Hübsch«, sage ich.

»Die passte einfach zu gut«, antwortet sie. »Da konnte ich nicht widerstehen.«

Ich sage nichts, während wir uns eine Sekunde lang anstarren.

»Na los«, sage ich schließlich. »Die Arbeit wartet.« Sie ist nun mal leider sehr hübsch, grüne Augen und aschblondes Haar, rote Wangen, dralle Figur. Keine klassische Schönheit, aber sie sieht gut aus und verströmt einen natürlichen Reiz. Sie tänzelt in ihrem glatten Rock mit einem leicht betonten Hüftschwung ihres breiten, aber hübsch gerundeten Pos davon und schaut noch einmal über die Schulter, um die Wirkung zu taxieren. Ich wedele mit der Hand, dass sie weitergehen soll.

Anna arbeitet nun seit fast zweieinhalb Jahren für mich, länger als alle Referendare, die ich je hatte. Sie ist eine gewiefte Anwältin mit einem

ausgeprägten Talent für diesen Beruf, und sie hat außerdem ein sonniges, begeisterungsfähiges Gemüt. Sie ist fast jedem gegenüber aufgeschlossen und oft umwerfend komisch, was niemanden mehr erfreut als sie selbst. Und sie ist noch dazu unermüdlich hilfsbereit. Da sie mehr von Computern versteht als selbst die meisten in unserer IT-Abteilung, opfert sie ständig ihre Mittagpause, um Probleme in anderen Büros zu lösen. Sie backt für meine Mitarbeiter, behält sämtliche Geburtstage im Kopf und kennt die Familienverhältnisse sämtlicher Kollegen. Anders ausgedrückt, sie ist ein Mensch, der sich mit anderen Menschen beschäftigt, und alle im Haus lieben sie.

Aber das Leben der anderen macht sie glücklicher als ihr eigenes. Vor allem die Liebe macht ihr zu schaffen. Sie ist voller Sehnsucht und Verzweiflung. Sie hat bergeweise Selbsthilfebücher mit ins Büro geschleppt, die sie oft mit meiner

Gerichtsdienerin Joyce tauscht. Liebe den Menschen, der du sein willst. Hör auf dein Herz. Wenn sie in der Mittagspause liest, kann man förmlich sehen, wie ihre heitere Fassade abblättert.

Annas lange Beschäftigung bei mir, die noch verlängert wurde, als ihre Nachfolgerin Kumari, die ich bereits eingestellt hatte, unerwartet schwanger wurde und absolute Bettruhe brauchte, hat unweigerlich zu einer gewissen Vertrautheit geführt. Wenn wir an manchen Abenden der Woche zusammen arbeiten, um Verwaltungsverordnungen vom Tisch zu bekommen, nutzt sie das für freimütige Beichten, bei denen es sich häufig um ihr Pech in Liebesdingen dreht.

»Ich hab so einige Kurzzeitbeziehungen gehabt und versucht, nichts richtig ernst zu nehmen, damit ich mir keine zu großen Hoffnungen mache«, erzählte sie mir einmal. »Und in gewisser Weise hat das auch geklappt.

Jetzt hab ich überhaupt keine Hoffnungen mehr.« Sie lächelte, wie sie das immer tut, um die Verbitterung mit Humor zu überspielen. »Wissen Sie, mit zweiundzwanzig war ich mal eine Nanosekunde lang verheiratet, und als das vorbei war, hatte ich überhaupt keine Angst davor, nie den Richtigen zu finden. Ich dachte damals, ich wäre zu jung. Aber die Männer sind es immer noch! Ich bin vierunddreißig. Der letzte Mann, mit dem ich was hatte, war vierzig. Und der war ein Kind. Ein Baby! Der konnte noch nicht mal seine schmutzige Wäsche vom Boden aufsammeln. Ich brauche einen Mann, einen Erwachsenen.«

All das klang recht harmlos, bis mich vor einigen Monaten das Gefühl beschlich, dass es sich bei dem Erwachsenen, der ihr vorschwebte, um mich handelte.

»Warum ist es so schwer, jemanden fürs Bett zu finden?«, fragte sie mich eines Abends im Dezember, als sie mir von einer weiteren

unerquicklichen Verabredung erzählte.

»Das glaub ich nicht«, sagte ich schließlich, sobald ich wieder atmen konnte.

»Ich meine jemanden, an dem mir wirklich was liegt«, entgegnete sie und schüttelte traurig ihre mittellange Strähnchenfrisur. »Wissen Sie, allmählich sag ich mir, was soll's? Ich probier alles. Also nicht alles. Keine Zwerge oder Pferde. Aber vielleicht geh ich tatsächlich mal in eine von diesen Bars, die ich nie in Erwägung gezogen hab. Oder doch in Erwägung gezogen, aber dann verworfen hab. Ich hab immer versucht, mich an die normalen Regeln zu halten, aber da ist nicht viel bei rausgekommen. Also sollte ich vielleicht mal was riskieren. Haben Sie schon mal was riskiert, Euer Ehren?«, fragte sie mich plötzlich, und ihre dunkelgrünen Augen waren wie Laser.

»Wir haben alle schon mal was riskiert«, sagte ich leise.

Das war der Wendepunkt. Jetzt sind ihre Kontaktversuche unverfroren und direkt, wenn wir allein sind - gewagte Zweideutigkeiten, Augenzwinkern, fehlt nur noch ein Bin-zu-haben-Schild. Vor ein paar Tagen stand sie plötzlich auf, legte sich eine Hand flach auf den Bauch, um ihre Bluse straff zu ziehen, und baute sich im Profil vor mir auf.

»Finden Sie mich zu vollbusig?«, fragte sie.

Ich ließ mir zu viel Zeit, um den Anblick zu genießen, ehe ich so neutral wie möglich antwortete, dass sie genau richtig sei.

Ich habe zwei Entschuldigungen dafür, dass ich das alles so hinnehme. Erstens ist Anna mit vierunddreißig für eine Referendarin nicht mehr die Jüngste und weit über jede Entwicklungsstufe hinaus, in der ihr Verhalten als kindlich erklärt werden könnte. Zweitens wird sie nicht mehr lange hier sein. Kumari, inzwischen gesunde Mutter, hat letzte Woche angefangen, und Anna bleibt nur noch ein paar

Tage, um sie einzuarbeiten. Für mich wird Annas Abschied eine echte Tragödie sein und gleichzeitig eine erhebliche Befreiung.

Da sich mein Problem mit der Zeit von allein lösen wird, habe ich bisher unterlassen, was der gesunde Menschenverstand eigentlich erfordert, nämlich mich mit Anna zusammenzusetzen und ihr klipp und klar zu sagen: Nein. Behutsam. Sanft. Mit einer ehrlichen Verneigung vor den schmeichelnden Komplimenten, die ich bekomme. Aber nein, nein und noch mal nein. Ich habe die Rede mehrmals geprobt, aber ich kann mich nicht dazu aufraffen, sie auch zu halten. Zum einen könnte das Ganze furchtbar peinlich für mich werden. Annas Sinn für Humor, den man in der heutigen Mars-und-Venus-Ära wohl als »männlich« bezeichnen könnte, grenzt oft ans Schlüpfrige. Ich fürchte noch immer, dass sie sagen wird, es wäre alles ein Witz gewesen, einfach bloß kleine Anzüglichkeiten, die wir alle uns dann und wann in dem sicheren

Bewusstsein erlauben, dass wir sie nicht ernst meinen. Eine schwerer verdauliche Wahrheit ist, dass ich nicht unbedingt aufhören möchte, von dem puren Lebenswasser zu trinken, das die sexuelle Bereitschaft einer attraktiven fünfundzwanzig Jahre jüngeren Frau bedeutet, selbst wenn sie es nicht so ganz ernst meint.

Aber mir war von Anfang an klar, dass ich nicht zugreifen werde. Ich weiß nicht, wie häufig körperliche Anziehung auf reinen Flirt beschränkt bleibt und niemals die am stärksten bewachte Grenze von allen überschreitet, die zwischen Fantasie und Tat, aber ich bin sicher, der Prozentsatz ist hoch. In den sechsunddreißig Jahren meiner Ehe hatte ich eine einzige Affäre - nicht mitgerechnet einen betrunkenen Quickie auf der Ladefläche eines Kombis, als ich in der Grundausbildung für die Nationalgarde war -, und dieser eine obsessive Ausrutscher in die reinen Exzesse der Lust führte geradewegs dazu, dass ich wegen Mordes vor Gericht landete. Wenn einer die

Richtigkeit des Sprichworts »Gebranntes Kind scheut das Feuer« bestätigen können sollte, dann doch wohl ich.

Ich habe kaum mehr als eine halbe Stunde in meinem Büro gearbeitet, als Anna wieder den Kopf hereinsteckt.

»Ich glaube, Sie sind spät dran.« Sie hat recht. Ich muss zu meinem Geburtstagsdinner.

»Mist«, sage ich. »Ich bin ein Schussel.«

Sie gibt mir den USB-Stick, auf den sie jeden Abend die Entwürfe der Urteilsbegründungen lädt, die ich zu Hause durchsehen werde, und hilft mir in mein Jackett, streicht es über den Schultern glatt.

»Noch mal, Euer Ehren, herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag«, sagt sie und berührt den mittleren Knopf mit einem Finger. »Ich hoffe, dass alle Ihre Wünsche wahr werden.« Der Blick, mit dem sie mich ansieht, ist absolut natürlich, und dann stellt sie sich

auf die Zehenspitzen. Es ist einer von diesen Momenten, die so kitschig und offenkundig sind, dass sie einem irgendwie unwirklich vorkommen, aber ihre Lippen berühren meine, wenn auch nur ganz kurz. Wie immer wehre ich mich nicht. Es durchläuft mich heiß, aber ich sage kein Wort, nicht mal Auf Wiedersehen, als ich zur Tür hinausgehe.

Rustys Geburtstag 19.03.2007 - Barbaras Tod 29.09.2008 - Die Wahl 04.11.2008

Kapitel 4

Tommy Molto, 3. Oktober 2008

Jim Brand klopfte an Tommys Tür, blieb aber auf der Schwelle stehen und wartete, bis der

Oberstaatsanwalt ihn hereinwinkte. 2006, während seiner ersten kurzen Amtszeit als Oberstaatsanwalt, hatte Tommy sich nicht genügend respektiert gefühlt. Nach über dreißig Jahren in dieser Behörde war sein Ruf als mürrischer Haudegen, der tagtäglich von acht Uhr morgens bis zehn Uhr abends arbeitete, dermaßen fest verwurzelt, dass es seinen Staatsanwälten irgendwie schwerfiel, ihn mit der Ehrerbietung zu behandeln, die ihm in seinem hohen Amt eigentlich gebührte. Als Erster Staatsanwalt hatte Brand das geändert. Dass er Molto respektierte und sympathisch fand, war offensichtlich, und für ihn war es selbstverständlich, kleine Gesten der Höflichkeit zu wahren - wie zum Beispiel anzuklopfen -, sodass die meisten Staatsanwälte Tommy inzwischen mit »Boss« begrüßten.

»Okay«, sagte Brand. »Wir haben was Neues über Rusty Sabichs Frau. Einen vorläufigen Obduktionsbericht.«

»Und?«

»Und er ist interessant. Bereit?«

Die Frage war es tatsächlich wert, gestellt zu werden. War Tommy bereit? Eine weitere Runde mit Rusty Sabich könnte sein Ruin sein. Der allgemeinen Meinung zufolge, die heutzutage im Justizgebäude herumschwebte wie das Fluorid im Trinkwasser, das aus dem Kindle-Fluss gewonnen wurde, hatte Nico im Fall Sabich voreilig Anklage erhoben. Tommy hatte mitgemacht, trug jedoch keine Verantwortung für die Entscheidungen, die unangemessen gewesen waren, aber nicht aus echter Boshaftigkeit getroffen wurden. Diese Auslegung kam allen gelegen. Nach seiner Abberufung als Oberstaatsanwalt war Nico nach Florida gezogen und hatte in dem Prozess gegen die Tabakindustrie zig Millionen Dollar verdient. Er besaß jetzt eine Insel in den Keys, auf die er Tommy und nun auch Dominga mindestens zweimal im Jahr einlud.

Was Tommy und Sabich betraf, so hatten sich beide nach einem persönlichen Desaster mühsam ans Ufer gerettet und ihr Leben wieder in den Griff bekommen. Tatsächlich war es Rusty gewesen, der als kommissarischer Oberstaatsanwalt Tommy damals seinen Job zurückgegeben hatte und damit stillschweigend anerkannte, dass das ganze Gerede von untergeschobenen Beweisen Unsinn war. Wenn sie beide sich heute begegneten, was häufig vorkam, gelang ihnen eine angespannte Herzlichkeit, nicht nur aus beruflicher Notwendigkeit, sondern vielleicht auch, weil sie beide gemeinsam dieselbe Katastrophe überstanden hatten. Sie waren wie zwei Brüder, die sich nie gut verstehen würden, aber beide von derselben Erziehung gezeichnet und geprägt waren.

»Todesursache Herzversagen als Folge von Rhythmusstörungen und einer möglichen hypertensiven Reaktion«, sagte Brand.

»Und das ist interessant?«

»Ja, weil Sabich genau das Gleiche gesagt hat. Dass sie ein unregelmäßiges Herz und hohen Blutdruck hatte. Das hat er den Cops erzählt. So was kann man doch nicht erraten.«

»Ach, komm, Jim. Das lag wahrscheinlich in der Familie.«

»Genau das hat er auch gesagt. Dass ihr Vater auch an so was gestorben ist. Aber vielleicht ist ihre Aorta geplatzt. Vielleicht hatte sie einen Schlaganfall. Aber nein, er sagt glasklar: >Herzversagen.<«

»Zeig mal her«, sagte Molto. Er streckte die Hand nach dem Bericht aus und beschloss im selben Moment, dass es ratsam wäre, die Tür zu schließen. Vom Türrahmen aus blickte er durch das Vorzimmer seiner beiden Sekretärinnen auf den dunklen Flur. Mit diesen Büroräumen musste was passieren; das war noch so ein Gedanke, mit dem Tommy

sich jeden Tag beschäftigte. In den drei Jahrzehnten, die Tommy hier arbeitete, und mindestens schon seit einem Vierteljahrhundert davor war die Staatsanwaltschaft in diesem trostlosen Bezirksgebäude untergebracht, wo das Licht trüb wie alter Schellack war. Das Haus war ein einziger Gefahrenherd, mit den Kabeln, die in Plastikkanälen über den Boden verliefen wie Wurstketten aus der Metzgerei, und den klappernden Fenstern, die noch immer die einzige Form einer Klimaanlage darstellten.

Nachdem er zu seinem Sessel zurückgekehrt war, las er die Obduktionsnotizen. Da stand es: Hypertensives Herzversagen. Sie hatte von ihrer Familie ein Herz geerbt, das so empfindlich war wie die Fesseln eines Rennpferdes, und sie war im Schlaf gestorben, vermutlich mit Fieber als Folge einer plötzlichen Erkältung. Angesichts ihrer bekannten Vorerkrankungen, so das Fazit des Rechtsmediziners, war vermutlich von einer

natürlichen Todesursache auszugehen. Tommy schüttelte nur den Kopf.

»Diese Frau«, sagte Brand, »war einen Meter sechzig groß und wog keine fünfzig Kilo. Sie hat jeden Tag Sport gemacht. Sie sah halb so alt aus, wie sie war.«

»Jimmy, ich wette zehn Dollar, dass sie jeden Tag Sport getrieben hat, weil keiner in ihrer Familie älter als fünfundsechzig geworden ist. Gegen die Gene kommst du nicht an. Wie waren die Blutwerte?«

»Die haben einen Immunassay gemacht. Das übliche Drogenscreening.«

»Wurde irgendwas gefunden?«

»Jede Menge sogar. Die Lady hatte einen Arzneischrank so groß wie ein Schiffskoffer. Aber sie hatte nichts im Blut, was ihr nicht verschrieben worden war. Sie hat jeden Abend Schlaftabletten genommen und jede Menge Zeugs gegen manische Depression.«

Molto warf seinem Ersten Staatsanwalt einen Blick zu. »Und dieses Zeugs kann zu Herzversagen führen, richtig?«

»Nicht in klinischer Dosierung. Ich meine, normalerweise nicht. Es ist schwer, solche Werte post mortem zu messen.«

»Die Todesursache passt zur Krankengeschichte. Und falls sie keines natürlichen Todes gestorben ist, und dafür stehen die Chancen schätzungsweise eins zu fünfzig, dann hat sie versehentlich eine Überdosis ihrer Medikamente genommen.«

Brand kräuselte die Lippen. Er hatte kein Gegenargument mehr, aber er war nicht zufrieden.

»Und wieso sitzt der Mann dann vierundzwanzig Stunden einfach nur da?«, fragte er schließlich. Ein guter Ankläger konnte manchmal genau wie ein guter Cop aus nur einem einzigen Faktum einen ganzen Fall

zimmern. Vielleicht hatte Brand recht. Aber er hatte keine Beweise.

»Wir haben nichts in der Hand, was eine Ermittlung rechtfertigen würde«, erklärte Tommy. »Schon gar nicht gegen jemanden, der in gut drei Monaten im Obersten Bundesstaatsgericht sitzen wird und möglicherweise zu jeder Verurteilung, die wir hier erreichen, sein Ja oder Nein abgibt. Falls Rusty Sabich uns das Leben schwer machen will, dann kann er das zehn Jahre lang.«

Noch während er mit seinem Ersten Staatsanwalt debattierte, wurde Tommy langsam klar, was hier vor sich ging. Rusty Sabich war für Brand niemand Besonderes. Es ging darum, was er für Tommy war. Damals vor zwei Jahrzehnten, als Rusty kommissarischer Oberstaatsanwalt war, musste Tommy, um seinen Job zurückzubekommen, zugeben, dass er während des Sabich-Prozesses gegen

Verfahrensvorschriften der Behörde im Umgang mit Beweisen verstoßen hatte. Moltos Strafe war minimal, Verzicht auf Gehaltsnachzahlungen für das Jahr, in dem er nicht gearbeitet hatte, während die Ermittlung im Anschluss an den Prozess lief.

Aber mit der Zeit war Tommys eingestandenes Fehlverhalten zur Last geworden. Inzwischen waren über die Hälfte der Richter am Kammergericht von Kindle County ehemalige Staatsanwälte, die früher mit Tommy gearbeitet hatten. Sie wussten, wer er war - zuverlässig, erfahren und berechenbar, wenn nicht sogar langweilig -, und hatten ihn nur allzu gern zum vorübergehenden Leiter der Behörde ernannt, als der gewählte Oberstaatsanwalt Moses Appleby zehn Tage nach seinem Amtseid zurücktrat, weil bei ihm ein inoperabler Gehirntumor diagnostiziert worden war. Aber das Zentralkomitee der Farmer- und Arbeiterpartei, bei dem jedes dreckige Geheimnis bekannt ist, war nicht

bereit, Tommy für das Amt vorzuschlagen, ja, noch nicht mal für eine Richterstelle, den Posten, mit dem Tommy eigentlich liebäugelte, weil er für jemanden mit einer jungen Familie langfristig größere Sicherheit bot. Wähler hatten keinen Sinn für feine Unterschiede, und falls ein Wahlgegner Tommys Geständnis an die Öffentlichkeit brachte und so tat, als hätte Tommy eine Straftat gebeichtet, wären seine Chancen gleich null. Wenn er so eine düster faszinierende Ausstrahlung wie Rusty hätte, könnte er das vielleicht überwinden. Doch alles in allem war er froh, dass nur ein paar Insider von diesem dunklen Fleck in seiner Biografie wussten. Brand hatte zweifellos recht. Der Beweis, dass Sabich in Wahrheit ein Bösewicht war, könnte diese Schmach abwaschen. Selbst wenn alle alles wussten, würde es niemanden mehr interessieren, ob Tommy seine Kompetenzen überschritten hatte.

Aber das war ziemlich weit hergeholt und die Risiken nicht wert. Diesen Posten zu bekleiden war jahrelang nur eine weitere von Tommys unerfüllten Sehnsüchten gewesen, und er verspürte die süße Kraft des Stolzes, weil er seine Sache gut machte. Wichtiger noch, er hatte Gelegenheit gehabt, viel von dem andauernden Schaden zu beheben, den sein Ruf durch die Anschuldigungen bei Rustys Prozess erlitten hatte, und wenn in zwei Jahren ein neuer Oberstaatsanwalt gewählt wurde, könnte Tommy den Mantel des Weißen Ritters zurückverlangen und in Richtung eines Jobs mit Spitzengehalt davonreiten, vielleicht als interner Ermittler bei irgendeinem Konzern. Das könnte er sich abschminken, wenn die Leute glaubten, er würde sein Amt für einen persönlichen Rachefeldzug missbrauchen.

»Jimmy, lass uns offen reden, okay? Ich kann mich unmöglich wieder mit Rusty Sabich anlegen. Ich hab einen einjährigen Sohn. Andere Männer in meinem Alter denken

daran, sich zur Ruhe zu setzen. Ich muss an die Zukunft denken. Eine weitere Schlappe kann ich mir nicht leisten.« Tommy war immer wieder verdutzt darüber, wo er jetzt im Leben stand. Er hatte nicht vorgehabt, sich irgendwo dazwischenzudrängeln oder noch mal etwas Neues anzufangen, und auf einmal hatte er etwas von all dem, was er bislang vermisst hatte. Er hatte nie zu den Männern gehört, deren Ego so groß ist, dass sie sich einbilden, selbst der Zeit ein Schnippchen schlagen zu können.

Doch Brands Blick sagte alles. Das war nicht Tommy Molto. Was er gerade gehört hatte, dieser Eigennutz, diese Vorsicht - das war nicht der Ankläger, den er kannte. Tommy spürte, wie sich sein Herz zusammenzog, als er Brands Enttäuschung sah.

»Scheiße«, sagte Molto. »Was willst du?«

»Lass mich ein bisschen nachhaken«, sagte Brand. »Auf eigene Faust. Aber ich muss mich

vergewissern, dass da wirklich nichts ist.«

»Falls irgendwas davon durchsickert, Jimmy, vor allem vor der Wahl, und wir nichts gefunden haben, dann kannst du gleich meine Traueranzeige schreiben. Hast du verstanden? Du setzt den Rest meines Lebens aufs Spiel.«

»Ich schweige wie Harpo Marx.« Er hob seine große kantige Hand und legte einen Finger an die Lippen.

»Scheiße«, sagte Tommy erneut.

Rustys Geburtstag 19.03.2007 - Barbaras Tod 29.09.2008 - Die Wahl 04.11.2008

Kapitel 5

Rusty, 19. März 2007

Nachdem ich in Nearing, dem ehemaligen Fährhafen, der sich, ehe wir 1977 hierherzogen, schon zu einem regelrechten Vorort am Fluss gemausert hatte, aus dem Bus gestiegen bin, gehe ich noch schnell in die Apotheke, die für mich auf dem Weg liegt, um Barbaras Medikamente abzuholen. Wenige Monate nach meinem Prozess vor einundzwanzig Jahren hatten Barbara und ich uns getrennt, und zwar aus völlig einvernehmlichen Gründen. Vielleicht hätten wir uns später scheiden lassen, wenn bei ihr nicht im Anschluss an einen Selbstmordversuch eine bipolare Störung diagnostiziert worden wäre. Für mich reichte das letztlich als Entschuldigung dafür, es noch einmal zu versuchen. Nach dem Prozess, nach

den Monaten des unaufhörlichen Abstiegs, ohne je das Gefühl zu haben, ganz unten angelangt zu sein, nach den Nächten voller wütender Vorwürfe gegen die Kollegen und Freunde, die sich gegen mich gewandt oder nicht genug getan hatten, nachdem all das allmählich in den Hintergrund trat, wollte ich das zurück, was ich von dem Moment an gewollt hatte, als der Albtraum begann: mein altes Leben. Um ehrlich zu sein, ich hatte nicht die Kraft, neu anzufangen. Oder mitzuerleben, wie mein Sohn, ein zartes Wesen, zum letzten Opfer dieser ganzen Tragödie wurde. Nat und Barbara zogen zurück aus Detroit, wo sie an der Wayne State University Mathematik gelehrt hatte, und ich stellte nur eine einzige Bedingung: Barbara musste mir schwören, peinlich genau die ihr verordneten Medikamente einzunehmen.

Ihre Stimmungen sind stark schwankend. Als alles gut lief, vor allem in den ersten Jahren, nachdem Nat und sie zurück nach Hause

gekommen waren, fand ich sie weit weniger streitsüchtig und oft sogar amüsant. Aber ihre manische Seite fehlte ihr. Sie hatte nicht mehr den Willen oder die Energie für diese vierundzwanzig Stunden langen Computersitzungen, wenn sie irgendeiner undurchsichtigen mathematischen Theorie hinterherjagte wie ein hechelnder Hund, der fest entschlossen ist, den Fuchs zur Strecke zu bringen. Nach einiger Zeit gab sie ihren Beruf auf, was noch häufigere Schwermutsphasen zur Folge hatte. Inzwischen bezeichnet Barbara sich selbst als Laborratte und ist bereit, alles auszuprobieren, was ihr Psychopharmakologe ihr empfiehlt, um sich besser in den Griff zu bekommen. In guten Zeiten nimmt sie eine Handvoll Tabletten: Tegretol. Seroquel. Lamictal. Topamax. Wenn ihre Stimmung sich verschlechtert, oder besser gesagt verdüstert, greift sie tiefer in den Arzneischrank und nimmt trizyklische Antidepressiva wie Asendin oder Tofranil, von

denen sie müde wird und aussieht, als wären ihr Löcher in die Pupillen gebohrt worden, weshalb sie selbst im Haus eine dunkle Sonnenbrille tragen muss. In den allerschlimmsten Momenten nimmt sie Phenelzin, ein Neuroleptikum, von dem sie und ihr Arzt wissen, dass es sie zuverlässig vom Abgrund zurückholt, was die vielen Risiken und Nebenwirkungen vertretbar macht. Zurzeit bekommt sie regelmäßig fünfzehn bis zwanzig Medikamente verschrieben, darunter auch die Schlaftabletten, die sie jeden Abend nimmt, und die Mittel gegen ihren chronisch hohen Blutdruck und die gelegentlichen Herzrhythmusstörungen. Sie bestellt alles übers Internet, und ich hole es zwei- oder dreimal die Woche für sie ab.

Das Geburtstagsdinner zu Hause ist eine lustlose Angelegenheit. Meine Frau ist eine gute Köchin und hat drei Filets gegrillt, jedes so groß wie eine Männerfaust, aber irgendwie

haben wir alle unseren Vorrat an guter Laune bei der Feier im Richterzimmer aufgebraucht. Nat, der mal ganz den Eindruck machte, als würde er sein Elternhaus nie verlassen wollen, und sich mittlerweile nur noch selten bei uns blicken lässt, ist wie üblich schweigsam während des ganzen Essens. Fast von Anfang an ist klar, dass wir es eigentlich nur hinter uns bringen wollen, um sagen zu können, dass wir an einem bedeutsamen Tag zusammen zu Abend gegessen haben, und dann in die innere Welt aus Zeichen und Symbolen zurückzukehren, mit der jeder von uns sonderbar beschäftigt ist. Nat wird nach Hause fahren, um sich auf die morgigen Juraseminare vorzubereiten, Barbara wird sich in ihr Arbeitszimmer und das Internet zurückziehen, und ich, Geburtstag hin oder her, werde den USB-Stick in meinen Computer schieben und die Entwürfe der Urteilsbegründungen lesen.

Bis dahin halte ich, wie so oft in meiner Familie, das Gespräch in Gang. Mein Treffen

mit Harnason ist immerhin so eigenartig, dass es sich lohnt, davon zu erzählen.

»Der Giftmischer?«, fragt Barbara, als ich den Namen erstmals erwähne. Sie hört meist nur mit einem halben Ohr hin, wenn ich von der Arbeit rede, aber es ist immer wieder verblüffend, was Barbara Bernstein Sabich trotzdem so alles mitbekommt. Gegenwärtig ist sie eine verstörende Kopie meiner leicht verrückten Mutter, wenngleich mit weit mehr Stil. Meine Mutter war in den letzten Lebensjahren, nachdem mein Vater sie verlassen hatte, so manisch, dass sie ihre Gedanken auf Hunderten von Karteikarten festhielt, die sie auf unserem alten Esstisch stapelte. Sie litt stark unter Agoraphobie, und ihre einzige Fluchtmöglichkeit aus der kleinen Wohnung waren regelmäßige Anrufe bei Radiotalkshows.

Auch meine Frau scheut sich, das Haus zu verlassen. Als geborener Computerfreak ist sie

vier bis sechs Stunden täglich im Internet unterwegs, frönt jeder Neugier - Rezepte, unser Aktienbestand, die neusten Fachzeitschriften für Mathematik, Verbrauchertipps und ein paar Spiele. Nichts im Leben beruhigt sie so sehr wie der Zugriff auf ein Universum von Informationen.

»Ich hab mal gegen den Mann die Anklage vertreten. Er war Anwalt, der sich am Geld seiner Mandanten bedient hat. Schwul.«

»Und was will er jetzt von dir?«, fragt Barbara.

Ich zucke die Achseln, aber während ich die Geschichte erzähle, wird mir plötzlich etwas klar, etwas, das sich in den letzten Stunden in mir aufgebaut hat und das ich nur widerwillig eingestehe, selbst meiner Frau und meinem Sohn gegenüber: Ich habe mich zutiefst schuldig gemacht, weil ich aufgrund von Vorurteilen, für die ich mich heute schäme, einen Mann ins Gefängnis geschickt habe.

Und in diesem Licht betrachtet, begreife ich, was Harnason insgeheim andeuten wollte: Wenn ich ihn nicht aus den falschen Gründen angeklagt hätte, wenn ich ihm nicht seinen Beruf genommen und ihn nicht in Schande gestürzt hätte, dann wäre sein Leben völlig anders verlaufen. Er hätte die Selbstachtung und Selbstbeherrschung besessen, seinen Partner nicht zu ermorden. Ich hab diesen Absturz in Gang gesetzt. Die moralische Wucht dieser Überlegung lässt mich verstummen.

»Du erklärst dich doch jetzt wohl für befangen, oder?«, fragt Nat, womit er meint, dass ich mich aus dem Fall zurückziehen werde. Nat wohnte noch bis nach seiner Collegezeit bei uns, und in jenen Jahren kam es selten vor, dass sich unser Sohn inhaltlich in ein Gespräch einmischte. Normalerweise nahm er mehr oder weniger die Rolle des Kommentators ein, der nur gelegentlich Bemerkungen dazu machte, wie seine Mutter

oder ich uns äußerten, »Toll, Dad«, oder »Sag uns, wie du wirklich empfindest, Mom«, offensichtlich, um zu verhindern, dass sie oder ich das labile Gleichgewicht zwischen uns zerstörten. Ich fürchte schon, dass dieses Vermitteln zwischen seinen Eltern zu den Dingen gehört, die den Weg für Nat schwerer gemacht haben. Mittlerweile jedoch spricht Nat mich öfter von sich aus auf juristische Fragen an und liefert mir dadurch einen kostbaren Zugang zu dem wachen Geist meines dunklen, eigenbrötlerischen Sohnes.

»Sinnlos«, sage ich. »Ist schon beschlossen. Könnte höchstens noch sein, auch wenn die Chance gering ist, dass George Mason umschwenkt. Außerdem hat der Mann nicht versucht, über die Gründe für seine Berufung zu reden.« Hinzu kommt, dass die meisten meiner Kollegen am Gericht argwöhnen würden, dass ich den Fall nur abgebe, weil ich mitten im Wahlkampf stecke und mich nicht dafür aussprechen möchte, eine Verurteilung

wegen Mordes aufzuheben, weil so etwas in der Öffentlichkeit nie gut ankommt.

»Dann hattest du also einen ereignisreichen Nachmittag«, sagt Barbara.

»Und das war noch nicht alles«, sage ich. Diese Erklärung ruft mir Annas Kuss wieder in Erinnerung, und aus Angst, rot geworden zu sein, erzähle ich von meiner Besprechung mit Raymond. »Koll hat angeboten, sich aus den Vorwahlen zurückzuziehen.«

Koll ist N.J. Koll, juristisches Genie und aufgeblasener Blödmann in einem, und er saß früher zusammen mit mir im Berufungsgericht. Ich rechne damit, dass N.J. bei den Vorwahlen im nächsten Februar mein einziger Gegner sein wird. Dank der Unterstützung durch die Partei bin ich sicher, ihn vernichtend zu schlagen. Aber dafür müsste ich im kommenden Jahr viel Zeit und Geld investieren. Da die Republikaner in dieser Einparteienstadt bislang nicht mal einen

Kandidaten aufgestellt haben, wäre mir durch N.J.s Rückzug der Sitz im Obersten Bundesstaatsgericht sicher, den selbst die Zeitungen ungeniert als den »Sitz des Weißen Mannes« bezeichnen, im Unterschied zu den beiden anderen Sitzen von Kindle County, die traditionsgemäß von einer Frau und einem Afroamerikaner besetzt werden.

»Großartig!«, sagt meine Frau. »Was für ein schönes Geburtstagsgeschenk. «

»Zu schön, um wahr zu sein. Er verzichtet nur, wenn ich mich dafür einsetze, dass er leitender Richter am Berufungsgericht wird.«

»Und?«, fragt Barbara.

»Das kann ich weder George antun noch dem Gericht.« Als ich an das Gericht kam, war es ein Altenheim für Parteiproteges, die allzu gern ein offenes Ohr für die falsche Art von Vorschlägen hatten. Heute, nach meinen zwölf Jahren als Chefrichter, kann sich das

Berufungsgericht des dritten Bezirks einer hervorragenden Besetzung rühmen, deren Urteilsbegründungen gelegentlich in juristischen Lehrbüchern erscheinen und von anderen Gerichten im ganzen Land zitiert werden. Mit seinen absurden Überspanntheiten würde Koll im Handumdrehen alles zunichtemachen, was ich aufgebaut habe.

»George weiß, wie Politik funktioniert«, sagt Barbara. »Und er ist dein Freund.«

»George weiß nur eines«, kontere ich, »dass er es verdient hat, Chefrichter zu werden. Wenn ich nicht ihm, sondern Koll helfen würde, hätten alle Richter das Gefühl, dass ich ihnen in den Rücken falle.«

Mein Sohn hatte Seminare bei Koll an der juristischen Fakultät des Easton College, wo N.J. ein angesehener Professor ist, und er ist zu der allgemein verbreiteten Einschätzung gelangt.

»Koll ist ein Scheißspinner«, sagt Nat. »Bitte«, sagt Barbara, die beim Essen noch immer Wert auf Etikette legt.

N.J., ein Mensch mit wenig Taktgefühl, hat sein Angebot mit einer Drohung untermauert. Falls ich nicht einwillige, wird er die Partei wechseln und bei der Stichwahl im November '08 als Kandidat der Republikaner antreten. Das wird seine Chancen nicht verbessern, aber meine Belastung erhöhen und wäre die größtmögliche Bestrafung dafür, dass ich ihn nicht zum Chefrichter gemacht habe.

»Dann gibt's also einen Wahlkampf?«, fragt Barbara beinahe ungläubig, als ich das alles erkläre.

»Falls Koll nicht geblufft hat. Vielleicht denkt er sich auch, dass es Zeit- und Geldverschwendung wäre.«

Sie schüttelt den Kopf. »Der Mann ist boshaft. Er würde aus lauter Bosheit antreten.« Von der

abgehobenen Warte, aus der Barbara mein Universum betrachtet, kann sie tief blicken, wie ein Eisvogel, und ich weiß sofort, dass sie recht hat, womit das Gespräch ein jähes Ende findet.

Barbara hat die Reste von Annas Möhrenkuchen mit nach Hause gebracht, aber wir haben uns noch immer nicht ganz von dem Zuckerkoma erholt, das er ausgelöst hat. Stattdessen räumen wir ab und spülen. Mein Sohn und ich setzen uns anschließend vor den Fernseher und schauen zwanzig Minuten zu, wie die Trappers ein Baseballspiel verlieren. Die einzige Zeit, die ich je mit meinem Vater verbrachte - abgesehen von den Stunden in der Familienbäckerei, in der ich arbeitete, seit ich sechs Jahre alt war -, waren die wenigen Momente in der Woche, wenn er mir erlaubte, mich neben ihn auf den alten Diwan zu setzen, während er sein Bier trank und Baseball kuckte, ein Spiel, das ihn, den Immigranten, unerklärlich faszinierte. Nat war in der

Highschool ein ganz guter Spieler, schien aber jegliches Interesse an Baseball zu verlieren, als er in der vorletzten Klasse seinen Stammplatz im Team verlor. Aber vielleicht wird ja manches über Generationen hinweg weitergegeben, jedenfalls nimmt er sich fast immer ein paar Minuten Zeit, um mit mir zusammen ein Spiel zu kucken.

Abgesehen von unseren Entsetzensäußerungen über die ewig glücklose Mannschaft oder juristischer Fachsimpelei reden Nat und ich kaum miteinander. Barbara dagegen belagert unseren Sohn mit einem täglichen Anruf, den er auf unter eine Minute begrenzt hält. Dennoch würde es gegen eine grundlegende Übereinkunft verstoßen, wenn ich mich nicht nach seinem derzeitigen Befinden erkundigen würde, obwohl ich weiß, dass er meinen Fragen ausweichen wird.

»Wie läuft's mit deinem Aufsatz?« Nat, der Ambitionen hat, Juraprofessor zu werden,

schreibt für die Easton Law Review einen Artikel, in dem er unter psycholinguistischen Aspekten untersucht, wie Richter für Geschworene einen Prozess zusammenfassen, ehe sie sie zur Beratung entlassen. Ich habe zwei Entwürfe gelesen und verstehe kein Wort.

»Fast fertig. Geht diesen Monat in Druck.«

»Ausgezeichnet.«

Er nickt einige Male, um nicht weiter über das Thema reden zu müssen. »Ist das okay, wenn ich dieses Wochenende rauf zur Hütte fahre?«, fragt er. Er meint unser Wochenendhäuschen in Skageon. »Ich würde mich gerne da verkriechen, um den Artikel ein letztes Mal zu überarbeiten.« Es steht mir nicht zu, ihn danach zu fragen, aber es ist so gut wie sicher, dass Nat nur mit seinem liebsten Begleiter hinfahren wird - ihm selbst.

Als im letzten Inning zwei Spieler der

Trappers ausscheiden, hat Nat schließlich genug. Er ruft seiner Mutter einen Abschiedsgruß zu, doch die ist inzwischen völlig im Netz versunken und antwortet nicht. Ich schließe die Tür hinter ihm und gehe meinen Aktenkoffer holen. Barbara und ich haben wieder auf Normalmodus geschaltet. Es gibt kein Geräusch, kein Fernsehen, keine rauschende Spülmaschine. Die Stille ist die Abwesenheit jeglicher Verbindung. Sie ist in ihrer Welt, ich bin in meiner. Nicht mal die Funkwellen aus dem All könnten hier gemessen werden. Doch ich habe mich dafür entschieden, und ich glaube noch immer oft, dass ich es so will.

In meinem kleinen Arbeitszimmer im Erdgeschoss lade ich die Dateien von dem USB-Stick und korrigiere die Entwürfe der Urteilsbegründungen, dann schaue ich in meine privaten E-Mails und finde etliche Geburtstagsgrüße. Gegen elf schleiche ich nach oben ins Schlafzimmer und stelle fest,

dass Barbara unerwarteterweise auf mich gewartet hat. Es ist schließlich mein Geburtstag. Und ich bekomme wohl noch ein spätes Geschenk.

Ich vermute, dass die sexuellen Praktiken in langen Ehen sehr viel abwechslungsreicher und somit theoretisch auch interessanter sind als die zwischen Partnern, die sich in irgendwelchen Singlebars begegnen. Von manchen Freunden in unserem Alter höre ich gelegentlich Bemerkungen, die darauf schließen lassen, dass der Sex in ihren Beziehungen praktisch abgehakt ist. Aber Barbara und ich haben noch immer ein stabiles Sexualleben, wahrscheinlich um die anderen Defizite unserer Ehe auszugleichen. Meine Frau sah immer sehr gut aus und wirkt jetzt, wo viele ihrer Altersgenossinnen von den Jahren gezeichnet sind, noch attraktiver. In ihr steckt noch immer etwas von den 1960er Jahren, daher hat sie ihre natürlichen Locken ungetönt ergrauen lassen und trägt trotz der

Blässe des Alters so gut wie nie Make-up. Aber sie ist und bleibt eine Schönheit mit feinen Gesichtszügen. Sie trainiert fünfmal die Woche zwei Stunden lang an den Fitnessgeräten in unserem Keller, eine Gewohnheit, die gut gegen ihre Herzprobleme und den Bluthochdruck ist, der bei ihr in der Familie liegt, und ihr zugleich die mädchenhafte Figur bewahrt. Wenn ich mit ihr einen Raum betrete, empfinde ich stets einen gewissen männlichen Stolz in mir aufwallen, der daher rührt, eine attraktive Frau zu begleiten, und ich genieße immer noch ihren Anblick im Bett, in dem wir zwei- oder dreimal die Woche miteinander schlafen. Wir erinnern uns. Wir verschmelzen. Die meiste Zeit ist es prosaisch, aber das trifft auf viele der besten Augenblicke im Leben zu, mit der Familie am Tisch, mit Freunden an der Bar.

Aber damit wird es heute Abend nichts. Sobald ich im Schlafzimmer bin, wird mir klar, dass Barbara aus einem ganz anderen

Grund auf mich gewartet hat, als ich dachte. Wenn sie aufgebracht ist, wird ihr Gesicht stählern - das Kinn, die Augen -, und im Augenblick ist es pures Eisen.

Ich stelle die einfache und doch ewig gefährliche Frage: »Hast du was?«

Sie schmollt unter der Decke. »Ich finde einfach, du hättest vorher mit mir reden können«, sagt sie. Die Bemerkung ist unverständlich, bis sie hinzufügt: »Über Koll.«

Mir klappt richtiggehend der Unterkiefer runter. »Koll?«

»Denkst du denn, ich bin nicht auch davon betroffen? Rusty, du hast beschlossen, mir einen monatelangen Wahlkampf zuzumuten, ohne vorher mit mir darüber zu reden. Denkst du denn, ich könnte dann noch nach dem Training in den Supermarkt gehen, wenn mir die Haare im Gesicht kleben und ich rieche wie eine Sportsocke?«

In Wahrheit bestellt Barbara fast all unsere Lebensmittel online, aber ich übergehe diese Spitzfindigkeit und frage einfach, warum nicht.

»Weil mein Mann dann stinksauer wäre. Erst recht, wenn mir dann irgendwer ein Mikrofon unter die Nase hält. Oder ein Foto macht.«

»Kein Mensch wird dich fotografieren, Barbara.«

»Wenn deine Werbespots im Fernsehen laufen, werden mich alle beobachten. Die Frau eines Kandidaten für das Oberste Bundesstaatsgericht? Das ist dasselbe wie Ministergattin. Mit dir als Chefrichter ist es schon schlimm genug. Aber jetzt muss ich die Rolle ernsthaft spielen.«

Diese diffuse Paranoia ist ihr einfach nicht auszureden; ich versuche das schon seit Jahrzehnten. Stattdessen stutze ich über ihre Formulierung, sie müsse eine Rolle spielen.

Wir kommen nicht oft an diesen Punkt, wo die Bedingungen, unter denen unsere Ehe fortgeführt wurde, ans Licht gezerrt werden. Uns beiden ging es vor allem um Nat. Davon abgesehen konnte ich mein Leben so gut es ging neu gestalten, ohne auf sie Rücksicht zu nehmen. Aber da ich diese Anordnung als moralisch richtig akzeptiere, denke ich selten daran, wie Barbara sie empfinden muss - eine nie endende Buße als drogengesteuertes Hausmütterchen von Stepford.

»Es tut mir leid«, sage ich. »Du hast recht. Ich hätte das mit dir besprechen sollen.«

»Aber du hast es keine Sekunde in Erwägung gezogen, nicht wahr?«

»Ich hab mich gerade entschuldigt, Barbara.«

»Nein, ganz egal, was es für mich bedeutet, du hast wirklich nicht in Erwägung gezogen, N.J. Chefrichter werden zu lassen.«

»Barbara, ich kann bei beruflichen

Entscheidungen keine Rücksicht darauf nehmen, ob meine Frau« - ich suche sichtlich nach dem passenden Wort, und wir beide wissen, welche ich verworfen habe: psychisch labil, manisch-depressiv, verrückt - »öffentlichkeitsscheu ist oder nicht. N.J. hätte dem Gericht als Chef enorm geschadet. Ich habe mein eigenes Interesse zurückgestellt. Da kann ich deines wohl schlecht höher gewichten.«

»Weil du Rusty der Musterknabe bist. Sankt Rusty. Du musst immer erst einen Hindernislauf hinter dich bringen, ehe du dir nimmst, was du haben willst. Das macht mich krank.«

Du bist krank, hätte ich beinahe erwidert. Aber ich bremse mich. Ich bremse mich immer. Sie wird jetzt anfangen zu toben, und ich werde es einfach hinnehmen und im Kopf mein Mantra abspulen: Sie ist verrückt, du weißt, dass sie verrückt ist, lass sie verrückt sein.

Und genau so kommt es. Mit jeder Minute steigert sie sich in eine größere Wut hinein. Ich setze mich hin und sage so gut wie nichts, außer dass ich dann und wann ihren Namen wiederhole. Sie steigt aus dem Bett und tigert mit geballten Fäusten auf und ab wie ein Boxer im Ring, doch statt zuzuschlagen, schleudert sie mir Beschimpfungen entgegen. Ich bin rücksichtslos, kalt, egozentrisch und gleichgültig ihr gegenüber. Nach einer Weile gehe ich zum Arzneischrank und hole das Stelazin. Ich halte ihr die Tablette hin und warte ab, ob sie sie nehmen wird, ehe sie in die letzte destruktive Phase kommt, in der sie irgendetwas zerstören wird, was mir mehr oder weniger wichtig ist. In der Vergangenheit hat sie vor meinen Augen die Buchstützen aus Kristallglas zerschmettert, die ich von der Anwaltskammer bei meiner Ernennung zum leitenden Richter bekommen hatte; sie hat mit dem Feuerzeug, mit dem wir den Grill anzünden, meine Smokinghose in Brand

gesteckt, und sie hat zwei kubanische Zigarren, die ich von Richter Doyle bekommen hatte, in die Toilette geworfen. Diesmal schnappt sie sich die Schachtel, die George mir überreicht hat, holt mein Geschenk heraus und schneidet vor meinen Augen die Epauletten von den Schultern der Robe.

»Barbara!«, schreie ich, stehe aber nicht auf, um sie daran zu hindern. Mein Ausbruch oder das, was sie da getan hat, genügt, um sie ein wenig zur Besinnung zu bringen, und sie grapscht die Tablette von ihrem Nachttisch und schluckt sie runter. In einer halben Stunde wird sie im sedierten Koma liegen und den morgigen Tag fast komplett durchschlafen. Es wird keine Entschuldigung geben. In ein oder zwei Tagen werden wir wieder da sein, wo wir waren. Distanziert. Zurückhaltend. Getrennt. Mit Monaten Frieden vor uns bis zum nächsten Ausbruch.

Ich gehe in mein Arbeitszimmer, wo ein Sofa

steht. Dahinter liegt für solche Anlässe wie diesen hier Bettzeug bereit. Barbaras Wutanfälle erschüttern mich jedes Mal, denn früher oder später starre ich durch einen Zeittunnel zurück auf das Verbrechen vor einundzwanzig Jahren und frage mich, welcher Irrsinn mich glauben ließ, dass wir zusammenbleiben könnten.

Ich habe Scotch in der Küche. Als ich Anwalt wurde, konnte ich mit Hochprozentigem nichts anfangen. Heutzutage trinke ich zu viel, selten im Übermaß, aber ich gehe so gut wie nie zu Bett, ohne mich zuvor mit Alkohol zu betäuben. Auf dem Klo entleere ich meine Blase und erstarre dort. Zu gewissen Zeiten im Jahr scheint der Mond direkt durch das Oberlicht im Bad. Während ich in dem magischen Glanz stehe, kehrt die Erinnerung an Annas körperliche Präsenz zurück, wirkungsvoll wie die Melodie eines Lieblingsliedes. Mir fällt die Bemerkung meiner Frau ein, dass ich Schwierigkeiten

habe, mir zu nehmen, was ich haben will, und fast wie zur Strafe gebe ich mich dem Gefühl hin, nicht bloß dem Film von Anna und mir in enger Umarmung, sondern dem wohligen Rausch, aus dieser Selbstbeschränkung zu entfliehen, die seit Jahrzehnten mein Leben prägt.

Ich verweile dort, bis ich nach einiger Zeit in die Gegenwart zurückkehre, bis mein Verstand meine Sinne ablöst und mit einer anwaltlichen Vernehmung meiner selbst beginnt. In der Unabhängigkeitserklärung steht, dass wir das Recht haben, nach Glück zu streben - aber nicht, es zu finden. In Darfur sterben Kinder. In Amerika suchen Menschen verzweifelt nach Arbeit. Ich habe Macht, eine sinnvolle Arbeit, einen Sohn, der mich liebt, drei anständige Mahlzeiten am Tag und ein klimatisiertes Haus. Wieso sollte ich Anspruch auf mehr haben?

Ich gehe zurück in die Küche, um mir noch

einen Scotch einzugießen, und mache mir dann mein Bett auf dem Ledersofa. Der Alkohol hat seine Wirkung getan, und ich gleite in den Staub des Schlafes. So endet der Tag zur Feier meiner sechzig Jahre auf Erden mit der sinnlichen Erinnerung an Annas Lippen, die meine streifen, und damit, dass mein Gehirn die ewigen Fragen durchkaut: Kann ich je glücklich sein? Kann ich mich wirklich zum Sterben hinlegen, ohne je versucht zu haben, es herauszufinden?

Die Rolle von Richter und Referendar ist im heutigen Berufsleben ziemlich einmalig, da Referendare im Grunde noch in der Ausbildung sind. Wenn sie zu mir kommen, sind sie zwar im Studium hervorragend geschult worden, aber noch ungeformt, und ich bringe ihnen dann zwei Jahre lang nichts Geringeres bei als die logische Auslegung von Recht und Gesetz. Vor fünfunddreißig Jahren

war ich selbst Referendar bei Philip Goldenstein, dem leitenden Richter des Obersten Bundesstaatsgerichts. Wie die meisten Referendare verehre ich meinen Richter noch heute. Phil Goldenstein war jemand, den sein leidenschaftlicher Glaube an die Menschheit in den Staatsdienst trieb. Er war davon überzeugt, dass in jeder Seele das Gute schlummerte und dass seine Aufgabe als Politiker oder Richter lediglich darin bestand, dieses Gute hervorzulocken. Das ist der sentimentale Glaube einer vergangenen Ära und ganz sicher keiner, den ich mir selbst je zu eigen machte, wenn ich ganz offen sein will. Aber mein Referendariat war trotzdem eine wunderbare Erfahrung, weil Phil der Erste war, der mir eine große Zukunft als Anwalt prophezeite. Ich betrachtete die Juristerei als einen Palast des Lichts, deren Strahlkraft die schäbige und kleinliche Dunkelheit im Haus meiner Eltern vertreiben würde. In dieses Reich eingelassen zu werden bedeutete

gleichsam, dass meine Seele die engen Grenzen überwunden hatte, die ihr, wie ich immer gefürchtet hatte, eigentlich zukamen.

Ich weiß nicht, ob es mir gelungen ist, bei meinen Referendaren dem großherzigen Beispiel des Richters nachzueifern. Mein Vater lieferte mir nie ein Vorbild für sanfte Autorität, und wahrscheinlich ziehe ich mich zu häufig zurück und wirke übereifrig und von mir selbst eingenommen. Aber die Referendare eines Richters sind seine juristischen Erben, und ich fühle mich vielen von ihnen besonders verbunden. Die sieben ehemaligen Referendare, die am Freitagabend zu Annas Abschiedsparty gekommen sind, zählen zu meinen Favoriten, und alle haben in ihrem Beruf beachtliche Erfolge vorzuweisen. Zusammen mit meinen übrigen Mitarbeitern sitzen wir in lustiger Runde zu insgesamt fünfzehn Personen an einem Tisch in einem schummrigen Hinterzimmer im Matchbook. Wir alle trinken zu viel Wein und ziehen Anna

freundlich auf, witzeln über ihre dauernden Abspeckversuche, ihre Klagen über das Singledasein, ihr gelegentliches heimliches Rauchen und darüber, dass an ihr selbst ein schickes Kostüm salopp wirkt. Einer hat ihr Pantoffeln fürs Büro gekauft.

Als die Party vorbei ist, fährt Anna mich wie geplant zurück zum Gericht. Ich will meinen Aktenkoffer holen, und sie will ihre letzten Habseligkeiten einpacken und mich dann an der Haltestelle für den Bus nach Nearing absetzen. Doch wie sich herausstellt, haben wir uns gegenseitig ein kleines Geschenk gekauft. Ich setze mich auf mein altes Sofa, dessen rissiges Leder mich unweigerlich ein wenig an mein Gesicht erinnert, und öffne die Schachtel. Zum Vorschein kommt eine Waage der Justitia im Miniaturformat, in die Anna einen Text hat eingravieren lassen: »Für den Chef - in ewiger Liebe und Dankbarkeit, Anna.«

»Sehr hübsch«, sage ich, und dann setzt sie sich neben mich, um das kleine Päckchen zu öffnen, das ich ihr geschenkt habe.

Distanz. Nähe. Diese Worte sind nicht bloß Metaphern. Wenn wir mit einem Menschen, dem wir uns verbunden fühlen, auf der Straße unterwegs sind, gehen wir näher neben ihm her. Und in den letzten Monaten von Annas Referendariat hat sich die professionelle Distanz zwischen uns praktisch aufgelöst. Wenn wir einen Fahrstuhl betreten, stellt sie sich unweigerlich dicht vor mich. »Hoppla«, sagt sie dann, schiebt ihr Gesäß an mich heran und blickt lachend über die Schulter. Und natürlich setzt sie sich jetzt so nah neben mich, dass unsere Oberschenkel und Schultern sich berühren, kein Angström mehr zwischen uns. Der Anblick meines Geschenks - ein Stifteset für ihren Schreibtisch und eine Karte, auf der ich an Phil Goldenstein erinnere und ihr eine große Zukunft voraussage - rührt sie zu Tränen. »Sie bedeuten mir so viel, Euer

Ehren«, sagt sie.

Und dann drückt sie ihren Kopf an meine Brust, als hätte das nichts zu bedeuten, und ich lege schließlich einen Arm um sie. Wir sagen nichts, minutenlang kein Wort, aber wir bleiben in dieser Position, meine Hand umfasst ihre feste Schulter, und ihr feines Haar, das angenehm nach Shampoo duftet, liegt genau über meinem Herz. Was hier debattiert wird, muss nicht ausgesprochen werden. Sehnsucht und Zuneigung sind mächtig. Doch Gefahren und Sinnlosigkeit liegen auf der Hand. Wir sind aneinandergeschmiegt, versuchen jeder für sich zu bestimmen, welcher Verlust schlimmer wäre - weiterzumachen oder sich abzuwenden. Ich weiß noch immer nicht, was passieren wird. Doch in diesem Moment wird mir eines klar: Ich habe mir selbst monatelang etwas vorgemacht. Weil ich nämlich absolut gewillt bin.

Und so sitze ich da und denke: Wird es

passieren, wird es tatsächlich passieren, wie ist das möglich, wie nicht, wie ist das möglich? Es ist wie der Moment, in dem der Sprecher der Geschworenen mit dem zusammengefalteten Urteilsformular in der Hand dasteht. Das Leben wird sich verändern. Das Leben wird anders sein. Die Worte können gar nicht schnell genug gesprochen werden.

In den Momenten, die ich mich dieser Fantasie hingab, habe ich mir selbst versprochen, allein ihr die Entscheidung zu überlassen. Ich werde nicht darum bitten oder irgendwelche Avancen machen. Daher halte ich sie jetzt umschlungen, mache aber sonst nichts. Natürlich erregt mich das Gefühl ihres festen Körpers, aber ich warte nur, und die Zeit verstreicht und verstreicht, vielleicht insgesamt zwanzig Minuten, bis ich endlich spüre, wie sie in meiner Armbeuge das Gesicht zu mir hochdreht und ihr warmer Atem meinen Hals streift. Jetzt wartet sie. Bereit. Ich spüre sie dort. Ich denke nicht:

Nein, oder auch nur: Moment. Mein einziger Gedanke ist: Nie wieder. Wenn nicht jetzt, dann nie wieder. Nie wieder die Gelegenheit, den elementarsten Rausch zuzulassen, den das Leben bietet.

Und so sehe ich zu ihr hinunter. Unsere Lippen berühren sich, unsere Zungen. Ich stöhne laut auf, und sie flüstert: »Rusty, oh, Rusty.« Ich entdecke die köstliche Weichheit der Brüste, die ich mir tausendmal in meiner Hand vorgestellt habe. Sie löst sich von mir, um mich anzusehen, und ich betrachte sie, schön, ruhig und ohne die geringsten Bedenken. Und dann spricht sie die Worte aus, die meine Seele erheben. Diese mutige, hinreißende junge Frau sagt: »Küss mich noch mal.«

Hinterher fährt sie mich zum Bus und biegt kurz vor der Haltestelle in eine Seitenstraße, damit wir uns zum Abschied küssen können.

ICH!, schreit mein Herz, Chefrichter Sabich, knutsche wie ein Siebzehnjähriger im Schatten knapp außerhalb des Lichtkegels, den die Straßenlampe wirft.

»Wann seh ich dich wieder?«, fragt sie.

»Ach, Anna.«

»Bitte«, sagt sie. »Nicht bloß das eine Mal. Ich würde mich so nuttig fühlen.« Sie hält inne. »Nuttiger.«

Ich weiß, es wird nie einen süßeren Augenblick geben als den, den wir gerade miteinander erlebt haben. Weniger unbeholfene, aber nie beglückendere.

»Alle Affären gehen schlecht aus«, sage ich. Dafür bin ich vielleicht der krasseste Beweis, den es gibt. Wegen Mordes angeklagt. »Daran sollten wir beide denken.«

»Das haben wir doch beide«, entgegnet sie. »Monatelang habe ich gesehen, wie du

nachgedacht hast, wenn du mich angeschaut hast. Bitte. Und wenn wir uns nur unterhalten?«

Wir wissen beide, dass die einzigen Unterhaltungen zwischendurch stattfinden werden, aber ich nicke und steige dann aus, nachdem ich sie noch einmal leidenschaftlich geküsst habe. Ihr Auto, ein betagter Subaru, fährt mit dem röchelnden Lärm eines kaputten Auspuffs davon. Ich gehe langsam zum Bus. Wie, schreit mein Herz, wie kannst du das bloß wieder tun? Wie kann ein Mensch denselben Fehler noch einmal begehen, der ihm fast das Leben zerstört hat? Wohl wissend, wie wahrscheinlich eine weitere Katastrophe ist? Diese Fragen stelle ich mir mit jedem Schritt. Aber die Antwort ist immer dieselbe: weil das, was zwischen damals und heute liegt - weil diese Zeit es nicht richtig verdient hat, Leben genannt zu werden.

Rustys Geburtstag 19.03.2007 - Barbaras Tod 29.09.2008 - Die Wahl 04.11.2008

Kapitel 6

Tommy, 13. Oktober 2008

Tim Brand bewarb sich mit einem nicht gerade berauschenden Examenszeugnis bei der Staatsanwaltschaft und erhielt eine Standardabsage. Aber dann erschien er einfach persönlich und bettelte am Empfang um ein Vorstellungsgespräch. Das imponierte Tommy, der zufällig vorbeikam. Tommy war es, der Brand beim Einstellungskomitee durchpaukte, der ihm beibrachte, wie man einen anständigen Schriftsatz verfasste, der Jim bei einer Reihe von wichtigen Fällen als zweiten Anwalt einsetzte. Und im Laufe der

Zeit bewährte sich Brand. Er hatte ein natürliches Gespür für den Gerichtssaal, die Instinkte eines Footballspielers, der spürt, wann ihm ein Überraschungsangriff droht. Verteidiger beschwerten sich über seinen rotzigen Stil, aber das taten sie auch bei Tommy.

Doch anders als die meisten Menschen, denen man einen Gefallen tut, vergaß Jim Brand nie, in wessen Schuld er stand. Tommy war sein großer Bruder. Sie waren gegenseitig Trauzeugen auf ihren Hochzeiten. Und auch jetzt noch machten Tommy und Brand mindestens einmal im Monat zusammen Mittagspause, und zwar sowohl, um ihre Freundschaft zu pflegen, als auch, um über die regelmäßig auftretenden Probleme in der Behörde zu reden, die sonst im Strudel der Dringlichkeiten untergingen. Normalerweise aßen sie nur irgendwo in der Nähe schnell ein Sandwich, aber heute hinterließ Brand bei Tommys Sekretärinnen eine Nachricht, dass er

um zwölf unten vorm Haupteingang auf ihn warte. Jim steuerte seinen Mercedes gerade aus dem Betonparkhaus zwischen dem Bezirksgebäude und dem Gericht, als Tommy aus dem Gebäude trat.

»Wo geht's hin?«, fragte Tommy, sobald er eingestiegen war. Brand liebte sein Auto, eine E-Klasse, die er günstig gekauft hatte, nachdem er drei Monate lang praktisch kein anderes Thema hatte als irgendwelche Angebote im Internet oder in Kleinanzeigen. Er und seine Mädchen wienerten das Auto jeden Sonntag auf Hochglanz, und er hatte einen Lederreiniger gefunden, der den typischen Neuwagenduft verströmte. Das Auto war dermaßen makellos, dass Tommy schon Bedenken hatte, auch nur die Beine übereinanderzuschlagen, weil er fürchtete, seine Schuhe könnten Staubspuren am Sitz hinterlassen. Einer der glücklichsten Tage in Brands Leben war der gewesen, als er eines Abends aus dem Parkhaus rollte und ein

vorbeitorkelnder zahnloser Penner lallte: »Mann, Alter, krasser Schlitten ist das.« Noch heute gab Brand diesen Spruch bei jeder Gelegenheit zum Besten.

»Ich dachte, ins Giaccolone's«, sagte Brand.

»Du liebe Zeit.« Im Giaccolone's steckten sie ein ganzes Kalbsschnitzel in ein Panino und ersäuften das Ganze in Marinarasoße. Als junger Staatsanwalt hatte Tommy oft die Detectives, mit denen er in einem Fall zusammengearbeitet hatte, dorthin eingeladen, während die Geschworenen sich berieten, doch mittlerweile deckte so ein Sandwich seinen Kalorienbedarf für die ganze Woche. »Dann fühl ich mich wieder wie eine Boa constrictor, die gerade ein Pferd verdaut.«

»Du wirst deine Mittagspause genießen«, sagte Brand, und da ahnte Tommy, dass Brand etwas im Schilde führte.

Das Giaccolone's war nicht weit von der Uni,

und der Hungersnotappetit junger Studenten hatte den Laden vor Jahren am Laufen gehalten, als man noch jugendlichen Wagemut und bewaffnete Begleiter brauchte, wenn man sich in die Gegend traute. Damals war die ganze Straße ziemlich heruntergekommen. Der Spielplatz gegenüber war ein unkrautüberwuchertes Gelände gewesen, wo lila Disteln neben Müll wuchsen, der mitten in der Nacht dort abgeladen wurde - Autoschrott und Spannbetonbrocken, aus denen rostige Moniereisen ragten. Jetzt standen dort noble Stadthäuser, und Tony Giaccolone, der den Laden in der dritten Generation führte, hatte das Undenkbare getan und die riesige Speisekarte, die über der Theke prangte, um Salate bereichert. Die Uniklinik, die mit ihrer Freiformarchitektur aussah, als hätte Tomaso einen Haufen Bauklötze auf den Boden gekippt, war bis auf wenige Hundert Meter herangekommen, breitete sich ungezügelt aus wie eines der Krebsgeschwüre, für deren

Behandlung sie berühmt war.

Auf der Rückseite vom Giaccolone's standen Picknicktische aus Beton. Dorthin gingen Brand und Tommy, nachdem sie sich ihre Sandwiches geholt hatten, die so schwer waren wie Ziegelsteine. Ein Anzug tragender, kupferroter Buddha sprang auf.

»Hallo«, sagte Brand. »Boss, du erinnerst dich doch an Marco Cantu, oder? Marco, du kennst den Oberstaatsanwalt.«

»Hallo, Tom.« Cantu holte aus und klatschte seine Hand in Tommys. Als Marco Cantu noch bei der Polizei gewesen war, hatte er den Spitznamen »Can-tu-nix« gehabt. Er war clever, aber sagenhaft faul gewesen, einer von den Cops, die den lebenden Beweis dafür lieferten, dass man Streifenwagen niemals mit Klimaanlagen hätte ausstatten sollen, denn im Sommer wäre Marco nicht mal ausgestiegen, um einen Mord zu verhindern. Aber er war irgendwo auf den Füßen gelandet, das wusste

Tommy noch. Nach zwanzig Dienstjahren ließ er sich pensionieren und surfte auf der Antidiskriminierungswelle ins Paradies.

»Sicherheitschef im Gresham«, sagte Cantu, als Tommy ihn fragte, was er denn zurzeit so mache. Das Gresham war ein klassisches Hotel, das um eine prächtige Lobby herum erbaut war, in der Marmorsäulen so hoch wie Mammutbäume aufragten. Tommy war gelegentlich dort, wenn die Anwaltskammer einen Empfang gab, aber man brauchte schon das Spesenkonto eines Topmanagers, um sich ein Zimmer leisten zu können.

»Ist bestimmt Knochenarbeit«, sagte Molto. »Einmal im Monat schalten Sie auf Krisenmodus, wenn Sie irgendeinem betrunkenen Manager zuraunen müssen, er sollte doch jetzt lieber die Bar verlassen.«

»Für so was hab ich vier Leute«, sagte Marco. »Ich hör bloß über meinen Ohrhörer mit.« Cantu hatte das Gerät in der Tasche und holte

es kurz hervor, was mit Schmunzeln quittiert wurde.

»Und was ist mit irgendwelchen Promis?«, fragte Brand, der ein Faible für die Glitzerwelt hatte. »Die steigen doch bestimmt schon mal bei euch ab.«

»Allerdings«, sagte Marco. »Und die können einem das Leben ganz schön schwer machen.« Er erzählte die Geschichte von einem neunzehnjährigen Rockstar, der nach einem Zug durch die Bars in der Stadt sturzbetrunken um drei Uhr morgens zurück ins Hotel gekommen war und auf einmal meinte, es wäre eine prima Idee, sich in der Lobby splitternackt auszuziehen. »Ich wusste nicht, was ich zuerst machen soll«, sagte Marco, »die Paparazzi verscheuchen oder die Heizung hochdrehen, damit sich der Junge keine Erkältung holt. Das war vielleicht ein Blödmann.«

»Ihr kriegt doch auch lokale Prominenz«,

sagte Brand. »Hast du mir nicht erzählt, du hättest Anfang letzten Jahres alle naselang den Chefrichter vom Berufungsgericht bei euch gesehen?«

»Stimmt«, sagte Marco. »Und so gut wie jedes Mal hatte er diese kleine chiquita am Arm.«

Brands dunkle Augen suchten Tommys. Jetzt wusste Molto, warum sie hier waren.

»Wie jung?«, fragte Tommy.

»Auf jeden Fall volljährig. Ich weiß nicht. Dreißig? Attraktiv, mit mächtig Holz vor der Hütte. Beim ersten Mal hab ich ihn nur so in der Lobby rumsitzen sehen. Ist doch komisch, oder? So ein Chefrichter hat doch immer viel zu tun. Ich will zu ihm, um ein bisschen zu quatschen. Aber da seh ich, wie er zur Seite kuckt und irgendwem signalisiert, er soll verschwinden. Ich bück mich, um meinen Hosenaufschlag zu richten, und sehe diese Braut, die rückwärts geht und dann zum

Fahrstuhl.

Ein paar Wochen später bin ich oben auf einer der Etagen, um bei irgendeinem asiatischen Geschäftsmann mit Jetlag nach dem Rechten zu sehen, weil er seinen Weckruf nicht angenommen hat, und als die Fahrstuhltür aufgeht, sehe ich gerade noch, wie die beiden auseinanderspringen und sich in ihre jeweiligen Ecken stellen. Der Richter und sie. Ich meine, sie war echt dabei, ihre Bluse wieder in den Rock zu stopfen, und der alte Oberrichter hatte so einen Blick im Gesicht, als würde er denken: Jetzt bloß nicht in die Hose machen. Wieder zwei Wochen später seh ich ihn in die Lobby kommen, und als er mich bemerkt, wirbelt er rum wie eine Ballerina und marschiert durch die Drehtür wieder raus. Aber die Braut, die steht an der Rezeption.«

»Um welche Tageszeit war das?«, fragte Tommy und beäugte misstrauisch die Gäste um sie herum. Am Nebentisch saß eine

Gruppe aus dem Krankenhaus, alle in weißen Kitteln mit Instrumenten in der Brusttasche. Sie alberten herum, lachten, ohne Notiz von dem Oberstaatsanwalt gleich neben ihnen zu nehmen.

»Zweimal gegen Mittag. Das letzte Mal nach Feierabend.«

»Der Richter lässt es sich in der Mittagspause besorgen?«

»So sah das für mich aus«, sagte Marco.

Tommy nahm sich Zeit fair seine widerstreitenden Beurteilungen. Es überraschte ihn nicht, dass Rusty ein Heuchler war, dass er um den Sitz im Obersten Bundesstaatsgericht kandidierte und gleichzeitig herumvögelte. Manche Männer waren einfach so, schwanzgesteuert, nichts anderes. Der Gedanke, seine Frau zu betrügen, war für Tommy unfassbar, lag regelrecht außerhalb jedes vorstellbaren Verlangens.

Warum? Was könnte kostbarer sein als die Liebe der eigenen Frau? Alles in allem bestätigte diese Geschichte lediglich seine Einschätzung, dass Rusty Sabich ein Arschloch war.

»Tja«, sagte Tommy. »Ich selbst habe an einigen Mittagessen der Anwaltskammer in dem Hotel teilgenommen.«

»Klar. Die gibt's öfter.«

»Und die Konferenzsäle sind ständig belegt, Tag und Nacht?«

»Damals schon. Im Augenblick könnten die Geschäfte besser laufen.«

»Okay«, sagte Tommy, »aber diese junge Frau und er könnten durchaus auch aus anderen Gründen da gewesen sein. Marco, haben Sie vielleicht mal einen Blick ins Gästeverzeichnis geworfen, ob der Richter wirklich im Hotel abgestiegen ist?«

»Ja. Aber wie gesagt, die Frau stand an der Rezeption.«

»Das heißt, es gibt keinen Beleg?«

»Keinen Beleg.«

Tommy sah Brand an, der mit der Entwicklung der Dinge so zufrieden war, dass er sich gierig über sein Sandwich hermachte. Selbst in diesem Alter hatte Jimmy immer noch ständig Heißhunger. Molto hatte vieles zu sagen, aber nicht im Beisein von Marco. Sie sprachen über die Footballmannschaft der Uni, bis Cantu die kümmerlichen Reste seines Paninos in das Wachspapier einwickelte. Ehe er aufstand, stützte Marco die Hände auf seinen breiten Oberschenkel.

»Wissen Sie, ich fand's ziemlich mies, wie Rusty Sie bei dem Prozess verarscht hat«, sagte Cantu. »Deshalb hat's mir auch nichts ausgemacht, ein paar Kumpeln beim Bier die Sache zu erzählen.«

»Das weiß ich zu schätzen«, sagte Tommy, obwohl das Räderwerk in ihm sich verkeilte. Er vermutete, dass Cantu mit ein bisschen Spucke seinen eigenen Groll gegen Sabich aufpolierte.

»Aber das Hotel«, sagte Marco. »>Die Privatsphäre unserer Gäste.<« Er malte mit seinen dicken Fingern Anführungszeichen in die Luft. »Mordsmäßig wichtig. Wie bei 'ner gottverdammten Schweizer Bank. Also wenn irgendwas davon je rauskommt, dann haben Sie von mir nichts gehört. Falls Sie was Schriftliches brauchen, schicken Sie einen Cop rüber, und ich red mit meinem Boss, damit der mit seinem Boss reden kann. Bleibt sich letztlich gleich, aber Sie wissen ja, wie das läuft.«

»Alles klar«, sagte Molto und sah Marco hinterher, der in seinem schicken Anzug davonging.

Tommy warf den Rest seines Sandwiches weg

und winkte Brand zurück zum Auto. Jim hatte den Mercedes auf der anderen Straßenseite im Parkverbot abgestellt, wo er ihn im Auge behalten konnte. Als sie einstiegen, nahm Brand den Zettel, den er unter die Windschutzscheibe gelegt hatte -

KINDLE-COUNTY-POLIZEIKRÄFTE IM DIENST - und klemmte ihn wieder hinter die Sonnenblende.

»Hör mal, der Kerl war ein ziemlich mieser Cop, als er noch auf Streife ging«, erklärte Tommy.

»Ich würde glatt sagen, der war ein Oberarschloch«, sagte Brand, »aber das wäre zu schmeichelhaft.«

»Und zwischen ihm und Rusty ist irgendwie böses Blut, hab ich recht?«

»Ist auch mein Eindruck. Als wir das erste Mal über die Sache geredet haben, hat Marco ordentlich Dampf abgelassen und erzählt, dass

Sabich, als er noch Prozessrichter war, ihm mal die Schuld für einen Beweisausschluss gegeben hat.«

»Okay, dann sieht Can-tu-nix vielleicht ein kleines bisschen mehr, als ein anderer sehen würde.«

»Vielleicht, vielleicht auch nicht. Aber dir ist doch wohl klar, wenn er recht hat, dann wäre das ein Motiv für Adios Mrs Sabich.«

»Wie du's auch nennen willst, das war vor anderthalb Jahren. Und als Mordmotiv ist es nicht sehr überzeugend. Schon mal das Wort Scheidung gehört?«

»Wäre bei meiner Frau ausgeschlossen«, sagte Brand. »Die würde mich fertigmachen.« Jody, eine ehemalige Staatsanwältin, war eine harte Nuss. »Vielleicht hat Rusty gedacht, eine Scheidung würde seinem Wahlkampf schaden.«

»Dann hätte er noch sechs Wochen warten

können.«

»Vielleicht konnte er das nicht. Vielleicht ist die junge Lady schwanger und bekommt allmählich Bauch.«

»Vielleicht, vielleicht, vielleicht, Jimmy.«

Sie waren jetzt auf der Madison, gleich gegenüber vom Haupteingang der Uniklinik. An der Fußgängerampel an der Ecke wartete ein Pulk von Leuten auf Grün, ihrem Aussehen nach Ärzte und Patienten und Arbeiter, und jeder Einzelne von ihnen, Molto zählte acht Personen, hatte ein Handy am Ohr. Wo war bloß das Hier und Jetzt geblieben?

»Boss«, sagte Brand. »Rusty wird nicht gleich um Mitternacht deswegen hingerichtet. Aber du hast gesagt, ich soll dir was liefern. Und das hier ist was. Es geht um einen Mann, der schon mal wegen Mordes vor Gericht stand. Jetzt stirbt plötzlich und unerwartet seine Frau, und er lässt die Leiche aus unerfindlichen

Gründen erst mal einen Tag abkühlen. Und wie sich herausstellt, ist er fremdgegangen. Also, kann doch sein, dass er den Übergang erleichtern wollte. Ich weiß es nicht. Aber wir müssen der Sache nachgehen. Mehr sag ich gar nicht. Wir müssen unsere Arbeit machen und der Sache nachgehen.«

Tommy blickte die breite Avenue hinunter, die auf beiden Seiten von Parkanlagen gesäumt und von mächtigen alten Bäumen beschattet wurde. Es wäre einfach sehr viel leichter gewesen, wenn es um jemand anderen ginge.

»Wie bist du überhaupt auf diese Information gestoßen?«, fragte er. »Wer hat dich auf Marco gebracht?«

»Einer von den Cops in Nearing spielt jeden Dienstagabend mit Cantu Billard.«

Die Antwort gefiel Tommy nicht.

»Ich hoffe, die halten sich alle schön zurück. Nicht dass noch die halbe Polizei von Nearing

durch die Gegend rennt und jeden, der ihnen über den Weg läuft, fragt, ob er vielleicht Grund zu der Annahme hat, Rusty Sabich hätte seine Frau kaltgemacht.«

Brand versprach, die Sache unter Verschluss zu halten. Immerhin, so beruhigte Tommy sich, hatte die Presse noch keinen Wind davon bekommen. Er fragte Brand, was er jetzt vorhabe.

»Ich würde sagen, es ist Zeit, seine Bankunterlagen und Telefonverbindungsdaten anzufordern«, sagte Brand. »Wollen doch mal sehen, ob es diese große Unbekannte wirklich gibt und ob die beiden immer noch was laufen haben. Wir können allen eine Neunzig-Tage-Sperre aufbrummen, damit sie Rusty frühestens nach seiner Wahl davon erzählen können.« Die bundesstaatliche Version des Antiterrorgesetzes gab der Staatsanwaltschaft die Möglichkeit, Dokumente anzufordern und die Stellen, die diese Dokumente lieferten,

dazu zu verpflichten, neunzig Tage lang niemanden davon in Kenntnis zu setzen, außer vielleicht einen Anwalt. Es war ein schwacher Abklatsch von den Möglichkeiten, die den Bundesbehörden zur Verfügung standen - die konnten nämlich die Anforderung von Dokumenten ewig geheim halten -, aber die hiesigen Strafverteidiger hatten wie üblich in der Hauptstadt einen Riesenaufstand veranstaltet.

Tommy stöhnte und zitierte Macchiavelli, der schon immer wusste, worauf es ankam. »Wer auf den König schießt, tut gut daran, den König zu töten.«

Doch Brand schüttelte seinen großen kahlen Kopf.

»Nehmen wir mal das Schlimmste an, Boss, nehmen wir an, es kommt nix dabei raus. Dann wird Rusty stinksauer sein, wenn er davon erfährt, und vielleicht wirft er uns ab und an Knüppel zwischen die Beine, aber er wird sich

keinesfalls öffentlich beschweren. Er sitzt im Obersten Bundesstaatsgericht, ihm ist nichts passiert, und er wird nicht an die große Glocke hängen, dass er mal vor langer Zeit, als seine bessere Hälfte noch lebte, eine Geliebte hatte. Er wird dich bloß noch ein bisschen mehr hassen, als er dich sowieso schon hasst.«

»Na toll.«

»Wir müssen unsere Arbeit machen, Boss. Wir haben Informationen vorliegen.«

»Dürftige Informationen.«

»Dürftig oder nicht, wir müssen ihnen nachgehen. Oder willst du, dass irgendein Cop aus Nearing in sechs Monaten einem Reporter beim Bier vorheult, dass sie noch vor Rustys Wahl auf wichtige Hinweise gestoßen sind, die ihn belasteten, und dass du eine Herztransplantation gebraucht hast, weil du Schiss hattest, der große böse Richter Sabich würde dir wieder den Hintern versohlen? Das

wäre auch nicht gut.«

Brand hatte recht. Sie mussten ihre Arbeit machen. Aber es war riskant. Es war ein Witz, zu glauben, du hättest tatsächlich die Kontrolle über dein Leben. Du konntest zwar das Ruderblatt ins Wasser halten, um das Kanu zu steuern, aber durch die Stromschnellen trug dich allein die Strömung. Du selbst hieltst dich einfach bloß fest und hofftest, nicht gegen einen Felsen zu prallen oder in einen Strudel zu geraten.

Tommy wartete ab, bis sie wieder am Gericht waren, ehe er Brand die Erlaubnis gab, weiterzumachen.

Rustys Geburtstag 19.03.2007 - Barbaras Tod 29.09.2008 - Die Wahl 04.11.2008

Kapitel 7

Rusty, März-April 2007

Vier Tage nachdem die Sache zwischen uns angefangen hat, treffen Anna und ich uns im Hotel Gresham. Ihre Wohnung kommt nicht infrage. Ihre Mitbewohnerin Stiles kommt zu unregelmäßigen Zeiten nach Hause. Noch entscheidender ist, dass ihre aus Backsteinbauten bestehende, relativ neue Wohnanlage auf der East Bank nur zwei Blocks vom Obersten Bundesstaatsgericht entfernt liegt, wo Nat schon jetzt ein paar Stunden die Woche arbeitet.

Da der äußere Schein Vorrang hat, haben wir über etliche kryptische E-Mails vereinbart, dass sie das Hotelzimmer mit ihrer Kreditkarte bezahlt. Ich sitze in der Lobby und tue so, als würde ich auf irgendjemanden warten. Als der

Empfangsportier sich abwendet, suchen Annas Augen mich, und wir sehen uns an. Ich schiebe die Hand in mein Jackett und berühre mein Herz.

Wenn man eine Frau monatelang mit dem begehrlichen Blick der Fantasie betrachtet hat, kann man irgendwie gar nicht richtig glauben, dass das wirklich sie ist, die man nackt in den Armen hält. Und in gewisser Weise ist sie es auch nicht. Ihre Taille ist schlanker, als ich gedacht hatte, die Oberschenkel eine Idee üppiger. Doch der eigentliche Kitzel liegt darin, die Wand durchbrochen zu haben und in meine Fantasie vorgedrungen zu sein, eine ebenso unwirkliche Erfahrung, als wäre ich zwischen Gitterstäben hindurchgekrochen, um mit den Tieren im Zoo zu schmusen. Endlich, denke ich, als ich sie berühre. Endlich.

Hinterher, als sie die Zipfel ihrer Bluse wieder in den Rock schiebt, sage ich: »Es ist also wirklich passiert.«

Ihr Lächeln ist glücklich, arglos. Wenn Anna etwas genießt, empfindet sie keine Verlegenheit.

»Du wolltest nicht, oder? Jedes Mal wenn ich ins Zimmer kam, hab ich gespürt, dass du das Für und Wider abgewogen hast. Und dich dagegen entschieden hast.«

»Ich wollte nicht«, sage ich. »Aber hier bin ich.«

»Ich denke nur einmal über etwas nach«, erklärt sie mir. »Und dann treffe ich eine Entscheidung. Das ist eine Gabe. Vor ungefähr drei Monaten wurde mir klar, dass ich mit dir schlafen will.«

»Und wenn du etwas willst, bist du ausdauernd wie ein Wolf, was?«

Sie lächelt, ein Lächeln, das die Welt umarmt. »Ausdauernd wie ein Wolf, genau«, sagt sie.

In meinem Richterzimmer, bei Wahlkampfveranstaltungen, wenn ich die Straße hinuntergehe oder im Bus sitze, verhalte ich mich wie im normalen Leben, doch insgeheim habe ich mich an einen neuen Ort begeben. Ich denke unentwegt an Anna, lasse obsessiv die winzigen Schritte Revue passieren, die uns im Laufe der Monate zu einem Liebespaar gemacht haben, und kann es noch immer nicht richtig fassen, dass ich die Grenzen überwunden habe, die ich meiner Existenz auferlegt hatte. Zu Hause habe ich überhaupt kein Schlafbedürfnis mehr, nicht nur, weil es mir widerstrebt, mich neben Barbara ins Bett zu legen, sondern auch, weil mein Körper in der letzten Woche von einer enormen Vitalität erfüllt wurde, wie ich sie seit Jahrzehnten nicht mehr erlebt habe. Und da die Glasvitrine, in der jede Frau außer meiner eigenen seit einem Menschenalter sicher verwahrt war, plötzlich verschwunden ist, empfinde ich in Gesellschaft praktisch jeder

Frau einen sinnlichen Kitzel.

Dennoch weiß ich zu jedem Zeitpunkt, dass das, was ich tue, in jeder Hinsicht Wahnsinn ist. Einflussreicher Mann mittleren Alters, schöne, sehr viel jüngere Frau. Diese Konstellation bekommt null Punkte für Originalität und ist verdientermaßen Gegenstand allgemeiner Verachtung, meine eigene eingeschlossen. Nach meiner ersten Affäre - vor gut zwanzig Jahren - war ich innerlich dermaßen zerrissen, dass ich eine Therapie anfing. Jetzt jedoch kommt mir nicht mal der Gedanke, mir einen Therapeuten zu suchen, was ich seit Jahren immer mal wieder in Erwägung gezogen habe, weil ich, auch ohne dass mich jemand auf den Trichter bringen muss, weiß, dass das Ganze einfach verrückt ist, hedonistisch, nihilistisch und, das wichtigste »istisch« von allen - unrealistisch. Es muss aufhören.

Wenn unsere Affäre auffliegt, wäre das für

Anna längst nicht so verheerend wie für mich. Es wäre ein peinlicher Auftakt für ihre Karriere. Aber keiner würde ihr die Hauptschuld geben. Sie hat keine Ehefrau, der sie Treue geschworen hat, strebt kein öffentliches Amt an. Die Tatsache, dass wir uns zurückgehalten haben, bis sie nicht mehr für mich arbeitete, könnte meine Position am Gericht retten, aber mein Rivale N.J. Koll würde schlagartig zum Favoriten werden.

Und das wäre noch der geringste Preis. Barbaras Zorn ist tödlich und würde sie in ihrem Zustand höchstwahrscheinlich zu einer Gefahr für sie selbst machen. Doch das mit Abstand Schlimmste für mich wäre, Nat gegenüberzutreten und seinen Gesichtsausdruck zu sehen, bar jeder Achtung.

Im Zuge meiner ersten Affäre gelangte ich unter anderem zu der Erkenntnis, dass ich jede Menge Ballast aus dem dunklen, unglücklichen Elternhaus, in dem ich

aufwuchs, mit mir herumschleppe. Bis dahin hatte ich mir naiv eingebildet, ein Bilderbuchamerikaner zu sein, jemand, dem es als Sohn eines sadistischen Kriegsveteranen und exzentrischen Einsiedlers gelungen war, sich zu verändern und mehr aus sich zu machen als bloß einen Durchschnittsbürger. In gewisser Weise sehne ich mich noch immer danach, ein Vorbild zu sein, der Meister einer trügerischen Ordnung. Doch mich verfolgt der Schatten, der weiß, dass ich das nicht bin. Niemand ist das. Auch das weiß ich. Aber ich beschäftige mich mehr mit meinen Unzulänglichkeiten als andere Menschen. Das ist die Faszination des Lasters für mich. Es bedeutet, dass ich akzeptiere, wer ich bin.

Anna ist wie viele, die ich im Jurastudium kennengelernt habe, nicht intellektuell, aber hochintelligent, ungemein flink, wenn es um die anwaltliche Aufgabe geht, Tatsachen und

Rechtslage unter einen Hut zu bringen, und ihr dabei zuzusehen ist ebenso mitreißend, als würde man einen großartigen Sportler auf dem Spielfeld beobachten. Jetzt wo wir plötzlich auf Augenhöhe sind, finde ich ihre Intelligenz auf elementare Weise bezaubernd. Doch in unseren Gesprächen spielt zärtliches Geraune eine untergeordnete Rolle. Wir reden von Jurist zu Jurist, debattieren förmlich immer, leicht amüsiert, aber nie ohne eine gewisse Schärfe. Und was wir erörtern, ist eine Wahrheit, die uns beiden von Anfang an klar sein musste: Das mit uns kann unmöglich gut ausgehen. Sie wird jemanden kennenlernen, der besser zu ihr passt. Oder wir fliegen auf, und mein Leben wird erneut in rauchenden Trümmern liegen. So oder so, es gibt keine Zukunft.

»Wieso nicht?«, fragt sie, als ich das an unserem zweiten Nachmittag beiläufig erwähne.

»Ich kann Barbara nicht verlassen. Erstens würde mir das mein Sohn nie verzeihen. Und zweitens ist es unfair.« Ich erkläre unsere Geschichte ein wenig, beschreibe sogar ausführlich die halbe Apotheke, die Barbara in ihrem Arzneischrank aufbewahrt, um ihr begreiflich zu machen: Meine Ehefrau ist beschädigt. Ich wusste das, als ich mich wieder auf sie eingelassen habe.

Annas Miene schwankt irgendwo zwischen mürrisch und gekränkt, und sie wird rot.

»Anna, das hast du gewusst. Das musst du gewusst haben.«

»Ich weiß nicht, was ich gewusst habe. Ich musste einfach nur mit dir zusammen sein.« Tränen kriechen ihr über die geröteten Wangen.

»Das Problem ist folgendes«, sage ich zu ihr. »Zwischen uns besteht ein grundlegender Unterschied.«

»Meinst du das Alter? Du bist ein Mann. Ich bin eine Frau. Alter interessiert mich nicht.«

»Das sollte es aber. Du stehst am Anfang, ich am Ende. Männer in meinem Alter verlieren ihre Haare. Und dafür wachsen ihnen neue aus den Ohren. Sie bekommen einen Bauch. Was meinst du, woran das liegt?«

Sie verzieht das Gesicht. »Hormone?«

»Nein, ich meine, was würde Darwin sagen? Worin liegt der Nutzen, dass alte Männer anders aussehen als junge Männer? Damit fruchtbare junge Frauen sehen können, mit wem sie sich paaren sollten. Damit irgendein Salonlöwe, der so alt ist wie ich, dir nicht erzählen kann, er wäre zwanzig Jahre jünger.«

»Du bist kein Salonlöwe. Und ich bin kein Dummchen.« Beleidigt schlägt sie die Decke zurück und stolziert in all ihrer nackten Pracht zum Schreibtisch, um eine Zigarette zu rauchen. Ich hatte sie vorher noch nie rauchen

sehen und war ein wenig verblüfft gewesen, dass sie ein Raucherzimmer gebucht hatte. Ich habe aufgehört, als ich aus der Reserve der Nationalgarde ausschied, aber ich habe nie aufgehört, den Geruch einer brennenden Zigarette mit blindem Genuss zu verbinden. »Was denkst du denn?«, fragt sie. »Dass das für mich bloß eine neue Erfahrung ist?«

»Darauf wird es am Ende hinauslaufen. Etwas Verrücktes, das du mal gemacht hast, um daraus zu lernen.«

»Erzähl mir nicht, dass ich jung bin.«

»Wir wären beide nicht hier, wenn du nicht jung wärst. Wir fänden uns gegenseitig weit weniger faszinierend.«

Ich trete hinter sie, drehe sie zu mir herum und streiche mit beiden Händen über ihren Oberkörper. Körperlich ist sie wunderbar, eine Macht, die Anna genießt und für deren Erhalt sie einiges tut. Maniküren und Pediküren,

Friseurtermine, Kosmetiktermine, »turnusmäßige Wartung« nennt sie das. Ihre Brüste sind perfekt, groß, schön geformt, mit einem breiten dunklen Hof um die langen Brustwarzen. Und ich bin fasziniert von ihrem Intimbereich, wo sich ihre Jugend gleichsam konzentriert. Sie ist haarlos dort, Brazilian Waxing, so nennt sie das. Ich kannte das bisher nicht, und das glatte Gefühl weckt meine Lust so schnell, als würde ein Blitz einschlagen. Ich huldige und trinke und lasse mir Zeit, während sie abwechselnd stöhnt und ihre Wünsche flüstert.

In diesem Zustand des Staunens geht das Leben weiter. Ich mache meine Arbeit, schreibe Urteilsbegründungen, erteile Anweisungen, habe Treffen mit Vertretern der Anwaltskammer und Komitees, regele die immerwährenden bürokratischen Kämpfe innerhalb des Gerichts, doch immer ringt Anna

in unterschiedlichen sinnlichen Posen um meine Aufmerksamkeit. Kolls Parteiwechsel, den er gleich in der Woche nach meinem Geburtstag vornahm, hat vorläufig die Dringlichkeit aus meinem Wahlkampf genommen, wenngleich Raymond weiter Veranstaltungen plant, um Gelder zu beschaffen.

Anna und ich reden mehrmals am Tag miteinander. Ich rufe sie nur von der Arbeit aus an, weil die Handyrechnungen, die zu mir nach Hause geschickt werden, die Gespräche einzeln auflisten. Wenn ich im Richterzimmer allein bin, wähle ich Annas Privatnummer in der Kanzlei oder aber sie ruft meine direkte Durchwahl an. Die Gespräche sind gedämpft, immer zu schnell vorüber, eine seltsame Mischung aus Banalitäten und Beteuerungen des Begehrens. »Guerner hat mir eine Riesenakte auf den Schreibtisch geknallt. Ich muss das Wochenende durcharbeiten.«

»Du fehlst mir.«

»Ich hab Sehnsucht.«

Eines Tages fragt mich Anna am Telefon: »Was ist eigentlich aus dem Fall Harnason geworden?« Annas letzte offizielle Aufgabe als Referendarin bestand darin, meinen Widerspruch aufzusetzen, und der Fall beschäftigt sie noch immer, zusammen mit etlichen anderen, an denen sie gearbeitet hat. Ich hab Harnason schon fast vergessen, wie so vieles andere in meinem Leben, aber nachdem ich aufgelegt habe, bitte ich Kumari zu mir. Als Reaktion auf meinen Widerspruch hat George galant von einem Recht Gebrauch gemacht, das jedem Richter an meinem Gericht zusteht: Er hat Marvinas beherzte Urteilsbegründung zusammen mit meinem Entwurf an sämtliche Gremien geschickt und angefragt, ob der Fall eine gesamtrichterliche Prüfung erforderlich mache, bei der alle achtzehn Richter über den Fall entscheiden

würden. Etliche meiner Kollegen, die ihren Chef nicht verärgern wollten, haben sich auf die diplomatische Methode verlegt, gar nicht zu antworten. Ich setze eine Einwochenfrist und bekomme ordentlich einen auf den Deckel: 13 zu 5 - Marvina, George und mich inbegriffen - sprechen sich dafür aus, das Urteil zu bestätigen. Damit ist praktisch garantiert, dass das Oberste Gericht es ablehnen wird, den Fall überhaupt anzuhören, und zwar mit der Begründung, dass dreizehn Richter sich nicht irren können. Im Vollgefühl ihres Triumphs bittet Marvina, die Urteilsbegründung noch einmal zu überarbeiten, aber John Harnason wird in weniger als einem Monat in die Strafanstalt zurückkehren.

Meine Gedanken sind fast ebenso oft bei Barbara wie bei Anna. Zu Hause bin ich vollkommen unverdächtig. An den Abenden,

ehe Anna und ich uns wieder treffen, studiere ich meine nackte Gestalt unter dem grellen Licht im Bad. Ich bin alt, dicklich, bauchig. Ich trimme meine Schamhaare mit einem Nasenhaarentferner, beseitige die langen widerborstigen grauen Spiralen. Ich sollte befürchten, dass Barbara irgendetwas merkt, doch sie äußert sich weder zu meinen Friseurbesuchen noch zu dem üblen Rasurbrand. Nach sechsunddreißig Jahren nimmt sie eher meine Anwesenheit zur Kenntnis als meinen Körper.

Vor Jahrzehnten, während meiner Affäre mit Carolyn, war ich schrecklich gereizt. Aber durch Anna bin ich Barbara gegenüber verständnisvoller und geduldiger geworden. Meine Flucht in die Lust hat das Vorratslager an bitterem Groll geleert, den ich noch immer hege. Was nicht heißen soll, dass es leicht ist, die Täuschung aufrechtzuerhalten. Sie unterminiert jeden Moment zu Hause. Den Müll rausbringen oder miteinander schlafen,

was ich nicht immer vermeiden kann, dergleichen scheint von einem zweiten Ich gespielt zu werden. Die Unaufrichtigkeit liegt nicht nur darin, wo ich war, oder in den Höhepunkten meines Tages. Die Lüge bezieht sich darauf, wer ich in meinem tiefsten Innern wirklich bin.

Mein unmöglicher Wunsch, zwei Frauen gegenüber loyal zu sein, führt mich wiederholt auf die höchsten Gipfel der Absurdität. So bestehe ich beispielsweise darauf, Anna das Geld für die Hotelzimmer in bar zu erstatten. Sie lacht darüber — ihr Gehalt ist höher als meins, und jetzt, da sie im Vergleich zu ihrem Referendariat vierhundert Prozent mehr verdient, hat sie das Gefühl, in Geld zu schwimmen -, doch meine altmodische Ritterlichkeit, wenn man das so nennen will, entrüstet sich bei der Vorstellung, dass ich mit einer Frau schlafe, die sechsundzwanzig Jahre jünger ist als ich, und sie auch noch für das Vergnügen bezahlen lasse.

Aber das Geld aufzubringen gestaltet sich schwieriger, als ich zunächst dachte. Barbara ist bei uns für die Finanzen zuständig, und als promovierte Mathematikerin betrachtet sie Zahlen als die wichtigsten Bezugspunkte im Leben. Sie könnte, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, die exakte Höhe der Stromrechnung vom letzten Juni nennen. Ein paar zusätzliche Abhebungen am Geldautomaten könnte ich vielleicht mit Verlusten beim Pokerspiel mit den anderen Richtern erklären, aber keinesfalls mehrere Hundert Dollar die Woche. Doch fast wie durch göttliches Eingreifen kommt endlich die Erhöhung des Ortszuschlags für alle Richter im Staat durch, die sich durch Rechtsstreitigkeiten lange verzögert hat. Ich stoppe die Direktüberweisung meines Gehaltsschecks am 17. April und gehe stattdessen mit dem Scheck zur Bank, wo ich denselben Betrag einzahle, der sonst elektronisch überwiesen wurde, und mir den

erhöhten Ortszuschlag in bar auszahlen lasse. Einschließlich der Nachzahlung für zweieinhalb Jahre belauft sich die Summe auf fast viertausend Dollar.

»Ich bin froh, dass das mit uns ein Geheimnis ist«, sage ich zu Anna, als wir einmal an einem frühen Nachmittag im Bett liegen. Wir treffen uns jetzt zwei- bis dreimal die Woche, in der Mittagspause oder nach der Arbeit, wenn ich vorgeben kann, ich wäre auf einer Wahlkampfveranstaltung. »Weil dir sonst nämlich Millionen Menschen sagen würden, dass du verrückt bist.«

»Warum bin ich verrückt? Wegen des Altersunterschieds?«

»Nein«, sage ich, »das ist nur normaler Wahnsinn. Oder anormaler. Ich meine damit, dass die letzte Frau, mit der ich eine Affäre hatte, am Ende tot war.«

Jetzt habe ich ihre Aufmerksamkeit. Die

grünen Augen sind reglos, und die Zigarette verharrt auf halbem Weg zu ihren Lippen.

»Muss ich Angst haben, dass du mich umbringst?«

»Manche Leute würden auf ein gewisses Muster hinweisen.« Sie hat sich noch immer nicht bewegt. »Ich hab's nicht getan«, sage ich. Sie ahnt es wahrscheinlich nicht, aber das hier ist die größte Intimität, die ich ihr bislang gewährt habe. Seit über zwei Jahrzehnten habe ich mich aus Prinzip selbst meinen engsten Freunden gegenüber nie zu einer solchen Beteuerung herabgelassen. Falls sie Argwohn hegen, obwohl sie mich gut kennen, würde ich ihn auch nicht dadurch zerstreuen können, dass ich es abstreite.

»Weißt du«, sagt sie, »ich weiß viel über den Fall. Damals habe ich zum ersten Mal daran gedacht, Anwältin zu werden. Ich hab täglich alles über den Prozess gelesen, was in der Zeitung stand.«

»Und wie alt warst du da? Zehn?«

»Dreizehn.«

»Dreizehn«, sage ich schwermütig. Allmählich begreife ich, dass ich mich nie an meine monumentale Torheit gewöhnen werde. »Dann machst du mich also auch noch dafür verantwortlich, dass du Anwältin geworden bist? Jetzt werden die Leute erst recht sagen, dass ich dich verdorben hab.«

Sie schlägt mich mit dem Kissen. »Was meinst du, wer es war?«, fragt sie.

Ich schüttele den Kopf.

»Weißt du es nicht?«, fragt sie. »Oder willst du es nicht sagen? Ich hab da so meine Theorie. Möchtest du sie hören?«

»Thema beendet.«

»Obwohl du mir gerade gesagt hast, dass ich in Lebensgefahr schwebe?«

»Wir sollten uns anziehen«, sage ich und

mache keinen Hehl aus der Tatsache, dass es mir reicht.

»Tut mir leid. Ich wollte dich nicht ärgern.«

»Lass uns nicht mehr drüber reden. Veteranen sprechen nicht über den Krieg. Sie lassen ihn einfach hinter sich. Das ist dasselbe. Obwohl du mich schon ins Grübeln gebracht hast.«

»Darüber, wer es war?«

»Darüber, warum du hier bist. Angesichts meiner gefährlichen Geschichte.«

Sie hat ihre Unterwäsche angezogen, doch jetzt entledigt sie sich ihres BHs so schwungvoll wie eine Stripperin, schleudert ihn durchs Zimmer.

»Die Liebe«, sagt sie und fällt in meine Arme, »lässt einen verrückte Dinge tun.« Wir sind beide spät dran, aber diese Unbekümmertheit erweckt in mir wieder dieses brennende Begehren, und wir tun es noch einmal.

Hinterher sagt sie: »Ich glaub's einfach nicht. Basta.«

»Danke«, sage ich leise. »Ich bin froh, dass es dich nicht abgehalten hat.«

Sie zuckt die Achseln. »Vielleicht das Gegenteil.«

Ich blicke sie fragend an.

»Ich meine, du bist immer noch so eine Art Legende«, sagt sie. »Nicht bloß für Anwälte. Was meinst du wohl, warum niemand, der sie noch alle hat, gegen dich um den Sitz im Obersten Gericht kandidieren will?«

Das Oberste Gericht. Mein Herz überschlägt sich mehrmals. Währenddessen starrt Anna vor sich hin, mit ihren Gedanken woanders.

»Weißt du«, sagt sie schließlich, »manchmal tut man Dinge, die man selbst nicht richtig versteht. Man muss sie einfach tun. Sinn oder Unsinn - das spielt keine große Rolle.«

Dieses Gespräch verleiht einer Frage, die ich mir selbst unentwegt stelle, noch größere Dringlichkeit. Was ist mit einer jungen Frau los, die ich in fast jeder anderen Hinsicht für intelligent und erfrischend vernünftig halte, dass sie sich für jemanden interessiert, der fast doppelt so alt ist wie sie und obendrein verheiratet? Ich gebe mich nicht der Illusion hin, dass sie sich auch dann zu mir hingezogen fühlen würde, wenn mich nicht jeder Anwalt, Richter und Speichellecker ehrerbietig grüßen würde, sobald ich das Hauptjustizgebäude betrete. Aber was bedeutet es ihr, dass sie mit dem Chefrichter schläft? Irgendetwas. Keine Frage. Wahrscheinlich werde ich den geheimen Teil von ihr, von dem sie hofft, dass ich ihn ausfüllen könnte, nie verstehen. Bin ich so, wie sie selbst als Juristin einmal werden möchte? Oder so, wie sie sich ihren Vater gewünscht hätte? Oder der Mann, der sie in ihren geheimen Träumen sein will? Ich weiß es nicht - und sie vermutlich auch nicht. Ich

spüre nur, dass sie ein Bedürfnis nach größtmöglicher Nähe hat, denn was auch immer sie sucht, es kann nur Haut auf Haut absorbiert werden.

Eines hatte ich vergessen. Ich hatte vergessen, dass eine Affäre eine ständige Qual bedeutet - wie sehr du leidest. Unter der Verlogenheit zu Hause. Unter der Angst vor Entdeckung. Unter der Gewissheit, wie schmerzhaft das unausweichliche Ende sein wird. Unter der Ungeduld des Wartens auf das nächste Mal. Unter der Tatsache, dass ich nur alle paar Tage wenige Stunden lang in einem Hotelzimmer wirklich ich selbst bin, wenn diese süßen Augenblicke, die dem Himmel so nahe kommen, wie es uns auf Erden möglich ist, scheinbar all die anderen Ängste aufwiegen.

Nachts schlafe ich nur selten durch und stehe oft um drei oder vier Uhr morgens auf, trinke einen Brandy. Ich erkläre Barbara, es liegt an der Arbeit und an dem Wahlkampf, der mich

nervös macht. Ich sitze im Dunkeln und verhandele mit mir selbst. Ich werde Anna noch zweimal treffen. Dann ist Schluss. Aber wenn ich die Sache sowieso beenden werde, warum dann nicht sofort? Weil ich es nicht kann. Weil der Tag, an dem ich sie aufgebe, der Tag ist, an dem ich akzeptiere, dass es nie wieder passieren wird. Dass ich, kurz gesagt, begonnen habe zu sterben.

Trotz ständiger Vorsichtsmaßnahmen merke ich, dass ich doch zunehmend nachlässig werde, was die Gefahren betrifft. Sie sind allgegenwärtig, aber wenn man zweimal davongekommen ist, dann viermal, dann fünfmal, gehört das Spiel mit dem Risiko irgendwann zu dem besonderen Kitzel dazu. Eines Tages, als Anna und ich im Gresham verabredet sind, sieht mich Marco Cantu - ein ehemaliger Cop, den ich aus der Zeit kenne, als er noch auf Streife war -, wie ich offenbar

gelangweilt in der Lobby sitze, und er kommt herüber, um mir Guten Tag zu sagen. Ich weiß, dass er jetzt Sicherheitschef des Hotels ist. Die Art, wie ich ihm erkläre, dass ich mit einem Bekannten zum Lunch verabredet bin, hört sich selbst für mich irgendwie falsch an. Daher wäre ich eine Woche später vor Panik fast gestorben, als Anna und ich mit dem Fahrstuhl nach unten fahren und sich die Türen auf einer Zwischenetage öffnen und plötzlich Marco davorsteht, der die Statur eines Miniatur-Sumoringers hat. Der Moment ist denkbar ungünstig, Anna und ich knutschen noch und springen auseinander, als der Fahrstuhl hält, doch Marco muss unsere Bewegung bemerkt haben.

»Euer Ehren! Sie sind in letzter Zeit aber oft hier.«

Ich stelle Anna nicht vor, und ich spüre, dass Marco mich glatt durchschaut. Eine Woche danach bemerke ich ihn, als ich gerade ins

Hotel komme, und mache eine Pirouette, um wieder zur Tür hinauszumarschieren und abzuwarten, bis er die Lobby verlassen hat.

»Es wird Zeit, den Ort des Verbrechens zu wechseln«, erkläre ich, sobald ich sicher im Hotelzimmer bin. »Marco war lange bei der Polizei. Er war faul, aber er hatte eine prima Nase.«

Anna hat sich mittlerweile ausgezogen. Sie trägt den flauschigen Hotelbademantel, aber den Gürtel hat sie durch ein breites rotes Satinband ersetzt, das zu einer kunstvollen Geschenkschleife gebunden ist.

»Dann ist das, was wir hier machen, in deinen Augen also ein Verbrechen?«

»Alles, was sich so gut anfühlt, muss verboten sein«, erwidere ich. Ich habe mein Jackett aufgehängt und setze mich aufs Bett, um die Schuhe auszuziehen, ehe ich merke, dass ich viel zu schnodderig war. Sie starrt mich an.

»Du könntest wenigstens so tun, als würdest du darüber nachdenken, mit mir zusammen zu sein.«

»Anna -« Aber wir wissen beide, dass sie nah an der Wahrheit dran ist. Ich habe keine einzige Nacht mit ihr verbracht.

Am Freitag der dritten Woche hatte ich Barbara erzählt, ich würde zu einem Empfang der Anwaltskammer gehen, und hatte es gewagt, erst um halb zwei nach Hause zu kommen, Anna hatte mich angefleht, bei ihr zu bleiben. Sie redet oft davon, dass wir irgendwie ein Wochenende zusammen wegfahren könnten, gemeinsam aufwachen und an der frischen Luft spazieren gehen. Aber ich sehe uns nicht so einfach frei und ungehindert. Ich bin heftig verliebt, aber für mich gehört unsere Beziehung in den geschlossenen Raum eines gemieteten Zimmers, wo wir unsere Kleidung abstreifen und nach den unterschiedlichen Dingen fassen

können, nach denen es uns verlangt.

»Im Ernst. Du würdest mich niemals heiraten, oder?«

»Ich bin vergeben.«

»Klar. Nein. Wenn es Barbara nicht gäbe? Wenn sie tot umfallen würde. Oder dich sitzen ließe?«

Warum ist es meine erste instinktive Reaktion, auszuweichen? »Ich bin zu arm für eine Trophäenfrau.«

»Tolles Kompliment.«

»Anna, die Leute würden mir ins Gesicht lachen.«

»Ist das der Grund? Weil die Leute lachen würden?«

»Weil sie recht damit hätten. Ein Mann, der mit einer Frau verheiratet ist, die seine Tochter sein könnte, kommt der Sonne zu nah.«

»Ich würde sagen, das wäre dann mein Problem, oder nicht? Wenn ich dich beim Highschoolabschlussfest im Rollstuhl rumschieben möchte —«

»Und mir die Windeln wechseln?«

»Meinetwegen. Wieso darf ich solche Entscheidungen nicht treffen?«

»Weil es Menschen normalerweise schwerfällt, Abmachungen einzuhalten, die nur am Anfang für sie vorteilhaft sind. Am Ende empfinden sie dann nur noch Verbitterung.«

Sie wendet sich ab. Solche Gespräche treiben ihr oft Tränen in die Augen. Wir sind heute in einem Zimmer, das fast vollständig von dem großen Doppelbett ausgefüllt wird. Das Fenster öffnet sich auf einen Luftschacht, durch den Geklapper aus der Hotelküche nach oben hallt.

»Anna, irgendwo da draußen ist jemand, der

ganz versessen darauf sein wird, dich zu heiraten.«

»Tja, bis jetzt ist er noch nicht aufgetaucht. Und erzähl mir nichts von irgendeinem anderen. Ich will keinen Trostpreis.«

»Ich werde dich nicht anlügen, Anna. Das kann ich nicht. Ich lüge überall sonst. Dir muss ich die Wahrheit sagen. Die Vorstellung ist unrealistisch. Soll ich meinen Wahlkampfslogan abändern? >Wählt Sabich! Unter ihm fühlt man sich wohl.<«

Sie lacht laut auf. Zum Glück lässt ihr Sinn für Humor sie niemals im Stich. Aber sie hat mir nach wie vor den Rücken zugewandt.

»Anna, ich würde dich heiraten, wenn ich vierzig wäre. Ich bin sechzig.«

»Sag mir nicht dauernd, dass ich jung bin.«

»Ich sage dir, dass ich alt bin.«

»Ist beides ziemlich nervig. Versteh doch, du

bist nicht zufällig hier. Du vögelst mich, und dann hältst du mir Vorträge, die mir zu verstehen geben, dass du uns nicht ernst nehmen kannst.«

Ich drehe sie zu mir um, beuge mich ganz leicht vor, sodass wir absolut auf Augenhöhe sind.

»Findest du das plausibel? Was du da eben gesagt hast? Dass ich uns nicht ernst nehme? Ich setze alles aufs Spiel, um mit dir zusammen zu sein«, sage ich. »Meine Karriere. Meine Ehe. Die Achtung meines Sohnes.«

Sie entwindet sich meinem Griff und sieht mich dann plötzlich wieder an. Ihre grünen Augen blicken eindringlich.

»Liebst du mich, Rusty?«

Es ist das erste Mal, dass sie es wagt, das zu fragen, aber ich habe die ganze Zeit gewusst, dass die Frage kommen würde.

»Ja«, sage ich. Auf meinen Lippen fühlt es sich ganz wie die Wahrheit an.

Sie wischt sich über ein Auge. Und strahlt.

Nach der letzten Begegnung mit Marco Cantu unterliegt die Auswahl unserer Treffpunkte den Unberechenbarkeiten von hotelrooms.com, wo sich immer das ein oder andere Etablissement in der Innenstadt findet, das noch kurzfristig Zimmer zu Tiefstpreisen anbietet. Anna kümmert sich um die Buchung und e-mailt mir die entsprechende Anschrift, dann kommt sie zehn Minuten vor mir dort an, checkt ein und schickt mir die Zimmernummer auf meinen BlackBerry. Wir verlassen das Hotel in demselben zehnminütigen Abstand.

Und so komme ich an einem herrlichen Frühlingstag mit klarem Himmel und dem Geruch, als würde alles aufgehen, gerade aus dem Renaissance, als ich eine Stimme höre,

die mir halbwegs bekannt vorkommt.

»Hallo, Richter Sabich«, sagt sie. Als ich herumfahre, steht da Harnason. Es ist ein schrecklicher Moment. Mir wird auf Anhieb klar, dass er mir vor zwei Stunden hierher gefolgt ist und dann gewartet hat wie ein treuer Hund, den man an einen Laternenpfahl gebunden hat. Wie viel weiß er? Wie viele Male ist er schon hinter mir hergeschlichen? Wie so oft in diesen Tagen haut mich das Ausmaß meiner Dummheit beinahe um.

»Was für ein Zufall«, sagt er ohne den leisesten Hauch von Aufrichtigkeit, daher weiß ich, dass meine Vermutung richtig ist. Ich flehe mein Herz an, sich zu beruhigen, während ich überlege, was er möglicherweise beobachtet haben kann. Er weiß, dass ich während der Mittagspause in Hotels gehe und mitunter länger dort bleibe, als ein normales Mittagessen erfordert. Aber das ist alles. Wenn er mir gefolgt ist, kann er Anna nicht gesehen

haben, die zehn Minuten vor mir eingetroffen ist.

»Das kann mal wohl sagen«, antworte ich schließlich. Erpressung wäre Harnason durchaus zuzutrauen, und ich mache mich auf seine Drohung gefasst. Sie wird sinnlos sein. Ich kann den Ausgang seines Verfahrens in keiner Weise mehr beeinflussen. Doch während wir etwa drei Meter voneinander entfernt stehen, wird Harnasons rotes Gesicht auf einmal so dunkel wie ein Sonnenuntergang.

»Ich halt das nicht aus, Euer Ehren«, sagt er. »Diese Ungewissheit. Als mir die Kaution gewährt wurde, war ich überglücklich, aber es ist nicht so, als wäre man frei. Ich laufe herum und hab immer das Gefühl, dass gleich hier unter mir im Bürgersteig eine Falltür aufklappt.«

Ich blicke Harnason an, den ich einst aus den falschen Gründen verurteilte und für den ich

mich eingesetzt habe, ohne dass er es weiß.

»Es wird nicht mehr lange dauern«, sage ich und wende mich ab. Sofort spüre ich seine Hand an meinem Ärmel.

»Bitte, Euer Ehren. Wo ist der Unterschied? Wenn es doch schon beschlossen ist, was schadet es dann, wenn Sie es mir sagen? Es ist entsetzlich, Richter Sabich. Ich will es bloß wissen.«

Es ist falsch. Das wäre die richtige Antwort. Aber ein schwacher Duft von Annas Parfüm liegt auf meiner Haut, und noch immer steigt von meinem Schwanz dieses ausgelaugte, matte, benebelte Gefühl in mir auf. Wer bin ich heute, dass ich mich hinter Prinzipien verschanze? Oder noch wichtiger: dass ich ihm das Mitgefühl verweigere, das ich ihm vor dreißig Jahren schuldig geblieben bin?

»Sie sollten sich auf schlechte Nachrichten gefasst machen.«

»Ah.« Der Klang dringt aus der Tiefe seines Körpers. »Keine Hoffnung?«

»Praktisch nicht. Ende der Fahnenstange. Es tut mir leid.«

»Ah«, sagt er erneut. »Ich wollte wirklich nicht mehr dahin. Ich bin zu alt dafür.«

Während wir da auf der Straße stehen, umspült von Einkaufsbummlern und Geschäftsleuten, von denen viele mithilfe von Handys oder iPods elektronisch in ihren eigenen Universen unterwegs sind, habe ich mit widerstreitenden Gefühlen zu kämpfen. Ich empfinde ungewöhnliches Mitleid mit Harnason, aber ich bin auch ungehalten über die Art, wie er mir aufgelauert und Informationen abgebettelt hat, und ich weiß, ich muss eine klare Grenze ziehen, um weiter gehende Einschüchterungen zu unterbinden. Vor allem bin ich im Augenblick leicht gereizt durch sein Selbstmitleid. Als Ankläger hatte ich immer einen gewissen Respekt vor den Leuten, die

ins Gefängnis gingen, ohne mit der Wimper zu zucken, die den Mumm hatten, ihre Strafe hinzunehmen.

»John, seien wir doch mal ehrlich. Sie haben's getan, nicht wahr?«

Er antwortet prompt: »Sie auch, Euer Ehren. Und Sie sind hier.«

Nein, will ich schon sagen, und damit meine langjährige Scheu vor dieser Antwort über Bord werfen.

»Ich wurde freigesprochen«, entgegne ich. »Genau wie ich es verdiente.«

»Ich hätte es auch verdient«, sagt er. Er hat sein Taschentuch hervorgeholt und putzt sich die Nase. Er heult jetzt hemmungslos, weint wie ein Kind. Ein paar Leute, die sich auf dem Weg ins Hotel an uns vorbeischieben, drehen sich zu ihm um, aber Harnason ist das egal. Er ist, wie er ist.

»Aber nicht, weil Sie es nicht getan haben«, sage ich. »Wie war das, John? In dem Monat, in dem Sie wussten, dass Sie dabei waren, den Mann umzubringen?« Ich weiß selbst nicht, was ich damit erreichen will, ihn so zur Rede zu stellen. Ich vermute, dass ich im Grunde die Frage stelle: Wo ist die Grenze? Wie hört man auf? Nachdem ich meine Referendarin gevögelt und meine Frau betrogen habe, nachdem ich alles, was ich je erreicht habe, aufs Spiel gesetzt habe, wo ist der Punkt, an dem ich sage: genug?

»Müssen Sie das wirklich noch fragen, Euer Ehren?«

»Ja.«

»Es war schwer, Euer Ehren. Ich hab ihn gehasst. Er wollte mich verlassen. Ich war alt, und er nicht. Ich hab ihn versorgt, und zu Anfang war er dankbar, aber dann war er mich satt. Ich bin zu alt, um noch jemanden zu finden, jemanden wie ihn. Das können Sie

doch nachvollziehen, oder?«

Ich nicke und frage mich erneut, wie viel er von Anna weiß.

»Aber zu Anfang hab ich eigentlich nicht gedacht, dass ich es wirklich tun werde«, sagt Harnason. »Ich hatte öfter dran gedacht. Das gebe ich zu. Ich bin in die Bibliothek gegangen, hab mir einiges angelesen. Es gab da einen Berufungsfall, wussten Sie das? In Pennsylvania. Da war die Rede davon, dass Arsenik beim Drogenscreening nicht erfasst wird.« Er lacht leicht verbittert. »Die Ankläger haben nicht bedacht, dass ich mal Anwalt war.«

»Und wie haben Sie das Arsenik verabreicht? Mit den Drinks?«

»Ich habe gebacken.« Harnason lacht wie zuvor auf Kosten seiner Ankläger. Staatsanwälte sind Historiker, die sich mit der Rekonstruktion der Vergangenheit

einschließlich aller Tücken der Geschichte befassen. Sie liegen nie komplett richtig, weil die Zeugen befangen sind oder Schuldzuweisungen vornehmen oder sich irren oder aber weil die Ermittler, wie in diesem Fall, nicht die passenden Fragen gestellt oder ihre Erkenntnisse richtig zusammengefügt haben. »Alle, die ausgesagt haben, dass ich nie gekocht habe, hatten recht. Wenn Ricky zu Hause war, gehörte die Küche ihm. Aber ich habe gebacken. Und Ricky aß gern Süßes. Die ersten paar Male hab ich mir gesagt, es wäre nur so aus Spaß, um rauszufinden, ob er was merken oder wie ich mich fühlen würde, ob ich das tun könnte, was ich mir angelesen hatte. Selbst als ich es schon fünfmal gemacht hatte, hab ich mir immer noch eingeredet, ich würde aufhören. Wissen Sie, das hab ich mir oft gesagt«, erklärt Harnason unvermittelt. »Dass ich aufhören würde.« Seine faltigen Augen werden fahrig. »Aber das tue ich nie«, sagt er finster. »Ich habe nicht aufgehört.

Irgendwann, so um den siebten oder achten Tag herum, wurde mir klar, dass ich es tun würde. Ich hasste ihn. Ich hasste mich selbst. Ich würde es auf jeden Fall tun. Und Sie, Euer Ehren? Was war das für ein Gefühl, als Sie diese Staatsanwältin getötet haben? Verbrechen aus Leidenschaft?«

»Ich hab es nicht getan.«

»Verstehe.« Sein Blick ist kalt. Er ist bei diesem Spiel übertölpelt und ausgebootet worden. »Sie sind besser als ich.«

»Das würde ich niemals behaupten, John. Vielleicht hatte ich mehr Glück. Kein Mensch ist an und für sich gut. Jeder braucht Hilfe. Ich habe mehr Hilfe bekommen als Sie.«

»Und wer hilft Ihnen jetzt?«, fragt er. Er wendet sein rosa Gesicht ruckartig in Richtung Hotel. Da wären wir, Sünder unter sich. Ich fühle mich beschämt darüber, wie berechenbar ich bin.

In diesem Gespräch wurden zu viele Wahrheiten ausgesprochen, als dass ich noch lügen könnte. Ich schüttele bloß ein weiteres Mal den Kopf und wende mich ab.

Rustys Geburtstag 19.03.2007 - Barbaras Tod 29.09.2008 - Die Wahl 04.11.2008

Kapitel 8

Tommy, 17. Oktober 2008

Rory Gissling war die Tochter des Polizisten Shane Gissling, der es bis zum Detective Sergeant gebracht hatte. Als Mädchen war Rory zauberhaft, sie war aufgeweckt, hübsch und sympathisch. Shane wünschte sich für sie all das, was Dads sich in jener Zeit für ihre

Töchter so wünschten. Sie sollte einen anständigen Beruf lernen und dann so gut heiraten, dass sie ihn nie würde ausüben müssen. Er hätte im Traum nicht daran gedacht, dass seine Tochter zur Polizei gehen würde, wo man es mit der schmutzigen Seite des Lebens zu tun hat. Sie absolvierte bravourös ihr BWL-Studium, schaffte die Steuerberaterprüfung gleich im ersten Anlauf und legte bei einer der großen Wirtschaftsprüfungsgesellschaften einen Traumstart hin. Alles war gut, aber sie hatte das Gefühl, als säße sie eine Strafe ab. Nach vier Jahren schmiss sie den Job und bewarb sich an der Polizeiakademie, ohne ihren Eltern ein Wort davon zu sagen. Es hieß, Shane hätte sich vor Kummer die Augen ausgeweint, als er davon erfuhr.

Nach zwei Jahren auf Streife wechselte Rory in die Abteilung für Finanzkriminalität und war seitdem ein Star. Als sie mit Jim Brand hereinkam, sah Tommy etwas enttäuscht, dass

sie schwer nachgelassen hatte, seit er sie vor einigen Jahren zuletzt gesehen hatte. Als jemand, der äußerlich nicht gerade viel hermachte und sich schon abstrampeln musste, um nicht völlig unmöglich auszusehen, konnte er nicht recht verstehen, dass eine Frau wie Rory, die früher alle Blicke auf sich gezogen hatte, sich so gehen lassen und vierzig Pfund an den völlig falschen Stellen zulegen konnte. Sie war noch keine fünfzig, nach wie vor blond und gut gekleidet, was vielleicht bedeutete, dass sie mit ihrem Gewicht gekämpft und verloren hatte, wahrscheinlich Spiegel hasste und sich Sorgen machte, was ihr Mann Phil, ein Lieutenant bei der Verkehrspolizei, davon hielt.

»Und? Was ist rausgekommen?«, fragte Tommy. Er und Brand hatten beschlossen, dass Rory die Beste wäre, um die Unterlagen anzufordern. Sie war hochrangig genug, dass sie sie direkt ansprechen konnten, ohne zuerst bei ihrem Vorgesetzten anfragen zu müssen,

und intelligent genug, um die angeforderten Unterlagen auch ohne Hilfe interpretieren zu können. Und sie zählte zu den ganz wenigen Cops, die tatsächlich stolz darauf waren, ein Geheimnis zu hüten.

»No se«, sagte Rory. »Ich weiß ja nicht mal, was der Anlass für die Aktion war.« Sie warf dem Oberstaatsanwalt einen strengen Blick zu, während sie und Brand in den Lehnstühlen vor Tommys Schreibtisch Platz nahmen. Tommy hatte Brand angewiesen, keinen Grund für die Ermittlung anzugeben, und wie alle Cops hasste Rory es, blind zu arbeiten. Polizeibeamte wollten immer alles wissen, hauptsächlich, weil das Gefühl, allen anderen etwas vorauszuhaben, eine der größten Wonnen ihrer Arbeit war. Manche Cops fühlten sich aufgrund dieses Informationsvorsprungs überlegen, andere einfach nur nicht ganz so schlecht. »Das ist so, als würde man mit dem FBI zusammenarbeiten. >Tut einfach, was ich euch

sage.<«

Nichts gegen Rory, aber Tommy wusste, es gab nur einen einzigen Weg, auf dem nicht alle Welt erfuhr, dass Rusty wegen Mordverdachts unter die Lupe genommen wurde, und der war, keinem zu trauen.

»Sie wissen, um wen es geht, nicht wahr?«, fragte Tommy, als wäre der Name an sich schon Erklärung genug.

»Wenn man vier Beschlüsse zur Herausgabe von Unterlagen zustellt und die alle den Namen desselben Mannes tragen, dann kriegt man so eine gewisse Ahnung, ja. Ich vermute, der Richter hat eine Affäre. Aber soweit ich weiß, ist Rumvögeln nicht strafbar. Auch nicht bei einem Kandidaten für das Oberste Bundesstaatsgericht. Und so zurückhaltend, wie Sie sind, kann es auch keine Racheaktion sein, nur um ihn an die Presse zu liefern. Also geht's um irgendwas Wichtigeres. Hab ich recht?«

Brand sah Tommy an, der nicht antwortete. Er dachte darüber nach, was Rory gesagt hatte. Die Dokumente, die sie ausgegraben hatte, bestätigten Cantu irgendwie und ließen erkennen, dass Rusty aus der Reihe getanzt war.

»Eines würde ich aber wirklich gern wissen«, sagte Rory. »Geht's um Männlein oder Weiblein?«

Tommy spürte, wie ihm der Kiefer runterklappte. Schließlich sagte er: »Weiblich.«

»Schade«, sagte Rory, die das Ganze offenbar richtig unterhaltsam fand.

»Aber soweit wir wissen, ist sie sehr viel jünger«, sagte Brand. »Ist doch auch schon was.«

»Aber längst nicht so gut«, antwortete Rory.

»Wissen Sie, warum er es mit einer Frau treibt,

die dreißig Jahre jünger ist als er?«, wollte Brand von Rory wissen.

»Weil er Schwein hat«, erwiderte sie mit einem gelangweilten Lächeln. Sie dachte, er wollte sie auf den Arm nehmen, mit ihr reden, als wäre sie ein Mann, was der Cop-Version von Gleichberechtigung entsprach. Aber Brand meinte es ernst.

»Weil keine Frau in seinem Alter so blöd wäre. Ich glaube kaum, dass man sonderlich viele Dates bei eharmony.com abgreift, wenn man in seinem Profil angibt: >War schon mal angeklagt, meine Geliebte ermordet zu haben.<«

»Ich denke, manche Frauen würde das anmachen«, sagte Rory.

»Wieso hab ich nie solche Frauen kennengelernt?«, fragte Brand.

»Wie wär's mit ein bisschen Arbeit?«, warf Tommy ein. »Rory, wie kommen Sie darauf,

dass Rusty eine Affäre hat? Was haben die Unterlagen ergeben?«

»Nicht viel, um ehrlich zu sein«, sagte Rory. »Wir haben seine Kontonummer aus seinen Gehaltsunterlagen gefiltert. Das war überhaupt das Beste, was ich kriegen konnte, sein Bankkonto.«

Tommy fragte, ob die Bank die Neunzig-Tage-Sperre erhalten hatte, die sie zum Stillschweigen verpflichtete. Rory warf ihm einen Blick á la Ich bin doch nicht blöd zu und öffnete dann ihren Ordner. Der Unterricht begann. Sie gab ihnen Kopien von Rustys Bankauszügen.

Während der nächsten Minuten erläuterte Rory ihnen, dass Rusty im April letzten Jahres die automatische Überweisung seines Gehalts auf sein Konto gestoppt hatte. Das war derselbe Monat, in dem die Erhöhung des Ortszuschlages für Richter endlich durchkam, nachdem sie über zwei Jahre lang durch einen

unsinnigen, von einer Gruppe Steuerzahler angestrengten Prozess verzögert worden war. Von da an war Rusty alle zwei Wochen mit seinem Scheck zur Bank gegangen und hatte auf den Penny genau die Summe eingezahlt, die vor der Erhöhung des Ortszuschlags regelmäßig auf sein Konto überwiesen worden war. Den Restbetrag ließ er sich bar auszahlen, wobei zu Anfang noch eine Nachzahlung von rund viertausend Dollar angefallen war.

Tommy verstand nicht, was das sollte.

»Das bedeutet, dass er Geld in den Pfoten haben will, von dem seine bessere Hälfte nichts weiß«, sagte Rory. Ab und an sprach sie genauso salopp wie ihr Alter Herr, als bedauerte sie es, eine Elitestudentin gewesen zu sein.

Brand zeigte auf Molto. »Ich hab's dir doch gesagt«, sagte Jim. »Die Frau ist gut.«

»Nein, ich hab's dir gesagt«, entgegnete Molto.

»Ich seh nur nicht, wie die Kohle seine Kleine beweist. Vielleicht steht der Richter auf Pferdewetten.«

»Oder auf Crack«, sagte Rory. »Das war meine erste Vermutung, da ich ja nur vermuten kann.« Sie warf Tommy erneut einen düsteren Blick zu. Sie ließ ihn nicht so leicht vom Haken. »Natürlich kann ich nicht sagen, was er mit dem meisten Bargeld gemacht hat. Aber ich hab da so eine Ahnung. Manchmal ist er in die Bank gekommen, hat die Einzahlung gemacht und dann mit dem Bargeld, das er rauskriegte, plus zusätzlichem Geld, das er bei sich hatte, Barschecks gekauft.«

»Gut aufgepasst«, sagte Tommy.

»Eher Glück gehabt. Die Bank hat das mit den Barschecks zusammen mit den übrigen Unterlagen von allein ausgespuckt. Ich wäre nie auf die Idee gekommen, danach zu fragen. Denen ist ihr Bankgeheimnis so heilig, dass man normalerweise auf sie einprügeln muss,

bloß damit sie die Sachen rausrücken, auf die man von Rechts wegen Anspruch hat. Aber die hatten alles in weniger als einem Tag zusammen. Wahrscheinlich hat ihnen die Neunzig-Tage-Sperre einen Schrecken eingejagt. Ich glaube kaum, dass die so was da draußen in Nearing oft zu sehen kriegen.«

Sie reichte den ersten Barscheck herum. Er war auf den 14. Mai 2007 datiert und belief sich auf 250 Dollar. Als Empfänger war eine Firma namens STDTC ausgewiesen.

»Wofür steht das?«, fragte Tommy.

»Sexually Transmitted Disease Testing Corporation. Die testen ihre Kunden auf Geschlechtskrankheiten.«

»Hoppla.«

»Allerdings, hoppla«, sagte Rory.

»Hat er sich vielleicht was eingefangen?«, fragte Tommy.

»Meine Güte«, sagte Rory, »da fallen mir viele Erklärungen ein. Eine besser als die andere. Die erste haben Sie schon genannt. Vielleicht hat er sein Kondom vergessen. Vielleicht wollten seine Freundin und er es mal ohne machen und haben im Wartezimmer Händchen gehalten, während sie sich beide testen ließen. Jedenfalls, wenn er irgendwas mit nach Hause geschleppt hat, hätte seine Göttergattin ihm wohl kaum abgekauft, dass er es sich von irgendeiner Klobrille geholt hat.«

»Können wir die Ergebnisse bekommen?«, erkundigte sich Tommy bei Brand.

»Nur wenn wir uns an das FBI wenden. Die können laut Antiterrorgesetz Patientenakten ohne Einverständnis der Betroffenen einsehen. Aber unser hiesiges Parlament hat das auf einzelstaatlicher Ebene abgelehnt.«

Die vom FBI würden den Fall an sich reißen, wenn sie konnten. Chefrichter. Oberstes Bundesstaatsgericht. Die waren ganz wild auf

alles, was fette Schlagzeilen machte. Aber Tommy brauchte sie eigentlich nicht. Rusty hatte sich testen lassen, schon allein das bedeutete, dass er fremdgegangen war.

Tommy sah Brand an. »Vielleicht ist Rustys Geliebte eine Professionelle?«

Brand wackelte mit dem Kopf. Denkbar.

»Vielleicht hat Hugh Grant ihm ein paar Ladys empfohlen«, sagte Jim. Sie lachten alle, aber Rory glaubte das nicht, da Besuche bei Prostituierten normalerweise eine Gewohnheit waren und Rusty am 15. Juni des letzten Jahres angefangen hatte, seinen kompletten Gehaltsscheck inklusive der erhöhten Ortszulage einzuzahlen.

»Wie hat er das denn seiner Frau erklärt?«, fragte Brand.

»Einfach behauptet, die Anpassung wäre endlich durchgekommen«, antwortete Rory.

Brand nickte. Tommy ebenso.

»Falls er das Bargeld brauchte, um eine Geliebte zu finanzieren, dann muss die Geschichte aufgehört haben«, sagte Rory. »Zumindest eine Zeitlang.«

»Wieso nur eine Zeitlang?«, fragte Brand.

»Das hier ist Barscheck Nummer zwei.«

Der Scheck über 800 Dollar war vom 12. September, also nur etwas über einen Monat alt, und auf Dana Mann ausgestellt. Der Vermerk darauf lautete: »4.9.08 Beratung.« Prima Dana, wie er genannt wurde, war der Topanwalt für Scheidungen in besseren Kreisen und vertrat die Reichen und die Superreichen. Im Allgemeinen galt er als eitler Widerling, eher durchtrieben als clever, dessen Hauptfähigkeit darin bestand, sich öffentlichkeitswirksam mit leidenden Mandanten zu zeigen, die gerade eine Scheidung durchmachten, aber es gab auch

einige, die sein Fingerspitzengefühl und Urteilsvermögen zu würdigen wussten, und allem Anschein nach zählte Rusty dazu.

»Also, wie schätzen Sie das ein?«, fragte Tommy Rory.

»Sie meinen, dass er für eine Beratung bezahlt hat?«

»Nein«, sagte Tommy. Das konnte er sich selbst erklären. Prima Dana war ständig im Berufungsgericht. Solange Rusty nicht Danas Mandant wurde, sondern bei Barbara blieb, und solange er Danas Rechnung bezahlt hatte, musste er sich bei Danas zukünftigen Fällen nicht als Richter zurückziehen, was praktisch einer öffentlichen Erklärung gleichkäme, dass er an Scheidung gedacht hatte.

»Eine Scheidung mitten im Wahlkampf wäre schwierig«, sagte Brand.

»Vor allem, wenn es da eine andere Frau gibt«, sagte Tommy.

»Könnten wir Prima Danas Akten anfordern?«, fragte Rory.

Tommy und Brand schüttelten beide den Kopf.

»Höchstens die Rechnung und den Zahlungsbeleg«, antwortete Tommy. »Er würde uns niemals erzählen, worüber sie gesprochen haben. Das fällt unter die anwaltliche Schweigepflicht. Und es wäre auch nicht der Mühe wert. Wie oft hat Prima Dana in den letzten zehn Jahren irgendwas anderes verhandelt als Scheidungen?«

Brand ging zu Tommys Computer. Jim war einer von diesen Typen, die sich so gut mit Computern auskannten, als wären sie in einem Rechner zur Welt gekommen, und er konnte scheinbar im Handumdrehen jede Information mit dem Druck auf ein paar Tasten aufrufen. Tommy dagegen musste schon überlegen, wenn er seine E-Mails öffnen wollte.

>ausschließlich Eherechtsfälle<«, las Brand

von Prima Danas Webseite ab.

Rory hatte einen weiteren Barscheck an Prima Dana vom Juli 2007 mit einem ähnlichen Vermerk. Offenbar hatte Rusty sich also länger mit dem Gedanken an Scheidung beschäftigt. Die frühere Beratung passte zeitlich ziemlich gut in die Phase, als er mit seiner jungen Geliebten rummachte.

»Also, wie reimen Sie sich das alles zusammen?«, wollte Tommy von Rory wissen.

»Meine Maschine für Reisen in die Vergangenheit ist leider kaputt. Könnte vieles bedeuten, aber wir können ziemlich sicher davon ausgehen, dass er eine Freundin hatte. Danach müssen wir spekulieren. Man weiß ja, wie das so läuft: Sie hat ihm gesagt, er soll seine bessere Hälfte abservieren, sonst wäre Schluss. Er wollte nicht, sie haben sich getrennt, und dieses Jahr im September hat er es sich anders überlegt. Er war auf dem Absprung. Doch dann«, sagte Rory mit einer

leicht dramatischen Betonung, »erwies sich die werte Gattin als erstaunlich entgegenkommend und verstarb.« Sie sah Tommy an, dann Brand. Natürlich wusste sie, worum es ging. Natürlich. Die Frau war gut. Rustys zweiter Scheck an Prima Dana war weniger als drei Wochen vor Barbaras Tod ausgestellt worden.

»Kein Wort«, sagte Tommy und zeigte mit dem Finger auf sie. »Nicht mal Phil gegenüber.«

Sie machte eine blitzschnelle Bewegung, als würde sie sich die Lippen abschließen und den Schlüssel wegwerfen.

Tommy überlegte. Es könnte noch viele andere Erklärungen geben, aber diese war ziemlich gut.

»Wissen wir, wer die Freundin ist?«, fragte er.

Rory zögerte kurz. »Ich hatte gehofft, die großen Jungs hätten vielleicht eine Idee.«

»Da tappen wir leider völlig im Dunkeln«, sagte Tommy.

Rory ebenso. Die Festnetzdaten waren inzwischen gelöscht, und laut der Liste mit den Handyverbindungen hatte er fast nur bei sich zu Hause oder bei seinem Sohn oder in der Apotheke in Nearing angerufen.

Sie schmunzelte. »Wir könnten die Telefondaten des Gerichts per Beschluss anfordern. Aber ich glaube, dann müssten wir dem Chefrichter die Mitteilung über die Neunzig-Tage-Sperre übergeben. Und die Einzelgesprächsnachweise sind nach anderthalb Jahren bestimmt längst gelöscht worden, so wie die Daten von Privatanschlüssen.«

»E-Mail?«, fragte Brand.

»Heutzutage putzt jeder Provider seinen Server nach dreißig Tagen sauber. Natürlich könnte Sabich noch Nachrichten auf seiner

Festplatte haben. Mich würde schon reizen, mal einen Blick in seinen Computer zu Hause zu werfen. Oder im Büro.«

»Kommt vorläufig nicht infrage«, sagte Tommy. »Nicht vor der Wahl. Und nicht, ohne dass wir mehr vorzuweisen haben.«

Tommy dankte Rory und lobte sie überschwänglich für ihre gute Arbeit.

»Bin ich dabei?«, fragte sie schon an der Tür, was heißen sollte, dass sie die Festnahme vornehmen wollte, falls es je eine gab.

»Sie sind dabei«, sagte Tommy. »Kann mir niemand Besseren vorstellen. Wir rufen Sie an.«

Brand und Tommy blieben allein zurück. Man hörte Telefone summen und Staatsanwälte lautstark auf dem Flur debattieren.

»Wir haben was, Boss. Glücklich verheiratete monogame Männer lassen sich nicht auf

Geschlechtskrankheiten testen. Und wir wissen, dass er nur wenige Wochen vor ihrem Ableben ernsthaft in Erwägung zieht, die Ehe zu beenden.«

Tommy überlegte. »Vielleicht hatte Barbara eine Affäre«, sagte er. »Vielleicht hat er das Geld abgezweigt, um einen Privatdetektiv zu bezahlen, und dieser Privatdetektiv entpuppt sich als eine junge Frau, übrigens eine verdammt gute Tarnung in dem Beruf, und mit der hat er sich in dem Hotel getroffen. Vielleicht hat er sich testen lassen, um sicherzugehen, dass seine Frau nichts Schlimmes mit nach Hause gebracht hat. Nach einer Weile merkt er, dass er ihr einfach nicht verzeihen kann, und deshalb berät er sich mit Prima Dana.«

Brand lachte laut auf. »Du hast wirklich deine Berufung verpasst, echt. Du wärst ein genialer Verteidiger geworden, Boss. Du hast genau die richtige Denke dafür.«

»Aber mein Magen hätte es nicht verkraftet«, erwiderte Tommy. »Jimmy, die Sache ist die. Der Rechtsmediziner sagt, Barbara ist eines natürlichen Todes gestorben.«

»Weil der böse Richter vierundzwanzig Stunden abgewartet hat, bis das, woran sie tatsächlich gestorben ist, sich in ihr aufgelöst hatte.« Brand kam um Tommys Schreibtisch herum. »Wir müssen offensiv werden, Boss.« Brand hatte eine lange Liste von Dingen, die sie tun sollten. Rustys Computer beschlagnahmen. Zeugen vernehmen, um herauszufinden, wie Rusty und Barbara sich verstanden. Den Abend vor Barbaras Tod auf die Minute genau rekonstruieren. Mit dem Sohn der Sabichs reden.

»Noch nicht«, entgegnete Tommy. »Wenn die Presse davon Wind bekommt, verliert Rusty die Wahl. Wenn Rusty die Wahl verliert, liefern wir ihm die Entschuldigung dafür, ganz gleich mit was für Beweisen wir letztlich

aufwarten können. Du kannst dir denken, wie die Schlagzeile lauten würde: >Amtierender Oberstaatsanwalt rächt sich für alte Niederlage, verhindert Sabichs Wahl.< Wir lassen uns Zeit, solche Sprüche müssen wir uns nicht anhören.«

»Am Obersten Gericht werden Richter für zehn Jahre gewählt«, sagte Brand.

»Aber wenn sie des Mordes überführt werden, ist die Amtszeit zu Ende«, antwortete Tommy.

»Und wenn wir nicht genug finden?«, fragte Brand. »Wenn wir ganz nah an ihn rankommen, aber nicht nah genug? Dann kommt der Kerl schon wieder ungeschoren mit einem Mord davon und sitzt noch dazu in gehobener Position, um uns das Leben schwer zu machen.«

Tommy hatte die ganze Zeit gewusst, dass Brand das vorschlagen würde: Lass die Sache durchsickern und puste Rusty die Lichter aus.

Ein wenig Gerechtigkeit ist immer noch besser als gar keine. Brand neigte nach wie vor dazu, im Eifer des Gefechts den einfachsten Weg zu nehmen. Wahrscheinlich war Tommy auch mal so gewesen, wenn er ehrlich war, und zwar ohne eine ähnlich gute Entschuldigung. Brands Vater war tot an seinem Schreibtisch bei National Can zusammengesackt, als Brand acht war. Er hatte noch fünf Geschwister. Ihre Mutter tat, was sie konnte, wurde Hilfskraft an einer Schule, aber sie waren in einer seltsamen Existenz gefangen, wohnten in einem schönen Vorstadthaus, das mit Dads Hypothekenversicherung abbezahlt war, in einer Stadt, deren Lebenshaltungskosten sie sich nicht leisten konnten. In Brands Schule hatten alle anderen mehr als er - bessere Klamotten, Urlaube, Autos, Mahlzeiten. Heutzutage versuchte Brand sich oft als Gourmetkoch - er und Jody trafen sich einmal im Monat mit drei anderen Paaren und probierten Menüs aus, die sie in

irgendwelchen Yuppie-Kochsendungen gesehen hatten. Vor ein paar Jahren hatte Tommy ihn mal ganz nebenbei gefragt, was sein Interesse an Essen geweckt hatte.

»Der Hunger«, hatte Brand geantwortet. Und er meinte damit nicht die Gegenwart, wie Tommy klar wurde. Die Familie Brand litt Not in einer Nachbarschaft, die sich das nicht mal annähernd vorstellen konnte. Als mittleres Kind wuchs Brand mit dem Gefühl auf, dass nie jemand Zeit für ihn hatte. Seine Mom musste sich auf die Zwillinge konzentrieren, die fünf Jahre jünger waren als Jim. Seine älteren Brüder taten ihr Möglichstes, um die ganze Sippe irgendwie durchzubringen.

In der Highschool war Brand ein Problemschüler - er schwänzte den Unterricht, trieb sich in Kneipen rum, wo er mit fünfzehn anfing, heimlich Poker zu spielen. Man hätte ihn von der Schule geschmissen, wäre er nicht ein so guter Footballspieler gewesen. Auf dem

Spielfeld war er ein Berserker. Aber eben ihr Berserker. Beim Training bescherte er vier oder fünf seiner Mannschaftskameraden und im Spiel wahrscheinlich doppelt so vielen Gegnern ein vorzeitiges Saisonende, aber er war ein Ass und verfehlte fast nie ein Tackling. Man erklärte ihm, er wäre zu klein, um in der Unimannschaft Linebacker zu spielen, aber als er dann an die Uni kam, belehrte er alle Skeptiker eines Besseren. Das gelang ihm ebenso, wie er es hier geschafft hatte, Tommy dazu zu bringen, ihm eine Chance zu geben, nämlich durch reine Willenskraft. Und das wiederum war der Grund, warum Brand so große Stücke auf Tommy hielt. Tommy war der erste Mensch in Jims Leben, der ihm wirklich geholfen hatte, ohne sich selbst einen Vorteil davon zu versprechen. Aber manchmal, wenn die Lage schwierig wurde, tauchte vor allem bei Verhandlungen noch immer der hungrige, zornige Junge auf, der sich nicht gern an die

Regeln hielt, weil er glaubte, dass sie von Menschen aufgestellt worden waren, die sich einen Dreck um Leute wie ihn scherten. Früher oder später übernahm dann der Erwachsene wieder die Führung. Brand kam zwar immer wieder zur Vernunft, aber mitunter musste man ihn vorher in den Hintern treten. Und genau das tat Tommy jetzt.

»Nein«, erwiderte Tommy auf den Vorschlag, etwas durchsickern zu lassen, mit einem gereizten Unterton, der keinen Widerspruch duldete. Er hatte für diese Lektion vor Jahren während des ersten Sabich-Prozesses genug Lehrgeld bezahlt. Deine Aufgabe ist die Strafverfolgung, nicht die Entscheidung von Wahlen. Mach einfach deine Arbeit. Ermittle. Bau eine Anklage auf. Vertritt sie vor Gericht. Die Konsequenzen gehen dich nichts an. »Definitiv nein. Vor der Wahl kommt nichts an die Öffentlichkeit.«

Brand war unzufrieden. »Außer«, sagte er.

Bei Jimmy gab es immer ein »außer«. Er überlegte lange und angestrengt, ehe er seinen Boss ansah.

»Es gibt noch eine andere Möglichkeit«, sagte Brand. »Nämlich diesen Vendetta-Verdacht zu widerlegen.«

»Und wie?«

»Indem wir beweisen, dass er vor zwanzig Jahren ungeschoren mit einem Mord davongekommen ist. Dem Oberstaatsanwalt geht es nicht um Rache. Es geht ihm um Gerechtigkeit. Die Bluttests und die Spermaprobe von dem alten Fall müssten bei der Rechtsmedizin doch noch irgendwo auf Eis liegen, oder?«

Tommy wusste, worauf er hinauswollte, weil er selbst diese Möglichkeit in den letzten zehn Jahren immer wieder mal in Erwägung gezogen hatte, nachdem ihm klar geworden war, dass die DNS eine eindeutige Antwort

darauf liefern würde, ob Sabich der Mörder von Carolyn Polhemus war. Natürlich hatte er nie hinreichende Gründe gehabt, um die Tests zu veranlassen.

»Noch nicht«, sagte er.

»Wir könnten einen Ex-parte-Gerichtsbeschluss beantragen. Sagen, wir brauchten ihn im Zuge eines Anklageprüfungsverfahrens .«

»Wenn wir diese Beweismittel aus der Tiefkühlung von McGrath Hall holen«, sagte er, womit er das Polizeipräsidium meinte, wo kein Geheimnis sicher war, »vor allem mit einem Gerichtsbeschluss im Rahmen eines Anklageprüfungsverfahrens, dann erfährt das jeder Cop in der Stadt innerhalb von zwei Stunden, und fünf Minuten später weiß es jeder Reporter. Wenn der richtige Zeitpunkt gekommen ist, geht das vielleicht auch ohne Gerichtsbeschluss.«

Brand riss die Augen auf. Das war das erste Mal, dass Tommy sich tatsächlich verraten hatte, zu erkennen gegeben hatte, wie oft er über Rusty nachgedacht hatte - und über die DNS.

»Noch nicht«, wiederholte Tommy. »Nach der Wahl können wir uns die ganze Sache neu vornehmen.« Brand runzelte die Stirn. »Noch nicht«, sagte Tommy erneut.

Rustys Geburtstag 19.03.2007 - Barbaras Tod 29.09.2008 - Die Wahl 04.11.2008

Kapitel 9

Rusty, Mai 2007

Was macht wirklich guten Sex aus? Muss er

lange dauern?

Erfinderisch sein? Ist Akrobatik erforderlich? Oder lediglich Intensität? Welchen Maßstab man auch anlegt, der Sex mit Anna ist nicht der tollste meines Lebens - dieser Rang wird ewig Carolyn Polhemus gehören, für die Sex jedes Mal eine schamlose Erstürmung der höchsten Höhen hemmungsloser körperlicher Lust war.

Anna gehört zu einer Generation, für die Sex in erster Linie Spaß bedeutet. Wenn ich zehn Minuten nach ihr an die Hoteltür klopfe, erwartet mich häufig eine amüsante Überraschung: eine Krankenschwester in zehn Zentimeter hohen Fuck-Me-Stöckelschuhen. Ihr Oberkörper mit Frischhaltefolie umwickelt. Ein grüner Pfeil, der zwischen ihren Brüsten nach unten zeigt und knapp über dem Geschlechtsteil in ein V mündet. Die Geschenkschleife, die ihren Bademantel zusammenhielt, unter dem sie nackt war. Aber

der Humor lässt mitunter eine mangelnde Tragweite durchblicken, die ich nie empfinde.

Sie ist natürlich sehr viel erfahrener als ich. Anna ist die vierte Frau, mit der ich in den letzten vierzig Jahren geschlafen habe. Ihre »Ziffer«, wie sie es unbekümmert nennt, bleibt ungenannt, aber beiläufigen Bemerkungen kann ich entnehmen, dass ich zahlreiche Vorgänger habe. Daher bin ich beunruhigt, als sich herausstellt, dass sie Schwierigkeiten hat, zum Höhepunkt zu kommen. Mit einer Verneigung vor Tolstoi würde ich sagen, dass alle Männer gleich kommen, aber jede Frau auf ganz eigene Art den Orgasmus erreicht - und Annas Art entzieht sich mir häufig. An manchen Tagen habe ich auch meine eigenen Probleme, was mich schließlich dazu bringt, mich an meinen Arzt wegen der kleinen blauen Pillen zu wenden, die er mir so oft empfohlen hat.

Aber auch wenn das alles Anna und mich

gelegentlich wie Kandidaten für ein Lehrvideo wirken lässt, so ist doch jede unserer Begegnungen von einer unausweichlichen und wundersamen Zärtlichkeit durchdrungen. Ich berühre sie, wie man eine heilige Reliquie berühren würde - innig, erfüllt von der Gewissheit, dass meine Sehnsucht und meine Dankbarkeit von meiner Haut ausstrahlen. Und wir haben das, was zu wirklich großartigem Sex immer dazugehört - in unseren schönsten Augenblicken existiert nichts anderes mehr. Meine Scham oder Angst, die Fälle, die mich beschäftigen, meine Sorgen um das Gericht oder meinen Wahlkampf - Anna ist das Einzige, was es in diesem Universum gibt. Es ist ein wunderbares, vollkommenes Vergessen.

Einerlei wie stark Anna behauptet, dass wir nicht über unseren Altersunterschied nachdenken sollten, er ist ständig da, vor allem in den Lücken, die er in unserer

Kommunikation aufwirft. Ich habe noch nie einen iPod in der Hand gehabt, und ich weiß nicht, ob etwas gut oder schlecht ist, wenn sie sagt, es sei »irre«. Und sie hat keine Vorstellung von der Welt, die mich geformt hat, keine Erinnerung an die Ermordung Kennedys oder das Leben unter Eisenhower — ganz zu schweigen von den Sechzigerjahren. Das große Verschmelzen der Liebe, das Gefühl, dass sie ich ist und ich sie bin, wird manchmal fragwürdig.

Der Altersunterschied hat auch zur Folge, dass ich zu oft über Nat rede. Ich kann es mir nicht verkneifen, Anna um Rat zu fragen, schließlich ist sie ihm im Leben sehr viel näher, als ich es bin.

»Du machst dir seinetwegen zu viele Gedanken«, sagt sie eines Abends zu mir, als wir uns entspannt in den Armen liegen. Bald wird der Zimmerservice das Abendessen bringen. »Ich kenne eine ganze Reihe Leute,

die mit ihm zusammen am Easton studiert haben, und die sagen alle, dass er blitzgescheit ist - du weißt schon, so einer, der im Seminar bloß einmal im Monat den Mund aufmacht, aber dann was von sich gibt, was selbst der Professor noch nie so gesehen hat.«

»Er hat es nicht leicht gehabt. Nat ist ziemlich kompliziert«, sage ich.

Weil wir unsere Kinder lieben und ihr Glück zum Hauptziel unserer Existenz machen, ist es ziemlich belastend, wenn wir sehen, dass sie nicht viel glücklicher sind als wir. Nathaniel Sabich war nach landläufigen Kriterien ein guter Junge. In der Grundschule lernte er fleißig und benahm sich seinen Eltern gegenüber relativ selten aufsässig. Aber das Heranwachsen bereitete ihm ungewöhnlich große Schwierigkeiten. Er war ein ungestümer kleiner Junge, der schlecht still sitzen konnte und immer schon bis zum Ende vorblätterte, wenn ich ihm eine Geschichte vorlas. Als er

älter wurde, stellte sich heraus, dass die Ursache seines wilden Bewegungsdrangs eine Art von Angst war, die er immer tiefer und tiefer in sich verschloss.

Die Therapeuten haben zahllose Erklärungen dafür. Er ist das einzige Kind zweier Einzelkinder und wuchs in einem Treibhaus elterlicher Aufmerksamkeit heran, das durchaus als Beweis dafür dienen könnte, dass man ein Kind zu sehr lieben kann. Dann erlebte er das Trauma meiner Verhaftung und des Prozesses, eine Zeit, in der unsere Familie, ganz gleich wie sehr wir auch den Schein wahrten, über dem Abgrund hing wie eine Filmfigur, die von einer halb eingestürzten Brücke baumelt.

Die Erklärung, auf die ich am liebsten zurückgreife, ist die, bei der meine Schuld am geringsten ist: Er hat etwas von der depressiven Störung seiner Mutter geerbt. Als er in der Pubertät war, konnte ich zusehen, wie

sich die altbekannte dunkle Wolke über ihn legte, erkennbar durch den gleichen grüblerischen Rückzug. Wir machten alles durch, was man so kennt. Zeugnisse mit Einsen und Sechsen. Drogen. Der vielleicht beschämendste Tag meines Lebens war der, als mein Freund Dan Lipranzer, ein Detective, der kurz vor der Pensionierung stand und seinen Ruhestand in Arizona verleben wollte, vor etwa zehn Jahren überraschend in mein Amtszimmer kam. »Die Drogenfahndung hat gestern einen rotznäsigen Jungen aufgegriffen, der auf die Nearing High geht und behauptet, er kauft sein Gras bei dem Sohn eines Richters.«

Das Gute an der Geschichte war, dass wir Nat damit unter Druck setzen konnten und er schließlich wieder zur Psychotherapie ging. Als er gegen Ende der Collegezeit anfing, Antidepressiva zu nehmen, war das so, als wäre er aus einer Höhle ins Licht getreten. Er begann nach dem Bachelorabschluss ein

Philosophiestudium, zog endlich bei uns aus und beschloss dann ohne vorherige Rücksprache mit uns, auf Jura umzusatteln. Da mein Sohn für Barbara und mich das lebende Auffangbecken von vielen Ängsten und Sehnsüchten war, sind wir beide manchmal fast erschrocken darüber, dass er endlich auf eigenen Füßen steht, aber das hat wahrscheinlich auch mit unserem Unbehagen zu tun, weil wir nun miteinander allein gelassen sind.

»Hast du dich darüber gefreut, dass er Jura studiert?«, fragt Anna.

»Ich war irgendwie erleichtert. Ich hatte nichts gegen sein Philosophiestudium. Ich hab das durchaus ernst genommen. Aber ich wusste nicht, wohin es führen sollte. Obwohl das nach dem Jurastudium auch nicht viel besser ist. Er möchte gern Juraprofessor werden, aber es wird nicht einfach für ihn werden, gleich nach dem Referendariat eine Unikarriere zu starten,

und er scheint keine anderen Ideen zu haben.«

»Wie wär's mit Model für J. Crew? Dir ist doch wohl klar, wie blendend dein Sohn aussieht, oder?«

Nat hat das Glück, seiner Mutter zu ähneln, doch in Wahrheit, und das scheine nur ich zu erkennen, geht das, was seine Attraktivität so eindringlich macht, die stechenden blauen Augen und das Universum aus geheimnisumwitterter Traurigkeit, geradewegs auf meinen Vater zurück. Junge Frauen werden von Nats außergewöhnlich gutem Aussehen angezogen wie von einem Leuchtturm, aber er hat immer unnatürlich lange gebraucht, um sich zu binden, und derzeit befindet er sich nach dem katastrophalen Ende seiner vierjährigen Beziehung zu Kat mal wieder auf dem Rückzug.

»So was hat man ihm sogar mal angeboten. Irgendjemand von einer Agentur hat ihn auf

der Straße gesehen. Aber es hat ihn schon immer gestört, wenn Leute über sein Aussehen reden. Er will nicht danach beurteilt werden. Außerdem gibt es bessere Möglichkeiten, leicht zu Geld zu kommen.«

»Welche denn?«

»Ihr jungen Leute könntet alle mehr Geld machen, als ihr euch je erträumt habt.«

»Und wie?«

»Lernt Tätowierungen entfernen.«

Sie lacht, wie Anna eben lacht, als wäre Lachen das Einzige, was zählt. Sie windet sich und kichert. Aber das Gespräch über Nat klingt noch in ihr nach, und einige Minuten später stützt sie sich auf einen Ellbogen und sieht mich an.

»Hast du dir je eine Tochter gewünscht?«, fragt sie.

Ich starre sie ziemlich lange an. »Ich denke,

das ist so eine Frage, die Nat in seinen Collegetagen als >bewusst grenzüberschreitend< bezeichnet hätte.«

»Du meinst, das geht zu weit?«

»Ich glaube, das meint er damit.«

»Ich finde, Grenzen spielen hier keine große Rolle«, sagt sie und deutet mit dem Kinn auf die Wände des Hotelzimmers. »Also, hast du? Dir eine Tochter gewünscht?«

»Ich wollte mehr Kinder. Barbara hatte tausend Entschuldigungen. Sie könnte nie ein anderes Kind so lieben wie Nat. Und so weiter. Im Rückblick denke ich, sie wusste, dass sie krank war. Und anfällig.«

»Aber hast du dir eine Tochter gewünscht?«

»Ich hatte schon einen Sohn.«

»Also ja?«

Ich versuche, mich in die Sehnsüchte jener Jahre zurückzuversetzen. Ich wollte Kinder,

wollte Vater sein, wollte es besser machen, als ich es selbst erlebt hatte - es war ein beherrschendes Verlangen.

»Ich denke, schon«, antworte ich.

Sie steht auf und streift langsam den Bademantel ab, den sie angezogen hat, weil ihr kalt war, lässt ihn von den Schultern gleiten und betrachtet mich dabei mit einem seelenvollen Blick, den ich aus ihren letzten Arbeitstagen bei mir kenne.

»Das dachte ich mir«, sagt sie und streckt sich neben mir aus.

Es bleibt schwierig, Anna nach unseren abendlichen Treffen zu verlassen. Sie fleht mich an, nicht zu gehen, und schreckt auch nicht vor dem Einsatz verruchter Mittel zurück. Heute Abend kleidet sie sich widerstrebend an, und als wir zur Tür gehen, legt sie beide Hände dagegen und lässt ihr

Hinterteil vor mir kreisen wie eine Nachtclubtänzerin.

»Du machst es mir schwer zu gehen.«

»Das ist genau meine Absicht.«

Sie setzt diesen lüsternen kleinen Tanz fort, und ich drücke mich gegen sie und falle in die Bewegung mit ein, bis ich vollends erregt bin. Unvermittelt schiebe ich ihr den Rock hoch, ziehe den Slip beiseite und dringe in sie ein. Ohne Gummi: für uns ein tollkühner Akt. Selbst beim ersten Mal hatte Anna Kondome in ihrer Handtasche.

»O Gott«, sagt sie. »Rusty.«

Aber keiner von uns hört auf. Ihre Hände stemmen sich gegen die Tür. Wir beide spüren die ganze Verzweiflung und den Wahnsinn unserer Beziehung. Und als ich endlich komme, empfinde ich das als den wahrhaftigsten Augenblick, den wir bislang hatten.

Hinterher sind wir beide ein bisschen erschüttert, und wir ordnen unsere Kleidung in bedrücktem Schweigen.

»Soll mir eine Lehre sein, vor dir mit dem Hintern rumzuwackeln«, sagt sie, als ich zuerst gehe.

Das Schuldgefühl ist ein Stoßtrupp, der sich verstohlen anschleicht und dann alles andere lahmlegt. Nach diesem kurzen Moment der Hemmungslosigkeit werde ich unentwegt von naheliegenden Ängsten heimgesucht. Mir kommen fast die Tränen, als ich spätnachts eine von Annas kryptischen E-Mails bekomme. »Besuch eingetroffen«, steht da unter Verwendung der altertümlich viktorianischen Umschreibung für Menstruation. Doch auch danach gibt es ein Wort, das sich jedes Mal, wenn es mir einfällt, wie eine eisige Hand um mein Herz legt: Geschlechtskrankheit. Was, wenn Anna, die

viel herumgekommen ist, ohne es zu wissen, mit irgendwas infiziert ist, das ich weitergeben könnte? Wieder und wieder stelle ich mir Barbaras Gesicht bei der Rückkehr von ihrem Gynäkologen vor.

Ich weiß, diese Furcht ist größtenteils irrational. Aber das unablässige Und-wenn-doch? ist wie ein Nagel, der sich mir ins Gehirn bohrt. So stark, wie ich ohnehin schon leide, kann ich nicht noch eine weitere wild wuchernde Sorge ertragen. Also gebe ich eines Tages in meinem Amtszimmer das Wort Geschlechtskrankheiten in die Suchmaschine ein und lande auf einer Webseite. Von einem Münztelefon am Busbahnhof rufe ich dort an, wobei ich mich so stelle, dass niemand mithören kann.

Die junge Frau am anderen Ende der Leitung ist geduldig, tröstend. Sie erklärt, wie der Test vor sich geht, und sagt dann, dass ich mit Kreditkarte bezahlen kann. Die Abkürzung,

die auf der Rechnung erscheint, wäre unauffällig, aber solche Details würden Barbaras Aufmerksamkeit niemals entgehen. Bei Ausgaben, die sie sich nicht erklären kann, fragt sie immer, ob sie absetzbar sind.

Mein Schweigen spricht Bände. Daraufhin fügt die höfliche junge Frau hinzu: »Sie können aber auch per Postüberweisung oder Barscheck bezahlen, falls Ihnen das lieber ist.« Sie gibt mir eine PIN, die im gesamten Testverfahren statt meines Namens auftauchen wird.

Ich kaufe den Barscheck am nächsten Tag, als ich zur Bank gehe, um meinen frisierten Gehaltsscheck einzuzahlen. »Soll ich Sie als Einzahler aufführen?«, fragt der Bankangestellte.

»Nein«, sage ich mit peinlicher Hast.

Von dort begebe ich mich direkt in den dreizehnten Stock eines Bürogebäudes in der

Innenstadt, wo ich den Scheck abgeben soll, und lande vor der Tür eines Import-Export-Unternehmens. Ich spähe hinein, gehe dann wieder hinaus, um die Adresse in meiner Tasche zu überprüfen. Als ich wieder eintrete, beäugt mich die Frau am Empfang, eine Russin mittleren Alters, mit einem herrischen Blick und fragt mit starkem Akzent: »Sie wollen mir geben Geld?« Sinnvoll, diese Tarnung, denke ich. Selbst wenn mir ein Detektiv gefolgt wäre, könnte er nicht erkennen, was ich hier will. Sie nimmt meinen Scheck, wirft ihn kurzerhand in eine Schublade und widmet sich wieder ihrer Arbeit. Was für eine Menagerie der Untreue diese Frau wohl schon gesehen hat! Scharenweise schwule Männer. Eine Mom mit zwei Kindern im Kinderwagen, die es mit dem Nachbarn getrieben hat, der zurzeit arbeitslos zu Hause hockt. Und wahrscheinlich jede Menge Männer wie ich, angegraut und im fortgeschrittenen Alter, von Angst gezeichnet,

weil sie sich mit dreihundert Dollar teuren Edelnutten vergnügt haben. Schwäche und Torheit sind ihr Geschäft.

Im Vergleich dazu ist der eigentliche Test prosaisch. In einer Praxis gegenüber der Uniklinik gebe ich lediglich meine PIN an. Die Frau, die mir Blut abnimmt, ringt sich nicht mal ein Lächeln ab. Schließlich stellt jeder Patient eine mögliche Gefahr für sie dar. Sie warnt mich nicht vor, dass der Einstich schmerzhaft sein könnte.

Vier Tage später teilt mir ein Berater mit, dass ich sauber bin. Als ich das nächste Mal mit Anna zusammen bin, erzähle ich es ihr. Ich hatte erwogen, ihr gar nichts davon zu sagen, doch wissenschaftliche Fakten sind, wie ich einsehe, überzeugender als mein Wort.

»Ich hab keine Angst gehabt«, antwortet sie. Sie späht unter ihren vollen Brauen hervor. »Du denn?«

Ich sitze auf dem Bett. Es ist Mittagszeit, und auf dem Flur höre ich den Minibar-Auffüller an Türen klopfen, damit er hereinkommen und nachsehen kann — eine tolle Tarnung für einen Privatdetektiv, denke ich in meinem derzeitigen beunruhigten Zustand.

»Es gibt viele Fragen, die ich nicht stellen wollte.« Da ich nicht versprechen kann, nicht mit Barbara zu schlafen, maße ich mir nicht an, von Anna Treue zu verlangen. Ich weiß noch immer nicht, ob sie sich mit anderen Männern trifft, aber ich bekomme selten Antwort auf die kurzen E-Mails, die ich ihr gelegentlich an Wochenenden schicke. Seltsamerweise bin ich nicht eifersüchtig. Ich stelle mir immer wieder den Moment vor, an dem sie mir sagt, dass sie die Sache beendet, dass diese Erfahrung für sie abgeschlossen ist und sie sich wieder in Richtung auf ein normales Leben bewegen will.

»Im Augenblick gibt es niemanden außer dir, Rusty.« >Im Augenblick< denke ich. »Und ich bin immer vorsichtig gewesen. Tut mir leid, dass ich ausgeflippt bin. Aber ich hab noch nie abgetrieben.«

»Ich hätte das nicht tun sollen.«

»Ich fand's wunderbar«, sagt sie leise und setzt sich neben mich. »Wir könnten es weiter so machen. Wo wir doch jetzt Bescheid wissen. Ich hab ein Diaphragma.«

»Und was passiert, wenn du jemand anderen kennenlernst?«

»Ich hab doch gesagt, dass ich immer vorsichtig bin. Ich meine«, sagt sie und verstummt.

»Was?«

»Es muss niemand anderen geben. Wenn du mir sagst, dass du daran denkst, Barbara zu verlassen.«

Ich seufze. »Anna, bitte nicht schon wieder dieses Thema. Wenn wir nur zwei Stunden miteinander haben, sollten wir uns nicht die Hälfte der Zeit streiten.«

Jetzt habe ich sie verletzt. Es ist Anna immer leicht anzusehen, wenn sie gekränkt ist. Dann kommt ihre harte Seite, die Seite, die sich mit den grausamen Mechanismen des Gesetzes befasst, zum Vorschein, und ihr Gesicht wird starr.

Schwer geprüft, strecke ich mich auf dem Bett aus und ziehe mir ein Kissen aufs Gesicht. Sie wird sich gleich wieder fangen und zu mir kommen. Doch vorläufig bin ich allein in einer Art Meditation und stelle mir die Frage, die sie schon so oft gestellt hat. Würde ich Anna heiraten, wenn das durch irgendeinen irrwitzigen Umstand plötzlich möglich würde? Sie ist zum Schreien komisch, hübsch anzuschauen, ein Mensch, den ich schätze und auf den ich nicht verzichten möchte. Aber ich

war schon einmal vierunddreißig. Ich glaube kaum, dass ich zurück zu ihr auf die andere Seite der Brücke gehen könnte, die ich bereits überquert habe.

Plötzlich wird mir etwas anderes so klar wie die Lösung zu einem mathematischen Problem, das ich vorher nicht enträtseln konnte. Auf einmal sehe ich die Erkenntnis, die ich im Zusammensein mit Anna gewonnen habe: Ich habe mich geirrt. Einen Fehler gemacht. Anna ist vielleicht nicht die richtige Alternative. Aber das heißt nicht, dass es nie eine gab. Vor zwanzig Jahren glaubte ich, von vielen schlechten Möglichkeiten die beste zu wählen, und damit lag ich falsch. Falsch. Ich hätte etwas anderes tun können, jemand anderes finden. Schlimmer noch. Ich hätte es tun sollen. Ich hätte nicht zu Barbara zurückkehren sollen. Ich hätte nicht mein eigenes Glück für Nats Glück eintauschen sollen. Es war für uns alle drei die falsche Entscheidung. Nat wuchs danach in einem

Kerker stummen Leidens auf. Und Barbara wurde täglich mit der Erinnerung an etwas konfrontiert, das jeder mit einem etwas gesünderen Menschenverstand lieber vergessen würde. In diesem Augenblick ist mein Herz wie ein überladenes Kriegsschiff, das von einer leichten Brise zum Kentern gebracht wird und in den Gewässern versinkt, die es befahren sollte. Und der einzige Mensch, dem ich daran die Schuld geben kann, bin ich selbst.

Als ich in mein Amtszimmer zurückkehre, liegt eine dringende Nachricht von George Mason auf meinem Schreibtisch. Genauer gesagt, drei. Das Leben am Berufungsgericht verläuft normalerweise in Zeitlupe. Selbst sogenannte Dringlichkeitsanträge können ein oder zwei Tage liegen bleiben und müssen nicht sofort entschieden werden. Als ich aufschaue, steht George in der Tür. Er ist

persönlich heruntergekommen, weil er hoffte, dass ich inzwischen zurück bin. Er ist in Hemdsärmeln und streicht über seine gestreifte Krawatte, um sich selbst zu beruhigen. »Was ist?«, frage ich.

Er schließt die Tür hinter sich. »Wir haben am Montag die Urteilsbegründung für Harnason rausgegeben.«

»Das hab ich gesehen.«

»Heute hab ich in der Mittagspause zufällig Grin Brieson getroffen. Sie hatte Mel Tooley angerufen, um Harnasons Haftantritt zu regeln, und daraufhin nichts von ihm gehört. Schließlich, nach dem dritten Anruf hat Mel zugegeben, dass er meint, der Mann ist verschwunden. Heute Morgen ist die Polizei zu ihm. Harnason ist seit mindestens zwei Wochen weg.«

»Er ist abgehauen?«, frage ich. »Geflohen?«

Harnason ist in ein Spielkasino gegangen und

hat eine Kreditkarte mit hohem Verfügungsrahmen benutzt, um Chips im Wert von fünfundzwanzigtausend Dollar zu kaufen, die er prompt eintauschte, um seine Flucht zu finanzieren. Mit zwei Wochen Vorsprung ist er mittlerweile wahrscheinlich schon längst außer Landes.

»Die Presse weiß noch nichts davon«, erklärt George mir. »Aber das wird nicht mehr lange dauern. Ich wollte, dass du Bescheid weißt, wenn die ersten Reporter anrufen. Koll wird dich anprangern.« Die Öffentlichkeit begreift nicht, was Richter am Obersten Bundesstaatsgericht tun. Aber sie wird begreifen, dass ich einem verurteilten Mörder Kaution gewährt habe, der nun für immer auf freiem Fuß bleiben wird, noch ein Buhmann mehr, den sie fürchten kann. Koll wird mir Harnasons Namen um die Ohren hauen. Ich frage mich vage, ob ich dem Blödmann damit tatsächlich eine Chance verschafft hab.

Aber das ist nicht der Grund, warum ich wie paralysiert hinter meinem Schreibtisch sitze, nachdem George wieder gegangen ist. Während der ganzen sieben Wochen, die ich mich nun mit Anna treffe, wusste ich, dass die Katastrophe naht. Aber ich habe nicht gesehen, in welcher Form. Ich bin bereitwillig das Risiko eingegangen, die Menschen zu verletzen, die mir am nächsten stehen. Aber so absurd es auch sein mag, was mich wirklich umhaut, ist die Erkenntnis, dass ich bei einer schwerwiegenden Gesetzesübertretung Hilfestellung geleistet habe. Harnason hat mich raffiniert ausgetrickst. Die Wahl ist jetzt meine geringste Sorge. Mit dem falschen Anklagevertreter - und Tommy Molto ist zweifellos der falsche - könnte ich im Gefängnis landen.

Ich brauche einen Anwalt. Ich bin zu durcheinander und zu sehr mit Selbstvorwürfen beschäftigt, als dass ich selbst eine Lösung finden könnte. Es kommt nur

einer infrage: Sandy Stern, der mich auch vor einundzwanzig Jahren vertreten hat.

»Oh, Euer Ehren«, sagt Sandys Assistentin Vondra. »Er ist nicht im Büro, war die letzte Zeit nicht ganz auf der Höhe, aber er würde bestimmt gern mit Ihnen sprechen. Ich schau mal, ob er Ihren Anruf entgegennimmt.«

Es dauert einige Minuten, bis ich ihn an der Strippe habe.

»Rusty.« Seine Stimme ist brüchig und alarmierend schwach. Als ich ihn frage, was los ist, sagt er: »Schlimme Kehlkopfentzündung«, und bringt das Gespräch wieder auf mich. Ich verzichte auf irgendwelche Nettigkeiten.

»Sandy, ich brauche Hilfe. Ich schäme mich, dass ich das sagen muss, aber ich hab eine Dummheit gemacht.«

Ich mache mich auf einen Sturm der Entrüstung gefasst. Stern hätte allen Grund

dazu: Nachdem ich Ihnen eine zweite Chance besorgt habe, ein zweites Leben.

»Ach, Rusty« sagt er. Er scheint schwer zu atmen. »Damit verdien ich schließlich mein Geld.«

Stern hat strikte ärztliche Anweisung, zwei Wochen nicht zu sprechen und somit auch nicht in seine Kanzlei zu kommen. Ich warte lieber auf ihn, als mich von jemand anderem beraten zu lassen, dem ich auch nur ein Jota weniger vertraue. Nachdem achtundvierzig Stunden vergangen sind, finde ich so einigermaßen mein inneres Gleichgewicht wieder. Die Nachricht von Harnasons Flucht ist in die Medien gelangt. Die Polizei hat alle Spuren verfolgt und keinerlei Hinweis auf seinen Aufenthaltsort gefunden. Koll hat sich über meine Fehleinschätzung aufgeregt, aber die Kontroverse wird auf einen kleinen einspaltigen Beitrag ganz unten im Lokalteil

verbannt, weil es bis zu den Wahlen noch so weit hin ist. Pikanterweise hätte Koll wesentlich mehr Aufmerksamkeit geerntet, wenn er in den Vorwahlen angetreten wäre.

Ich habe keine Ahnung, wie sich das Chaos um Harnason weiterentwickeln wird, ob Sandy mir raten wird, im Gericht reinen Tisch zu machen oder lieber den Mund zu halten. Aber in einer Frage ist meine Seele zur Ruhe gekommen: Ich muss aufhören, mich mit Anna zu treffen. Nachdem ich mal wieder einen Vorgeschmack des Untergangs gekostet habe, kann ich keine weitere Gefahr hinnehmen.

Drei Tage später treffe ich früher als sonst in der Lobby des Dulcimer Hotel ein, um sie abzufangen, ehe sie nach oben aufs Zimmer geht. Mein ungewohnt frühes Auftauchen verrät ihr, dass irgendwas nicht stimmt, aber ich ziehe sie zu einer der Säulen und flüstere: »Wir müssen damit aufhören, Anna.«

Ich sehe, wie ihr Gesicht sich verzieht. »Gehen

wir hoch«, sagt sie ungehalten. Ich weiß, wenn ich Nein sage, wird sie sich nicht beherrschen können und eine Szene machen.

Sobald die Tür geschlossen ist, beginnt sie bitterlich zu weinen und setzt sich, noch immer in dem Regenmantel, den sie wegen des heutigen Unwetters trägt, in einen Sessel.

»Ich hab versucht, es mir vorzustellen«, sagt sie. »Ich hab so oft versucht, es mir vorzustellen. Was würde ich empfinden, wenn du das zu mir sagst? Und ich konnte es einfach nicht. Ich konnte es nicht, und ich kann es auch jetzt nicht glauben.«

Ich habe im Vorfeld beschlossen, ihr das mit Harnason nicht zu erklären. Als es passiert ist, habe ich ihr nichts davon erzählt, und auch wenn es noch so absurd ist, ich bin sicher, dieselbe Frau, die mich zu ehebrecherischen Leidenschaften animierte, wäre entsetzt bei dem Gedanken, dass ich mich als Richter dermaßen unprofessionell verhalten konnte.

Stattdessen sage ich nur: »Es ist Zeit. Ich weiß, es ist Zeit. Es wird nur noch schwieriger werden.«

»Rusty«, sagt sie.

»Ich habe recht, Anna. Das weißt du.«

Zu meinem Erstaunen nickt sie. Sie hat sich selbst damit abgefunden. Acht Wochen, denke ich. So lange also hat meine Flucht in die Unvernunft gedauert.

»Du musst mich noch einmal halten«, sagt sie.

Ich halte sie lange in den Armen, während wir direkt vor der Tür stehen. Es ist das Gegenstück zu unseren ersten gemeinsamen Augenblicken. Aber wir brauchen die Erinnerung daran nicht. Unsere Körper haben ihre eigenen Impulse. Wir beeilen uns, vielleicht weil wir wissen, dass wir uns die Zeit gestohlen haben.

Wieder angezogen, schmiegt sie sich an der

Tür noch einmal an mich.

»Müssen wir ganz aufhören, uns zu sehen?«

»Nein«, sage ich. »Aber wir sollten eine Weile auf Abstand gehen.«

Als sie fort ist, bleibe ich noch ganz lange auf dem Bett liegen. Über eine Stunde. Der Rest meines Lebens, dunkel und trostlos, hat begonnen.

Ich könnte sagen, dass der Verlust nicht zu verkraften ist, aber das wäre unwahr. Ich laufe durchs Leben wie ein Amputierter, der den Phantomschmerz eines fehlenden Körperteils spürt, während mir vor Sehnsucht das Herz zerspringt und mein Verstand mir in der vielleicht traurigsten Tonart von allen sagt, dass auch das vorbeigehen wird. Nie wieder, denke ich. Jetzt ist der Fluch wahr geworden. Nie wieder.

Nach einer Woche wird es besser. Ich vermisse sie. Ich trauere um sie. Aber es ist wieder etwas Frieden eingekehrt. Sie war so unerreichbar - so jung, so sehr Bewohnerin einer anderen Zeit -, dass es schwierig ist, den Verlust wirklich voll und ganz zu empfinden. Und egal wie die Harnason-Sache weitergeht, dieser Teil der Geschichte wird unerzählt bleiben. Barbara wird es nicht erfahren. Nat wird es nicht erfahren. Ich habe das Schlimmste umschifft.

Ich frage mich die ganze Zeit. Ist es wirklich Anna, die ich vermisse? Oder liebe?

Zwei Wochen nach unserem letzten Treffen im Dulcimer kommt Anna unangemeldet in meine Amtsräume. Ich sitze am Schreibtisch und erkenne ihre Stimme, als sie im Vorzimmer zu meiner Sekretärin sagt, sie sei im Haus, um einen Schriftsatz einzureichen, und wollte nur mal Hallo sagen. Ihr Gesicht erhellt sich, als

sie mich an der Tür auftauchen sieht, und sie rauscht unaufgefordert in mein Büro, bloß eine ehemalige Referendarin, die auf einen Sprung vorbeischaut, so was kommt öfter vor.

Sie ist fröhlich und scherzt noch laut mit Joyce darüber, dass sie die gleichen Stiefel tragen, bis ich die Tür schließe. Dann sinkt sie in sich zusammen und vergräbt das Gesicht in den Händen.

Ich spüre das Pochen meines Herzens. Sie ist so schön. Sie trägt ein graues, maßgeschneidertes Kostüm, und ich erinnere mich noch ganz genau, wie es sich anfühlt, als würden meine Hände jetzt darüberstreichen.

»Ich habe jemanden kennengelernt«, sagt sie leise und blickt auf. »Er wohnt bei mir im Haus. Ich hab ihn bestimmt schon hundertmal gesehen und erst vor zehn Tagen die ersten Worte mit ihm gewechselt.«

»Anwalt?« Auch meine Stimme ist sehr leise.

»Nein.« Sie schüttelt entschieden den Kopf, als wollte sie sagen, so dumm wäre sie niemals. »Er ist Geschäftsmann. Investments. Geschieden. Etwas älter. Ich mag ihn. Ich hab letzte Nacht mit ihm geschlafen.«

Es gelingt mir, nicht zusammenzuzucken.

»Ich fand's furchtbar«, sagt sie. »Fand mich furchtbar. Ich meine, ich sage mir, dass jeder in seinem Leben Menschen wie dich und mich hat, Menschen, die nicht ewig bleiben können, aber die einem für eine gewisse Zeit viel bedeuten. Ich denke, wenn man ein offenes und ehrliches Leben führt, dann muss es solche Menschen geben. Findest du nicht auch?«

Ich habe Freunde, die glauben, dass alle Beziehungen unter diese Überschrift fallen - nur begrenzte Zeit gut. Doch ich nicke ernst.

»Ich versuche alles, Rusty.«

»Wir brauchen beide Zeit«, sage ich.

Sie schüttelt ihr schönes Haar. Sie hat es in den vergangenen zwei Wochen schneiden lassen und leicht eingedreht.

»Ich werde immer darauf warten, dass du sagst, du willst mich zurückhaben.«

»Ich werde dich immer zurückhaben wollen«, antworte ich. »Aber das wirst du mich nie sagen hören.« Sie lächelt schwach, als ihr die bewusste Absurdität meiner Bemerkung auffällt.

»Warum bist du so fest entschlossen?«, fragt sie.

»Weil wir den logischen Abschluss erreicht haben. Es gibt kein Happy End. Keinen glücklicheren Ausgang. Und allmählich finde ich mich damit ab.«

»Womit genau findest du dich ab, Rusty?«

»Dass ich nicht das Recht habe, zweimal zu leben. Das hat niemand. Ich habe meine

Entscheidungen getroffen. Es wäre eine Missachtung des Lebens, das ich gelebt habe, wenn ich es jetzt über den Haufen werfen würde. Und welche Macht es auch immer war, die mich über hauchdünnes Eis gleiten und überleben ließ, ich muss ihr dankbar sein. Ich meine, ich hab es dir wieder und wieder gesagt, Barbara darf es nicht erfahren. Niemals.«

Anna betrachtet mich mit harten Augen, ein Ausdruck, den ich gelegentlich bei ihr gesehen habe und der in den kommenden Jahrzehnten Hunderte von Zeugen im Kreuzverhör erwartet.

»Liebst du Barbara?«

Gute Frage. Seltsamerweise fragt sie mich das jetzt zum ersten Mal.

»Wie viele Stunden hast du?«, frage ich. »Ein ganzes Leben, wenn du willst.«

Ich lächle dünn. »Ich denke, ich hätte eine

bessere Wahl treffen können.«

»Warum gehst du dann nicht?«

»Vielleicht tu ich das.« Ich habe das noch nie laut ausgesprochen.

»Aber nicht wegen einer jüngeren Frau? Nicht wegen einer ehemaligen Referendarin. Weil du Angst davor hast, was die Leute sagen würden?«

Ich antworte nicht. Ich habe mich schon erklärt. Sie mustert mich weiter mit diesem kühlen, objektiven Blick.

»Es ist wegen deiner Kandidatur, nicht wahr?«, sagt sie schließlich. »Du entscheidest dich für das Oberste Gericht und gegen mich.«

Ich weiß sofort: Ich muss lügen. »Richtig«, sage ich.

Sie stößt ein kurzes höhnisches Schnauben aus, hebt dann den Kopf, um ihre unterkühlte Einschätzung fortzusetzen. Sie sieht mich

jetzt, all meine Schwächen, meine Eitelkeit. Ich habe gelogen, aber was sie sieht, ist dennoch die Wahrheit.

Trotzdem habe ich eines erreicht.

Es ist aus.

Meine Beziehung zu Sandy Stern ist intensiv und einzigartig. Er ist der einzige Anwalt, von dessen Fällen ich mich im Berufungsgericht ausnahmslos selbst entbinde. Selbst meine ehemaligen Referendare kommen fünf Jahre später in meinen Gerichtssaal. Stern und ich sind keine Intimfreunde. Nach meinem Prozess habe ich sogar zwei Jahre überhaupt nicht mit ihm gesprochen, bis meine Dankbarkeit andere Gefühle verdrängte, die ich hinsichtlich meines Falls hatte. Inzwischen haben wir ein gutes Verhältnis, das von gegenseitiger Wertschätzung geprägt ist, und essen gelegentlich gemeinsam zu Mittag. Aber

er vertraut mir nicht seine Geheimnisse an. Dennoch war seine Rolle in meinem Leben derartig epochal, dass ich nie so tun könnte, als wäre er bloß irgendein Anwalt. Er hat mich meisterhaft verteidigt, und jedes Wort, das er vor Gericht sagte, war so bedeutsam wie jede Note von Mozart. Ich verdanke ihm mein Leben.

Wir plaudern bei ihm im Büro über seine Kinder und Enkel. Seine Jüngste, Kate, hat drei Kinder. Vor zwei Jahren ließ sie sich scheiden, hat aber inzwischen wieder geheiratet. Sein Sohn Peter ist mit seinem Lebensgefährten, der ebenfalls Arzt ist, nach San Francisco gezogen. Die offensichtlich Zufriedenste der drei ist seine Tochter Marta, die mit ihm zusammen in der Kanzlei arbeitet. Vor zwölf Jahren hat sie Solomon geheiratet, einen Unternehmensberater, mit dem sie drei Kinder hat und ein erfülltes Leben führt.

Sandy sieht aus wie immer, vielleicht ein

bisschen rundlicher, was der perfekt maßgeschneiderte Anzug kaschiert. Wer in jüngeren Jahren älter wirkt, hat den Vorteil, dass er in fortgeschrittenem Alter gegen das Verstreichen der Zeit gefeit scheint.

»Sieht so aus, als hätten Sie sich gut von Ihrer Kehlkopfentzündung erholt«, sage ich zu ihm.

»Nicht ganz, Rusty. An dem Tag vor Ihrem Anruf hatte ich eine Bronchoskopie. In ein paar Tagen werde ich operiert. Lungenkrebs.«

Ich bin entsetzt, seinetwegen ebenso wie meinetwegen. Seine verdammten Zigarren. Sie sind sein ständiger Begleiter, und wenn er tief in Gedanken ist, vergisst Stern meistens, dass er nicht inhalieren soll. Der Rauch strömt aus seiner Nase wie aus Drachennüstern.

»Ach, Sandy.«

»Die Ärzte sagen, es ist gut, dass sie operieren können. Es könnte schlimmer sein. Sie werden einen Lungenflügel entfernen und dann

abwarten.«

Ich erkundige mich nach seiner Frau, und er sagt, dass Helen, die er als Witwer heiratete, ganz die Alte ist, tapfer und lustig. Wie immer ist sie genau das, was er jetzt braucht.

»Aber«, sagt er dann, »reden wir nicht mehr von mir.« Ich frage mich, ob ich meine Kandidatur aufrechterhalten würde, wenn ich wirklich dem Untergang geweiht wäre, wenn meine Zeit zur Neige ginge. Es macht Sterns Lebenswerk alle Ehre, dass das für ihn nach wie vor die besten Augenblicke sind.

Ich erzähle ihm die Geschichte in groben Zügen, gebe nur das wieder, was Stern unbedingt wissen muss: dass ich eine Affäre hatte, auf dem Weg zu einem Rendezvous von Harnason verfolgt wurde, dass er mich überrumpelt hat und ich danach verunsichert war - wütend, eingeschüchtert, schuldbewusst. Die Geschichte löst bei Stern sein kompliziertes, südländisches Mienenspiel aus,

all seine Gesichtszüge geraten kurz in Bewegung, um den unglaublichen Wechselfällen des Lebens Rechnung zu tragen.

Die zwei Wochen, die ich darauf gewartet habe, mit Sandy sprechen zu können, haben mir hinsichtlich meines Problems mit Harnason keine klarere Haltung verschafft. Ich möchte Sterns Rat hören, was ich unter juristischen und ethischen Gesichtspunkten tun sollte. Muss ich meinen Richterkollegen oder der Polizei die Wahrheit sagen? Und welche Konsequenzen hätte das für mich? Während Stern zuhört, greift er automatisch nach seiner Zigarre, hält aber dann inne. Stattdessen massiert er sich nachdenklich die Schläfen. Er lässt sich viel Zeit.

»In so einem Fall, Rusty, mit so einem Menschen -« Stern spricht den Satz nicht zu Ende, aber seine Mimik deutet an, dass er sich über Harnasons eigenartige Persönlichkeit im

Klaren ist. »Er hat sich ausgesprochen clever mit Geld für seine Flucht versorgt, und ich vermute, er hat genauso sorgfältig geplant, wo und wie er untertaucht. Ich glaube kaum, dass er sich je wieder blicken lässt.

Falls er jedoch geschnappt wird, dann -«, Sandys Hand sinkt herab, »wäre das natürlich problematisch. Es steht zu hoffen, dass der Bursche aus Dankbarkeit Ihnen gegenüber den Mund halten würde, aber es wäre unvernünftig, sich darauf zu verlassen. Was die strafrechtliche Frage angeht, so wäre es, glaube ich, extrem schwierig, Anklage zu erheben - ein zweifach verurteilter Straftäter, den Sie beim ersten Mal ins Gefängnis geschickt haben? Als Zeuge wenig glaubhaft. Und dazu müsste Molto sich erst mal irgendeine imaginäre Straftat aus den Fingern saugen. Falls Harnason der einzige Zeuge ist, den die Staatsanwaltschaft hat - und ich wüsste nicht, wer sonst infrage käme -, wäre das eine ziemlich dürftige Anklage.

Anders verhält es sich mit dem disziplinarischen Aspekt gegenüber der Gerichtskommission. Im Unterschied zur strafrechtlichen Untersuchung werden Sie irgendwann dort aussagen müssen, und so verwirrt Sie zu dem Zeitpunkt auch gewesen sein mögen, wir wissen beide, dass Sie gegen etliche Regeln angemessenen richterlichen Verhaltens verstoßen haben. Andererseits, solange die Aussicht auf strafrechtliche Verfolgung nicht hinfällig ist - und mit Tommy Molto auf dem Stuhl des Oberstaatsanwalts wird sie das ganz sicher nicht sein -, brauchen Sie Ihren Kollegen gegenüber nichts zu sagen. Ich protokolliere meine Gespräche mit Mandanten so gut wie nie, aber in diesem Fall werde ich einen Aktenvermerk machen, falls Sie je belegen möchten, dass ich Ihnen diesen Rat gegeben habe.«

Er sagt das ganz beiläufig, aber natürlich spielt er darauf an, dass er wahrscheinlich tot sein

wird, wenn ich irgendwann gezwungen sein werde, mein Schweigen zu rechtfertigen.

Im Fahrstuhl, auf dem Weg nach unten, denke ich über Sterns Einschätzung nach, die im Großen und Ganzen mit meiner eigenen übereinstimmt. Nach Lage der Dinge werde ich wahrscheinlich mit allem ungeschoren davonkommen. Harnason ist für immer von der Bildfläche verschwunden. Barbara und Nat werden nie von Anna erfahren. Ich werde ins Oberste Bundesstaatsgericht gewählt werden und im Laufe der Zeit eine kurze Phase unglaublicher Verrücktheit vergessen. Ich werde bekommen, was ich wollte, auch wenn ich es nicht ganz verdient habe, und ich werde, nachdem ich alles aufs Spiel gesetzt habe, mein Leben vielleicht besser genießen können, als das sonst der Fall gewesen wäre. Dieser Gedankengang scheint unausweichlich, bietet aber nur wenig Trost. Unwohlsein breitet sich in meinem Innern aus.

Ich trete durch die Schutzschleuse der Drehtür hinaus in einen strahlenden Tag, der die erste sommerliche Wärme in sich trägt. Auf der Straße herrscht Gedränge, Menschen auf dem Weg zum Lunch oder beim Einkaufsbummel, und alle tragen ihre Jacken über den Arm gehängt. Auf der Fahrbahn sind Bauarbeiter dabei, die im Winter entstandenen Schlaglöcher mit heißem Teer zu füllen, dessen beißendes Aroma seltsam berauschend wirkt. Die Bäume im Park gegenüber tragen frisches Grün, stehen endlich in vollem Laub, und der Wind trägt den stählernen Geruch des Flusses herüber. Das Leben scheint rein. Mein Weg ist vorgegeben. Und damit bleibt keine Flucht mehr vor der Wahrheit, die mich fast in die Knie zwingt.

Ich liebe Anna. Was soll ich nur tun?

Rustys Geburtstag 19.03.2007 - Barbaras Tod 29.09.2008 - Die Wahl 04.11.2008

Kapitel 10

Tommy, 25. Oktober 2008

Tommy Molto konnte das Gefängnis nicht ausstehen. Es war drei Stockwerke hoch, aber selbst tagsüber düster wie ein Kerker, weil man im Jahre 1906 zur Verhinderung von Ausbrüchen Fenster eingebaut hatte, die nur fünfzehn Zentimeter breit waren. Außerdem waren die Geräusche irgendwie verstörend, das gequälte Dröhnen, das von dreitausend gefangenen Seelen ausging. Und von dem Geruch gar nicht erst zu reden. So streng auch auf die sanitären Bedingungen geachtet wurde, bei Tausenden von Menschen, die auf engstem Raum untergebracht waren und sich jeweils zu zweit ein deckelloses Edelstahlklo teilen mussten, durchströmte den gesamten Bau ein

sumpfiger Fäkaliengeruch. Es war nicht das Four Seasons. Und das sollte es auch nicht sein. Nach dreißig Jahren, die Tommy mittlerweile hierherkam, um mit Zeugen zu reden und Angeklagte ins Gebet zu nehmen, hätte man meinen sollen, dass er daran gewöhnt wäre. Aber ihm drehte sich noch immer der Magen um. Ein wenig lag das auch an der hässlichen Realität dessen, was er tat. Tommy dachte gern, dass es in seinem Beruf um Richtig und Falsch und um gerechten Lohn ging. Die Tatsache, dass seine Arbeit, wenn sie erfolgreich war, für Menschen in eine brutale Gefangenschaft mündete, die er selbst wohl kaum überleben würde, war bis heute eine unliebsame Erkenntnis.

»Warum sprechen wir gerade jetzt mit diesem Kerl?«, wollte Tommy von Brand wissen, während sie im Eingangsbereich warteten. Es war neun Uhr abends. Tommy war zu Hause gewesen, als Brand anrief. Tomaso war gerade eingeschlafen, und Dominga räumte die Küche

auf. Das Haus roch noch immer nach Gewürzen und Windeln. Das waren die kostbarsten Stunden seines Tages, in denen Tommy den Rhythmus seiner Familie spürte, die süße Ordnung, die sich von dem relativen Chaos seines übrigen Lebens abhob. Aber Brand hätte seinen Boss nicht gebeten, hierherzukommen, wenn es nicht wirklich dringend gewesen wäre, und so hatte Tommy sich wieder in seinen Anzug geworfen. Er war der Oberstaatsanwalt. Er musste dementsprechend aussehen, überall, und wie sich herausgestellt hatte, waren sowohl der Gefängnisdirektor als auch der Captain des Wachpersonals extra von zu Hause hergeeilt, als sie hörten, dass er kam, um ihn zu begrüßen und ein bisschen zu plaudern. Sie waren gerade eben erst gegangen, sodass Tommy sich von seinem Ersten Staatsanwalt endlich erklären lassen konnte, worum es ging.

»Weil Mel Tooley gesagt hat, die Fahrt würde sich lohnen. Sich richtig, richtig lohnen. Er hat

etwas, das der Oberstaatsanwalt persönlich hören muss. Und neun Uhr abends ohne irgendwelche Reporter in der Nähe ist der perfekte Zeitpunkt.«

»Jimmy, ich habe Frau und Kind.«

»Ich hab eine Frau und zwei Kinder«, entgegnete Brand. Aber er lächelte. Er fand es niedlich, dass Tommy manchmal so tat, als hätte er das Familienleben erfunden. Brand hatte mehr Vertrauen zu Mel Tooley als die meisten Menschen, weil Mel sich mit einem von Brands älteren Brüdern Büroräume teilte.

»Also, klär mich auf«, sagte Tommy. »Dieser Typ, der Häftling, wie heißt er noch mal? Harnason?« Die Leiterin der Berufungsabteilung der Behörde, Grin Brieson, hatte Tommy damals angefleht, die Anklage zu vertreten. Das wusste er noch und natürlich auch, dass er trotz Sabichs Widerspruch gewonnen hatte. Aber achtzehn Monate später war alles andere im Kielwasser

der Zeit untergegangen.

»Richtig. Er war anderthalb Jahre flüchtig.«

»Jetzt fällt's mir wieder ein«, sagte Tommy. »Das ist der Typ, dem Rusty Sabich Kaution gewährt hat.« N.J. Koll hatte Werbespots laufen lassen, in denen er Rusty diese Entscheidung vorwarf, aber nachdem Barbara das Zeitliche gesegnet hatte, musste N.J. wohl oder übel auf eine weitere Ausstrahlung von dem Zeug verzichten, eine Erleichterung für Molto. Koll hatte ein Mordstamtam um die Tatsache gemacht, dass die Staatsanwaltschaft sich gegen die Kaution für Harnason ausgesprochen hatte, und Tommy sah seine Behörde nicht gern so in der Schusslinie.

»Harnason wurde gestern in Coalville geschnappt, ein kleines Kaff rund dreihundert Meilen südlich von hier, knapp hinter der Staatsgrenze. Das war Harnasons neues Zuhause. Er hat ein Kanzleischild rausgehängt und unter dem Namen Thorsen Skoglund

praktiziert.«

»So ein Arschloch«, sagte Molto. Tommy ließ sich einen Moment Zeit, um an den längst verstorbenen Thorsen zu denken, einen ehrenwerten Mann.

»Er praktiziert also als Anwalt und arbeitet nebenbei als Clown auf Kinderpartys, stell dir vor. So was kann man gar nicht erfinden. Als Anwalt hat er nicht so viel verdient wie als Clown, was vielleicht ganz aufschlussreich ist, aber alles lief ganz gut, bis seine Trinkerei überhandnahm und er besoffen am Steuer erwischt wurde. Zwei Stunden nachdem die Polizei ihn hatte laufen lassen, traf das Ergebnis des Fingerabdruckvergleichs vom FBI ein. Harnason meinte anscheinend, es wäre noch wie früher, wo so was Wochen gedauert hat. Er war zu Hause beim Packen, als der Sheriff ihn mit einem Sondereinsatzkommando hopsgenommen hat.«

Mel Tooley hatte keinen Einspruch gegen die Auslieferung eingelegt, und der Sheriff von Coalville hatte Harnason höchstpersönlich zurück in die Tri-Cities gefahren. Es kam nicht oft vor, dass in Coalville flüchtige Mörder verhaftet wurden. Der Sheriff würde den Rest seines Lebens von Harnason erzählen. Bislang war Harnason noch keinem Richter vorgeführt worden, und die Presse hatte keine Ahnung, dass er wieder in Gewahrsam war, aber die Geschichte würde wahrscheinlich bald publik werden. Alles in allem war das für Rusty eine gute Nachricht. Wenn Koll seine Werbespots wieder schaltete, würde er sich nicht weiter darüber aufregen können, dass der Verrückte, den Sabich auf freien Fuß gesetzt hatte, noch immer frei herumlief.

Inzwischen waren Tommy und Brand durch die zwei massiven Gittertüren gelassen worden, eine Art Luftschleuse zwischen Gefangenschaft und Freiheit, und ein Aufseher namens Sullivan führte sie nach hinten zu den

Vernehmungsräumen. Sullivan klopfte an eine weiße Tür, und Tooley kam heraus in den schmalen Korridor. Mel, normalerweise ein korpulenter Modefatzke, trug Freizeitkleidung. Offenbar hatte er gerade im Garten gearbeitet, als Harnason gegen fünf Uhr nachmittags eingeliefert wurde. Er hatte Schmutz unter den polierten Fingernägeln und an der Jeans. Tommy brauchte einen Moment, ehe ihm klar wurde, dass Tooley in der Eile sein Toupet vergessen hatte. Eigentlich sah er ohne besser aus, doch Tommy beschloss, seine Meinung für sich zu behalten.

Tooley erging sich in der üblichen Katzbuckelei, weil der allmächtige Oberstaatsanwalt so spät noch hergekommen war.

»Ich freue mich auch, Sie zu sehen, Mel«, sagte Tommy. »Was liegt an?«

»Okay, das ist jetzt rein hypothetisch«, sagte Mel und senkte die Stimme. Im Gefängnis

wusste man nie, wer für welche Seite spielte. Einige Wachleute arbeiteten für die Gangs, andere standen auf der Gehaltsliste von Journalisten. Tooley schob sich so nah ran, dass es fast aussah, als wollte er Tommy küssen. »Aber wenn Sie Mr Harnason fragen würden, warum er sich damals zur Flucht entschieden hat, dann würde er Ihnen sagen, dass er vorzeitig von der Entscheidung des Berufungsgerichts erfahren hatte.«

»Wie das?«

»Das ist das Beste«, sagte Mel. »Der oberste Richter höchstselbst hat es ihm gesagt.«

Tommy hatte das Gefühl, als hätte er ein Brett vor den Kopf bekommen. Er konnte es nicht glauben. Rusty galt als nahezu verkniffen korrekter Richter.

»Sabich?«, fragte Tommy.

»Volltreffer.«

»Warum?«

»Das war eine ziemlich seltsame Unterhaltung. Das sollten Sie sich selbst anhören. Ist ziemlich brisant. Ich meine«, sagte Mel, »auf jeden Fall können Sie damit seinen Träumen vom Obersten Bundesstaatsgericht das Licht auspusten. Das auf jeden Fall. Vielleicht können Sie ihn sogar zum Anstifter und Helfershelfer der Flucht machen. Und Missachtung des Gerichts. Wegen Verstoßes gegen die Vorschriften seines eigenen Gerichts.«

Wie so viele andere glaubte Mel, dass Tommy Gott weiß was dafür geben würde, Rusty an den Karren zu fahren. Stattdessen lachte der Oberstaatsanwalt laut auf.

»Mit Harnason als einzigem Zeugen? Ein verurteilter Mörder gegen den obersten Richter des Berufungsgerichts? Und ich als Ankläger?« Schlimmer noch, diese Geschichte passte so gut zu Kolls Werbespots, dass alle

Welt Tommy als N. J.s naiven Handlanger verlachen würde.

Mel hatte fleischige Wangen, in denen seine Aknenarben Schatten warfen.

»Es gibt noch einen anderen Zeugen«, sagte Tooley leise. »Harnason hat zum damaligen Zeitpunkt jemandem von dem Gespräch erzählt.«

»Wem?«

Mel lächelte sein schiefes Lächeln. Er war nie imstande gewesen, seine rechte Gesichtshälfte zu heben.

»Da muss ich mich vorläufig auf meine anwaltliche Schweigepflicht berufen.«

Was für ein Dream-Team, dachte Tommy. Ein schmieriger Mörder und ein schmieriger Anwalt. Tooley steckte wahrscheinlich selbst in der Sache mit drin und hatte Harnason geholfen, sich aus dem Staub zu machen. Aber

Mel war Mel. Er würde dafür gesorgt haben, dass Harnason diesen Teil vergaß, und er würde einen guten Zeugen abgeben. Er wusste, wie man Geschworene rumkriegte. Das machte er nun schon seit fast vierzig Jahren.

»Wir müssen das von Ihrem Mandanten hören«, erklärte Tommy. »Kein Deal vorab. Falls das, was er sagt, Hand und Fuß hat, können wir weiterreden. Nennen Sie es ein Vorkaufsrecht. Hypothetisch. Oder nennen Sie es, wie Sie wollen, damit wir es nicht gegen ihn verwenden können.«

Nach einem kurzen Moment mit seinem Mandanten winkte Tooley die beiden in den Gesprächsraum. Der war höchstens zweieinhalb mal drei Meter groß und weiß gestrichen, obwohl hier und da schwarze Streifen auf der Wand zu sehen waren. Molto wollte lieber nicht darüber nachdenken, wie die Sohlenabdrücke dorthin gekommen waren. Was den Häftling betraf, so sah John Harnason

nicht besonders gut aus. Er hatte sich nach seiner Flucht den Schnurrbart abrasiert und die Haare grau werden lassen, und er hatte zugenommen. Er saß in seinem grellorangefarbenen Overall da und trug Handschellen und Fußeisen, die jeweils an einen in den Boden eingelassenen Stahlring gekettet waren. Der helle Streifen von einer Armbanduhr, die man ihm bei seiner Verhaftung abgenommen hatte, leuchtete zwischen den rötlich blonden Haaren auf seinem Unterarm, und er schaute sich ängstlich um, drehte alle paar Sekunden den Kopf um volle 180 Grad. Er war erst seit wenigen Stunden im County-Gefängnis, aber schon jetzt ständig auf dem Quivive vor dem, was sich alles von hinten nähern könnte. Den ganzen Quatsch mit Waterboarding und Verschleppung ins Ausland könnte man sich sparen, dachte Tommy. Man brauchte al-Qaida einfach nur über Nacht ins Gefängnis von Kindle County zu stecken. Am nächsten

Morgen wüsste man, wo Osama ist.

Tommy beschloss, Harnason selbst zu befragen, und wollte zunächst von ihm wissen, wann er erstmals an Flucht gedacht hatte.

»Als ich wusste, dass ich die Berufung verlieren würde, konnte ich den Gedanken nicht ertragen, wieder ins Gefängnis zu müssen. Bis dahin hab ich ehrlich gedacht, ich würde gewinnen. Davon war Mel nämlich überzeugt.«

Tommy brachte nicht den Mut auf, Tooley in die Augen zu sehen. Verteidiger gewannen nur selten eine Berufung. Tooley hatte seinem Mandanten noch mal zehn Riesen abknöpfen und beim Obersten Bundesstaatsgericht Berufung einlegen wollen.

»Und woher wussten Sie, dass Sie wieder ins Gefängnis mussten?«

»Ich dachte, Mel hätte Ihnen das schon erzählt«, sagte Harnason.

»Tja, wir möchten es von Ihnen hören«, sagte Tommy.

Harnason nahm sich einen Moment Zeit, um seine dicklichen gefalteten Hände zu betrachten.

»Wissen Sie, ich kenn den Mann schon ewig. Sabich, mein ich. Beruflich. Wenn man das hier so nennen kann.« Harnason wedelte mit der Hand zwischen Molto und sich. Tommy zuckte die Achseln: Von mir aus. »Und nachdem er mir Kaution gewährt hatte, hab ich angefangen, über ihn nachzudenken. Ich hab gedacht, vielleicht hat er Gewissensbisse. Weil er mich damals verknackt hat. Er sollte weiß Gott welche haben.«

Weder Tommy noch Brand wussten etwas darüber, und Harnason erzählte ihnen von seinen ersten Begegnungen mit Rusty vor langer Zeit. Tommy konnte sich noch an die Schwulenrazzien erinnern, die Ray Horgan gern kurz vor Wahlen inszenierte, draußen im

Stadtwald und auf der Herrentoilette der Zentralbibliothek und in verschiedenen Bars. Die Festgenommenen wurden vor zahllosen Kameras in Schulbusse getrieben. Die Zeiten ändern sich, dachte Tommy. Er wusste noch immer nicht so recht, was er davon halten sollte, dass Schwule heirateten oder Kinder großzogen, aber Gott hätte wohl kaum eine ganze Gruppe von Menschen auf diese Erde gesetzt, wenn sie nicht zu Seinem Plan dazugehörte. Leben und leben lassen, so sah Tommy das heute. Damals jedoch, das wusste er, hätte er den Fall Harnason genauso gehandhabt, wie Rusty das getan hatte.

Unsicher, ob Sabich sich tatsächlich an ihn erinnerte, hatte Harnason impulsiv beschlossen, ihn nach der mündlichen Verhandlung anzusprechen, nur um Hallo zu sagen und ihm zum Geburtstag zu gratulieren und sich für die Kautionsentscheidung zu bedanken. Tommy fragte sich kurz, inwieweit das Gespräch mit Harnason dazu beigetragen

haben mochte, Sabich zu seinem Widerspruch gegen den Gerichtsentscheid zu bewegen.

»Mel hat mich deswegen zusammengestaucht«, sagte Harnason. »Ich wollte auf keinen Fall, dass Sabich von dem Fall zurücktritt. Aber irgendwas war seltsam bei unserem Treffen.«

»Inwiefern?«, fragte Tommy.

»Da war eine Verbindung. Wir waren irgendwie -« Harnason nahm sich länger Zeit, und sein weiches Gesicht mit den rosafarbenen Flecken suchte sichtlich nach den richtigen Worten. »Vom gleichen Schlag«, sagte er.

Tommy verstand, was er meinte. Anwälte. Hurenböcke. Und Mörder. Tommy konnte nicht anders. Er fing an, Harnason zu mögen.

Brand, an Tommys Seite, machte sich gelegentlich Notizen, doch die meiste Zeit beobachtete er Harnason genau und versuchte offensichtlich, sich eine Meinung zu bilden.

Harnason sprach überwiegend mit hängendem Kopf - wodurch statt seines Gesichts nur sein schütteres graues Haar mit den kahlen Stellen darin zu sehen war -, als wöge die Erinnerung an das alles achtzig Pfund. Tommy erkannte das Problem. Harnason war Sabich dankbar. Es fiel ihm schwer, dem Mann ans Bein zu pinkeln.

»Sabich hatte irgendwas Vages gesagt von wegen, sie hätten meine Einwände gehört, irgendwas, es klang jedenfalls irgendwie positiv, aber es hat mich fertiggemacht«, sagte Harnason, »diese Ungewissheit, das Warten auf die Entscheidung.

Manchmal hält man es einfach nicht mehr aus. Also hab ich mir gedacht, tja, er hat einmal mit mir geredet, vielleicht sagt er mir wenigstens, worauf ich mich einzustellen habe. Also bin ich ihm ein paarmal gefolgt. Ich hab abgewartet, bis er in die Mittagspause ging, und bin ihm gefolgt.«

Das erste Mal ging Rusty ins Grand Atheneum. Interessanterweise nicht ins Hotel Gresham, wo Marco Cantu fürs Nichtstun bezahlt wurde. Anscheinend war Rusty auf Bettentournee gegangen, vermutlich weil er Marco zu oft begegnet war, wenn er sich im Gresham mit seinem Püppchen traf. Aber Harnason wusste nichts von Marco oder dem Test auf Geschlechtskrankheiten. Bislang also klang seine Geschichte glaubwürdig.

»War Sabich mit irgendwem zusammen?«

»Davon gehe ich aus.« Harnason lächelte. »Aber ich hab sie nicht gesehen. Ich hab beobachtet, wie er schnurstracks auf den Fahrstuhl zusteuerte. Er war ziemlich lange weg. Länger, als ich warten konnte. Es fing an, wie aus Eimern zu schütten. Also bin ich abgehauen und hab mich die Woche drauf wieder an seine Fersen geheftet. Dieselbe Geschichte, bloß ein anderes Hotel. Aber nix wie in den Fahrstuhl und eine Ewigkeit oben

geblieben.« Harnason hatte den Namen des Hotels vergessen, aber von der Beschreibung der Lage her musste es das Renaissance gewesen sein. »Ich hab mir über drei Stunden da draußen die Beine in den Bauch gestanden. Und auf einmal kam er raus. Mit richtig beschwingtem Gang. Als ich das sah, war ich mir hundertprozentig sicher, dass er es getrieben hatte.«

»War diesmal jemand bei ihm?«

»Negativ. Aber der Ausdruck auf seinem Gesicht, als er mich sah - Sie wissen schon, dieser großäugige >Ach du Scheiße<-Blick, anstatt genervt zu sein. Ich meine, vielleicht hat er deshalb geredet. Er hat versucht, mich abzuwimmeln. Aber ich hab ihn wirklich um Gnade angefleht. »Sagen Sie es mir. Muss ich wieder in den Knast oder nicht?« Und er hat's getan. Machen Sie sich auf schlechte Nachrichten gefasst. Ende der Fahnenstange. Ich hab losgeheult wie ein kleines Mädchen.«

»Und das alles, während Sie da mitten auf der Straße stehen? Sie und der Chefrichter, und der Chefrichter erzählt Ihnen, dass Ihre Verurteilung bestätigt werden wird?« Das Ganze war verrückt. Mittagszeit auf der Market Street, zig Leute mussten sie gesehen haben, und Rusty hatte einfach so losgeplappert? Ein Verteidiger - Sandy Stern, falls er noch lebte - würde Harnason auseinandernehmen, aber die übliche Gegenprobe ergab Sinn: Falls Harnason sich das ausgedacht hatte, hätte er es ohne Holpern und Stottern erzählt. Man bekam öfter solche Geschichte zu hören, zu seltsam, um unwahr zu sein. »Und das haben Sie dann Mel erzählt?«

Harnason sah zu Mel hinüber, der das mit einem Wink bestätigte. Harnason sagte, er habe ihn noch am selben Tag angerufen.

Die vier Männer saßen eine Weile schweigend da, während Tommy alles noch mal im Geiste

durchging. Tooley hatte recht. Damit würden sie Rusty Sabichs Schiff versenken. Das Beste dabei war, dass es nicht Tommys Fall sein würde. So wie Harnason die Geschichte erzählte, hatte Sabich keine Straftat begangen. Tommy würde diese Information einfach an die Gerichtskommission weiterleiten. Die wiederum würde Rusty einen Besuch abstatten, und am Ende würde er wahrscheinlich in aller Stille sein Amt niederlegen, in den Ruhestand gehen und privat praktizieren, anstatt eine öffentliche Anhörung über sich ergehen zu lassen, wo wahrscheinlich die Sache mit der Kleinen im Hotel herauskommen würde.

Tommy sah zu Jim hinüber, ob der noch irgendwelche Fragen hatte. Brand wollte von Harnason wissen, ob er ihnen das gesamte Gespräch mit dem Chefrichter erzählt hatte.

»Das war der Teil, der mir am wichtigsten war«, sagte Harnason leise und lächelte

schwach in sich hinein. »Es ging noch ein bisschen länger.«

»Also, lassen Sie hören.«

Harnason sah ihn einen langen Moment an. Anscheinend versuchte er, selbst den Teil zu verstehen, der danach kam.

»Na ja, ich jammer so vor mich hin, und er sagt mir praktisch, Das reicht jetzt, Sie haben ihn umgebracht, oder etwa nicht?«

»Haben Sie?«, fragte Brand.

Mel unterbrach - er wollte nicht, dass Harnason gestand -, aber Tommy sagte, es dürfe keine Einschränkungen geben. Brand fragte erneut, ob Harnason Ricky ermordet hatte.

»Ja.« Harnason stockte und nickte dann. »Ja, hab ich. Und das hab ich auch Sabich gesagt, dass ich es getan hab. Aber, hab ich gesagt, Sie sind selbst mit Mord davongekommen, und da

hat er mich angesehen und gesagt: Der Unterschied ist, ich hab's nicht getan.«

Molto schaltete sich ein. »Das hat er Ihnen gesagt? Es ging um den Fall vor zwanzig Jahren?«

»Absolut. Er hat gesagt, dass er es nicht war. Und dabei hat er mir in die Augen gesehen.«

»Haben Sie ihm geglaubt?«

Harnason überlegte. »Ich denke, ja.«

Dieses Hin und Her brachte Tommy kurz durcheinander. Aber ihm entging nicht, was es für die Gegenwart bedeutete. Harnason war schlau genug, um zu wissen, was Tommy hören wollte, aber er sagte es nicht. Der Mann war ein eigenartiger Verbrecher, einer mit Prinzipien. Völlig ausgeschlossen, dass er nicht die Wahrheit sagte.

»Sonst noch was?«, fragte Brand.

Harnason wollte sich am Ohr kratzen, merkte

aber, dass das mit den Handschellen nicht zu bewerkstelligen war. »Ich hab ihn gefragt, mit wem er in dem Hotel war.«

»Hat er das beantwortet?«

»Er hat sich umgedreht. Das war das Ende des Gesprächs.« Brand sagte: »Er hat nichts abgestritten? Er ist einfach weggegangen?«

»Richtig.«

»Fällt Ihnen noch mehr ein? Hat er sonst noch was gesagt?«

Harnason blickte zur Decke, versuchte sich zu erinnern. Er verzog das Gesicht.

»Na ja, eine andere Sache war noch irgendwie komisch. Nachdem ich ihm gesagt hatte, dass ich Ricky getötet habe, hat er mich gefragt, wie das war, jemanden zu vergiften.«

An der Art, wie Tooley zusammenfuhr, merkte Tommy, dass der Anwalt das zum ersten Mal hörte. Brand war zu cool, um auch nur mit der

Wimper zu zucken, aber Tommy saß direkt neben ihm und spürte förmlich, wie sich Jimmys Pulsschlag beschleunigte.

»Er hat Sie gefragt, wie das war, jemanden zu vergiften?«, wiederholte Brand.

»Ich vermute, er war irgendwie neugierig. Wir hatten uns sowieso schon ziemlich weit vorgewagt. Da hab ich zu ihm gesagt, Sie wissen wie das ist, jemanden zu töten, und er hat gesagt, er hätte es nicht getan.«

Brand ging das Gespräch noch ein paarmal mit Harnason durch, um den genauen Ablauf auf die Reihe zu bekommen, drängte Harnason dazu, präziser zu werden. Dann verabschiedeten sich die beiden Staatsanwälte, nachdem sie Tooley gesagt hatten, sie würden die Aussage auswerten und sich wieder bei ihm melden. Sie hüteten sich, auch nur ein Wort miteinander zu reden, ehe sie ein gutes Stück vom Gefängnis entfernt waren. Die Gegend war befremdlich, überall an den

Häusern prangten die Zeichen von Straßengangs, und die Gangmitglieder selbst lungerten häufig in der Umgebung des Gefängnisses herum, als würde es sie irgendwie beruhigen, ihren Kumpels hinter Gittern nahe zu sein. Diesen Schlägertypen würde es sicher Spaß machen, den Oberstaatsanwalt mal ordentlich aufzumischen, wenn sie ihn erkannten, und Brand und Tommy gingen rasch zurück zum Parkhaus neben dem Bezirksgebäude. Sie kamen an einer Bushaltestelle vorbei, wo eine schwergewichtige Frau zur Musik aus einem kleinen Gettoblaster Jazzercise machte, einfach so, auf offener Straße um elf Uhr abends, als stünde sie zu Hause nackt vor dem Spiegel.

»Okay«, sagte Brand, »du weißt, was ich denke.«

»Ich weiß, was du denkst.«

»Ich denke«, sagte Brand, »dass Sabich die

Info über den Stand der Berufung aus folgenden Gründen rausgerückt hat. Weil er nebenher was Heißes laufen hat und schon mit dem Gedanken spielt, seiner besseren Hälfte vielleicht den Garaus zu machen. Weil ein Kandidat für das Oberste Gericht mitten im Wahlkampf keine skandalträchtige Scheidung gebrauchen kann, vor allem keine, bei der rauskommt, dass er sein Ding nicht in der Hose behalten konnte. Und er will ein bisschen Feldforschung betreiben, rausfinden, ob er es wirklich hinkriegen kann.«

Tommy wackelte mit dem Kopf. Das klang ihm alles ein bisschen zu glatt, zu sehr nach Law & Order.

»Jimmy, die Theorie wäre überzeugender, wenn wir irgendeinen Beweis dafür hätten, dass Barbara tatsächlich an einer Überdosis gestorben ist und nicht an Herzversagen.«

»Vielleicht haben wir den einfach nur noch nicht gefunden«, sagte Brand.

Tommy warf Jim einen Blick zu. Das war der größte Fehler, den ein Ankläger machen konnte, nämlich auf Beweise hoffen, die es nicht gab. Cops und Zeugen konnten das falsch auffassen und deine Träume wahr werden lassen. Tommy konnte ihre Atemwolken in der Abendluft sehen. Es war noch nicht richtig Herbst, und er hatte vergessen, einen Mantel mitzunehmen. Aber ihm machte nicht nur die Kälte zu schaffen. Er hatte sich noch immer nicht von dem erholt, was Harnason gesagt hatte: dass Rusty ihm erzählt habe, er hätte Carolyn nicht umgebracht. Abgesehen von Tommys eigenem Interesse in dieser Angelegenheit brachte das Brands Theorie ins Wanken. Entweder Sabich war ein Mörder, oder er war es nicht. Entweder beide Frauen oder keine; das sagte einem die Erfahrung.

»Die Bemerkung über den ersten Mord will mir einfach nicht aus dem Kopf«, sagte Tommy.

»Sabich hat gelogen«, entgegnete Brand. »Bloß weil er sich bei dem Typen aus dem Fenster gelehnt hat, heißt das noch lange nicht, dass er ihm auch einen Mord gestehen würde. Außerdem gibt es da eine Möglichkeit, das eindeutig festzustellen.«

Er sprach erneut von der DNS.

»Noch nicht«, sagte Tommy. Dafür war es noch zu früh. »Also hilf mir auf die Sprünge. Wie hat dieser komische Vogel es noch mal geschafft, beinahe davonzukommen?«

»Welcher Vogel, Boss? Die Auswahl ist gar reich.«

»Harnason. Er hat seinen Freund mit Arsenik vergiftet, richtig?«

»Richtig. Aber das ist heutzutage ein ziemlich seltenes Gift. Man kommt schwer dran, und es gehört nicht zu den Substanzen, auf die bei der routinemäßigen toxikologischen Untersuchung getestet wird.«

Tommy blieb stehen. Brand machte nur noch einen Schritt mehr.

»Was ist?«, fragte Brand.

»Sabich war einer der Richter in dem Fall, nicht? Er weiß das alles. Er weiß, auf was alles bei einer normalen toxikologischen Untersuchung getestet wird und auf was nicht?«

»Das steht definitiv in den Akten.«

Vorsichtig, ermahnte Tommy sich selbst. Vorsichtig. Das war der Tempel des Todes. Er wusste es und stolperte trotzdem munter weiter darauf zu.

»Volle massenspektrometrische Untersuchung von Barbaras Blut?«, fragte Brand.

»Sprich mit dem Toxikologen.«

»Also soll er eine machen«, sagte Brand. »Das müssen wir tun. Eigenartiges Verhalten nach ihrem Tod. Eine Affäre. Interesse an einem

Giftmord. Wir machen nur unsere Arbeit, Boss. Wir müssen es machen.«

Es hörte sich richtig an. Aber Tommy war nach wie vor aufgewühlt, von dem Gefängnis, von Harnason, der wirklich ein eigenartiger Kauz war, und von der beunruhigenden Idee, dass er Sabich tatsächlich auf der Spur war.

Er und Jim sprachen darüber, wie sie die massenspektrometrische Untersuchung möglichst unauffällig veranlassen könnten, dann trennten sie sich. Tommy ging durch den dritten Stock des Parkhauses zu seinem Wagen. Um diese Uhrzeit war es hier drin gefährlicher als auf der Straße. Vor ein paar Jahren war mal einer der Richter hier überfallen worden, aber noch immer gab es kein Sicherheitspersonal. Der Bereich, wo tagsüber die Autos parkten, lag tief im Dunkeln, und Tommy hielt sich in der Mitte. Aber die bedrohliche Atmosphäre löste etwas in ihm aus, eine Idee drängte nach oben, in der

er zum ersten Mal nicht nur das Risiko wahrnahm, sondern auch die Erregung.

Vielleicht, so dachte Tommy plötzlich. Vielleicht hatte Rusty es ja wirklich getan.

Rustys Geburtstag 19.03.2007 - Barbaras Tod 29.09.2008 - Die Wahl 04.11.2008

II.

Kapitel 11

Rusty, 2. September 2008

Das Telefon in meinem Amtszimmer klingelt, und schon, als ich ihre Stimme höre, nur das erste Wort, sinke ich fast in die Knie. Es ist

etwas über sechs Monate her, dass ich sie zuletzt gesehen habe, als sie vorbeikam, um mit meiner Assistentin zum Lunch zu gehen, und gut ein Jahr seit dem Ende unserer Affäre.

»Oh«, sagt sie. »Ich hab gar nicht damit gerechnet, dass du rangehst. Ich dachte, du wärst irgendwo unterwegs und machst Wahlkampf.«

»Bist du enttäuscht?«, frage ich. Sie lacht, wie sie immer lacht, eine herzhafte Umarmung der Freuden des Lebens. »Ich bin's, Anna«, sagt sie.

»Ich weiß«, sage ich. Ich werde es immer wissen, aber es wäre sinnlos, die Dinge noch schwerer für sie oder mich zu machen.

»Ich muss dich sehen. Möglichst noch heute.«

»Irgendwas Wichtiges?«

»Für mich? Ja.«

»Alles in Ordnung mit dir?«

»Ich denke, ja.«

»Du klingst ein bisschen geheimnisvoll.«

»Bitte nicht am Telefon.«

»Wo sollen wir uns treffen?«

»Ich weiß nicht. Irgendwo, wo es ruhig ist. Die Bar im Dulcimer? City View oder wie die heißt?«

Ich lege den Hörer auf, und die einzelnen Teile des Gesprächs schwirren mir durch den Kopf. Das mit Anna war für mich nie wirklich zu Ende. Das Verlangen. Die Sehnsucht. Letztes Jahr im Juli, kurz nach meinem Besuch bei Sandy Stern, war ich einige Tage lang davon überzeugt, dass ich bereit wäre, alles aufzugeben und Anna anzuflehen, zu mir zurückzukommen. Ich ging zu Dana Mann, einem alten Freund, der hier in der Stadt der Topanwalt für Scheidungen in besseren Kreisen ist. Ich hatte nicht vor, ihm alles über Anna zu erzählen, nur, dass ich mich mit dem

Gedanken trug, meine Ehe zu beenden, und mich informieren wollte, wie ich das möglichst ohne Aufsehen durchziehen konnte, vorausgesetzt, Barbara wäre einverstanden. Aber Danas anwaltliche Stärke liegt in seinem Gespür für die Schwachstellen im Mauerwerk, und schon nach einigen wenigen Fragen konnte er sich ein grobes Bild von der ganzen Geschichte machen.

»Ich glaube nicht, dass du hergekommen bist, um dich politisch beraten zu lassen«, sagte er. »Aber falls du während des Wahlkampfes keine unerwünschten Schlagzeilen machen willst, solltest du lieber nichts unternehmen.«

»Ich bin schon lange unglücklich. Als ich mich mit dieser Frau eingelassen habe, da wusste ich selbst nicht, wie verzweifelt ich bin. Aber jetzt glaube ich, dass ich nicht mehr nichts unternehmen kann. Vorher ging es mir besser, genau aus diesem Grund.«

»Das Wesen der Verzweiflung liegt gerade

darin, dass sie sich nicht selbst als Verzweiflung erkennt«, sagte Dana.

»Wo hast du denn das her?«

»Kierkegaard.« Dana lachte über meinen ungläubigen Gesichtsausdruck. Ich kenne Dana seit dem Studium, und damals führte er keine Philosophen im Munde. »Das hab ich von einem Uniprofessor, den ich letztes Jahr als Mandanten hatte. Eine ähnliche Situation.«

»Was hat er gemacht?«

»Sich scheiden lassen. Sie war seine Doktorandin.«

»Wie teuer ist ihn das zu stehen gekommen?«

»Sehr teuer. Die Uni hat ihm ordentlich eins auf die Finger gegeben. Er hatte ihr Stipendien verschafft. Er musste ein Jahr unbezahlten Urlaub nehmen.«

»Ist er trotzdem glücklich?«

»Bis jetzt. Ich glaub, schon. Sie haben gerade

ein Baby bekommen.«

»In unserem Alter?« Ich war fassungslos. Irgendwie war mir Danas Geschichte Beweis genug, wie unmöglich das alles war. Ich könnte nie versuchen, die Natur dermaßen ad absurdum zu führen. Oder den Gedanken ertragen, wie Barbara auf eine Scheidung reagieren würde, wie grausam sie leiden könnte. Ehe ich ging, sagte ich Dana, ich würde wohl nicht wiederkommen.

Aber es kommt noch immer vor, dass ich mich nachts, wenn Barbara schläft, vor Begierde und Reue verzehre. Ich hab es nie über mich gebracht, die E-Mails, die Anna mir damals geschickt hat, auf meinem Computer zu Hause zu löschen. Die meisten drehten sich nur darum, wo wir uns das nächste Mal treffen würden. Stattdessen habe ich sie alle in einen Unterordner verschoben, den ich »Gerichtssachen« genannt habe und den ich rund einmal im Monat in dem stillen Haus

öffne wie eine Schatztruhe. Ich lese die Nachrichten nicht durch. Das wäre zu schmerzhaft, und der Text ist meistens zu kurz, um viel zu bedeuten. Stattdessen betrachte ich nur ihren Namen, der sich über die Seiten ergießt, die Daten, die Betreffs. »Heute« lauten die meisten, oder »Morgen«. Ich verliere mich in der Erinnerung und wünsche mir ein anderes Leben.

Jetzt, nach Annas Anruf, denke ich über die Dringlichkeit in ihrer Stimme nach. Es könnte alles Mögliche sein, vielleicht sogar irgendwas Berufliches. Aber was werde ich tun, wenn sie mir sagt, dass sie es nicht mehr aushält ohne mich? Was, wenn sie genau das empfindet, was ich schon so lange empfinde? Unser letztes Treffen war im Dulcimer. Hätte sie das Hotel vorgeschlagen, wenn sie nicht Leidenschaft im Sinn hätte? Auf einmal schwebe ich über mir selbst, und meine Seele blickt auf mein ausgehungertes Herz hinunter. Wie kann unerfüllte Sehnsucht als das einzige

sinnvolle Gefühl im Leben erscheinen? Aber genauso ist es. Und mir wird klar, dass ich nicht Nein sagen werde, so wie ich nicht Nein sagen konnte, als sie mir auf dem Sofa in meinem Büro das Gesicht zuwandte. Falls sie bereit ist, den Sprung zu wagen, werde ich ihr folgen. Ich werde das, was ich hatte, hinter mir lassen. Ich starre die Bildergalerie auf meinem Schreibtisch an, Nat in unterschiedlichem Alter, Barbara, immer schön. Es ist sinnlos, die vollen Konsequenzen dessen, was ich tun werde, abschätzen zu wollen. Sie sind so zahlreich und so vielfältig, dass nicht mal ein russischer Schachgroßmeister oder ein Computer in der Lage wäre, jeden Schritt durchzuspielen. Aber ich werde es tun. Ich werde versuchen, doch noch das Leben zu führen, das ich führen will. Ich werde mutig sein, endlich.

Rustys Geburtstag 19.03.2007 - Barbaras Tod

Kapitel 12

Tommy, 27. Oktober 2008

Pathologen, Toxikologen, die tickten allesamt anders als der Rest der Menschheit. Aber was konntest du von Leuten erwarten, deren ganzes Leben sich um Tote drehte? Tommy hatte schon immer den Verdacht gehabt, dass es für diese Typen irgendwie ein Nervenkitzel war, noch unter den Lebenden zu weilen, während die Leiche tot dalag. War zumindest eine Idee.

Die Toxikologin, die mit Brand zusammen hereingekommen war, sah ganz okay aus. Nenny Strack. Sie war eine kleine Brünette mit braunen Augen, Mitte dreißig, so attraktiv, dass sie es sich leisten konnte, einen kurzen

Rock zu tragen. Sie arbeitete in der medizinischen Fakultät der Uni und war für die Staatsanwaltschaft auf Vertragsbasis tätig. Brand hatte sich direkt an den Polizeipathologen gewandt, damit die Arbeit schnell erledigt wurde, und der wiederum hatte auf ein Labor in Ohio namens American Medical Service zurückgegriffen, das für die Hälfte der US-Strafverfolgungsbehörden arbeitete. Nachdem Barbaras Blutproben wieder aus dem Kühlschrank der Rechtsmedizin geholt worden waren, hatte Tommy gefürchtet, diese Maßnahmen würden wie Leuchtraketen wirken, aber niemand hatte etwas bemerkt.

»Und?«, fragte Molto die beiden.

»Lange oder kurze Version?«, fragte Brand.

»Fangen wir mit der kurzen an«, sagte Tommy, und Brand deutete mit der offenen Hand auf Strack, die einen Aktenordner auf dem Schoß liegen hatte.

»Die Koronarblutprobe weist einen toxischen Wert des Antidepressivums Phenelzin auf«, sagte sie.

Brand schaute nach unten auf seine Schuhe, vielleicht, um nicht zu grinsen. Es gab auch wirklich nichts zu grinsen.

»Sie ist keines natürlichen Todes gestorben?«, fragte Tommy. Er merkte selbst, dass seine Stimme schrill klang.

»Ich will ja nicht zickig sein«, sagte Dr. Strack, »aber es ist nicht meine Aufgabe, eine Expertenmeinung über die Todesursache abzugeben. Ich kann Ihnen nur sagen, dass die beschriebenen Symptome - Tod durch Herzversagen als Folge von Rhythmusstörungen und einer möglichen hypertensiven Reaktion - klassischerweise mit einer Überdosis dieses Medikaments einhergehen.«

Dr. Strack nahm sich einen Moment Zeit, um

Phenelzin zu beschreiben, das zur Behandlung atypischer Depressionen eingesetzt wurde, häufig in Verbindung mit anderen Präparaten. Es wirkte, indem es die Produktion des Enzyms MAO hemmte, das verschiedene stimmungsverändernde Neurotransmitter abbaute. Häufig verbesserte seine Wirkung auf das Gehirn emotionale Zustände, doch die Hemmung des Enzyms konnte fatale Nebenwirkungen auf andere Teile des Körpers haben, vor allem in Verbindung mit Nahrungsmitteln oder Medikamenten, die eine Substanz namens Tyramin enthielten.

»Es gibt eine ganze Reihe von Dingen, die man nicht zu sich nehmen sollte, während man mit Phenelzin behandelt wird«, sagte Strack. »Rotwein. Älteren Käse. Bier. Joghurt. Eingelegtes Fleisch oder Fisch. Jede Art von Dauerwurst. Das alles erhöht die Toxizität des Medikaments.«

»Wo hatte sie das Zeug her?«

»Es war in ihrem Arzneischrank. Wäre es nicht dabei gewesen, hätte American Medical es niemals festgestellt.« Dr. Strack erläuterte, wie der Massenspektrograf bei einer Blutprobe funktionierte. Er produzierte zunächst mal einen regelrechten Wald von Farbbalken. Dann wurden die spektrografischen Muster für die rund hundert Substanzen eliminiert, auf die bei einem normalen Drogenscreening hin getestet wurde, weil das ja bereits vorgenommen worden war. Die kleine Anzahl verbliebener Farben konnten Tausende von Ionen repräsentieren. Also griff das Labor auf den Inhalt von Barbaras Arzneischrank zurück und untersuchte auf die darin enthaltenen Substanzen. Phenelzin wurde fast auf Anhieb festgestellt.

»Es könnte sich also um eine zufällige Überdosis handeln?«, fragte Molto.

»Nun ja, wenn man sich die reinen Blutwerte anschaut, müsste man sagen, wahrscheinlich

nicht. Die Konzentration ist etwa viermal höher als bei einer normalen Dosis. Gehen wir mal davon aus, dass das Ergebnis korrekt ist, dann könnte man in Erwägung ziehen, dass sie vielleicht aus Vergesslichkeit zweimal eine Tablette genommen hat. Möglich. Aber gleich vier? Das wäre äußerst ungewöhnlich. Patienten, die das Zeug nehmen, werden in der Regel immer wieder gewarnt, wie gefährlich dieses Medikament ist.«

»Dann war es also kein Unfall?«

»Ich würde spontan sagen, nein, aber es gibt ein Phänomen, das sich postmortale Redistribution nennt. Es bewirkt, dass gewisse Antidepressiva nach dem Tod zum Herzen wandern, was zu erhöhten Konzentrationen im Koronarblut führt. Das trifft ganz besonders auf Trizyklika zu. Ob sich MAO-Hemmer ähnlich verhalten, ist in der Fachliteratur noch umstritten. Ich weiß nicht, ob Phenelzin wandert, und auch sonst weiß das keiner,

jedenfalls nicht mit Sicherheit. Wenn wir zum Zeitpunkt der Obduktion gewusst hätten, wonach wir suchen, hätten wir eine Blutprobe aus der Oberschenkelarterie entnommen, weil es so weit vom Herzen keine postmortale Redistribution gibt, aber die Blutentnahme aus dem Oberschenkel ist bei uns kein Standardverfahren, und jetzt können wir das natürlich nicht mehr nachholen. Es wird also kein Toxikologe mit Sicherheit sagen können, ob die hohe Phenelzinkonzentration in ihrem Blut beweist, dass sie tatsächlich eine tödliche Dosis zu sich genommen hat, oder ob sie auf postmortale Redistribution zurückzuführen ist.«

Brand würde sich ein »Ich hab's dir doch gesagt« verkneifen, aber Tommy wurde klar, dass sie heute mehr wussten, wenn er Jim nicht davon abgehalten hätte, die Sache von Anfang an als Mordermittlung zu behandeln. Molto glitt kurz in Gedanken ab und seufzte. Manchmal, wenn er nachts mit Tomaso auf

dem Schoß dasaß, überlegte er, welche tagsüber getroffene Entscheidung ihn vielleicht ein Jahr später wieder einholen würde. Wenn er sich dann wieder schlafen legte, dachte er unweigerlich: Du kannst nur dein Bestes tun. Wer Verantwortung hatte, machte notwendigerweise Fehler. Man konnte nur hoffen, dass sie sich als unbedeutend erwiesen.

Er sah wieder Dr. Strack an. »Das mit dieser Redistribution heißt also, dass sie möglicherweise keine Überdosis verabreicht bekommen hat? Vielleicht hat sie bloß eine Tablette genommen und ein bisschen geschummelt und eine Pizza mit doppelt Käse gegessen.«

»So könnte es gewesen sein.«

»Und was ist mit Selbstmord? Ist das so ein Medikament, durch das Depressive unter Umständen sogar noch selbstmordgefährdeter werden?«

»Das wird in Fachkreisen behauptet.«

»Kein Abschiedsbrief«, sagte Brand als Einwand gegen die Möglichkeit, dass Barbara sich selbst getötet hatte. »Die Cops haben keinen Abschiedsbrief gefunden.«

Tommy hob eine Hand. Er wollte jetzt keine Diskussion.

»Also war es vielleicht Suizid. Vielleicht war es Mord. Vielleicht war es ein Unfall. Mehr können Sie uns nicht sagen?«, wollte Molto von Dr. Strack wissen.

»Vorausgesetzt, dass der Tod durch Phenelzin herbeigeführt wurde. Um das definitiv festzustellen, brauchen Sie einen Pathologen.«

Diese Dr. Strack sah zwar ganz okay aus, aber inzwischen durchschaute Tommy sie. Sie war schon so oft bei Kreuzverhören in die Mangel genommen worden, dass sie lieber gar nicht mehr vor Gericht aussagte. Er dachte, die Naturwissenschaft sei dazu da, das

Unbekannte zu erforschen, doch Wissenschaftler wie Strack zogen es anscheinend vor, das Unbekannte auch unbekannt bleiben zu lassen. Er konnte das wirklich nicht nachvollziehen.

Brand, der in dem Lehnstuhl neben Strack saß, war unschwer anzusehen, wie ihm zumute war. Er hatte das Kinn gesenkt und zog ein Gesicht, als hätte er Sodbrennen. Tommy konnte sich denken, was in Jim vorging: Nachdem Dr. Strack ihn zuerst eingewickelt hatte, war sie im Gespräch mit dem allmächtigen Oberstaatsanwalt weich geworden. Jim hätte sie gar nicht erst hergebracht, wenn sie bei ihm im Büro nicht wesentlich positiver gewesen wäre. Sollte dieser Fall tatsächlich irgendwann vor Gericht kommen, würden sie ihr eine Stahlstange ins Rückgrat rammen müssen oder sich einen anderen Sachverständigen suchen.

»Was ist mit der Zeit?«, fragte Brand. »Wenn

man nach Eintritt des Todes einen Tag vergehen lässt, inwieweit erschwert das den Nachweis der Phenelzinüberdosis bei der Obduktion?«

Dr. Strack strich sich übers Gesicht, während sie ihre Antwort abwog. Sie trug einen Ehering mit einem Diamantsplitter von der Größe eines Brotkrümels. So ein Ring besagte: Ich hab meine Jugendliebe geheiratet, als wir nichts hatten außer unserer großen Liebe. Irgendwie machte sie das Tommy ein bisschen sympathischer.

»Ich vermute, erheblich«, sagte sie. »Je schneller die Obduktion erfolgt wäre, desto leichter wäre es gewesen, eine postmortale Redistribution auszuschließen. Und die Analyse des Mageninhalts gestaltet sich selbstverständlich schwieriger, weil er weiter von den Magensäften zersetzt wird. Das macht es schwerer, eine Tablette zu finden oder das Phenelzin nachzuweisen oder auch nur zu

bestimmen, was sie gegessen hat, einschließlich der Nahrungsmittel, die Tyramin enthalten. Aber auch das könnte ein Pathologe besser beantworten.«

Brand warf ein: »Okay, aber mal angenommen, jemand hat ihr viel Käse zu essen gegeben und ihr dann ein paar Tabletten verabreicht und dann die Leiche einen Tag lang abkühlen lassen — dadurch wäre es schwerer gewesen, die Phenelzinvergiftung zuverlässig nachzuweisen.«

»Theoretisch«, sagte Dr. Strack. Sie blieb ihrer Linie treu.

Tommy war dabei, das Ganze noch einmal im Kopf durchzuspielen. »Und wieso haben wir das anfänglich übersehen?«

»Weil MAO-Hemmer bei einer toxikologischen Untersuchung nicht erfasst werden.«

»Und welche von den Tabletten in ihrem

Arzneischrank - zumindest diejenigen, die bekanntermaßen toxische Wirkungen haben -, welche von denen werden bei einer routinemäßigen toxikologischen Untersuchung nicht erfasst?«

Dr. Strack blätterte in ihren Unterlagen. »Nur Phenelzin. Die Sedativa, die Medikamente gegen Angststörungen, die Antidepressiva. Die werden alle routinemäßig gescreent. Bei ihrer Krankengeschichte war das Phenelzin keine Besonderheit. Und wenn bei den anderen Substanzen keine toxischen Werte festgestellt wurden, warum sollte das dann beim Phenelzin der Fall sein?«

Molto stellte noch ein paar Fragen, doch die kleine Ärztin war froh, als sie gehen konnte.

»Dieses kleine Wiesel«, sagte Brand, sobald sie die Tür hinter sich geschlossen hatte.

»Besser, wir wissen es jetzt«, beruhigte Molto ihn. »Hast du das Protokoll im Fall Harnason

überprüft?«

Brand nickte. Tooley hatte Phenelzin erwähnt, als er Dr. Strack im Prozess ins Kreuzverhör genommen hatte. Mel hatte demonstrieren wollen, dass nicht mal ein erfahrener Toxikologe wusste, auf welche Substanzen beim regulären Screening getestet wurde und auf welche nicht. Wie hätte es da der arme Harnason wissen können? Tooleys Kreuzverhör einschließlich der Erwähnung von Phenelzin war in dem Schriftsatz enthalten gewesen, der ans Berufungsgericht gegangen war. Also wusste Rusty davon. Sie würden keine Probleme haben, das nachzuweisen.

Während des Gesprächs hatte Tommy gespürt, wie sein Adrenalinpegel anstieg, und jetzt lehnte er sich in dem großen Sessel des Oberstaatsanwalts zurück, um sich zu beruhigen und sorgfältiger nachzudenken.

»Das sind sehr gute Erkenntnisse, Jimmy«, sagte er schließlich, »aber ganz gleich wen wir

als Toxikologen nehmen, wir können die Todesursache niemals beweisen.«

Brand zählte die belastenden Fakten auf. Eine Geliebte. Der Besuch bei Prima Dana. Die Frage an Harnason, was das für ein Gefühl war, jemanden zu vergiften. Die eintägige Wartezeit, um die Leiche abkühlen zu lassen, damit sich das Phenelzin und alles andere in ihrem Innern zersetzte.

»Jim, du kannst ihn nicht wegen Mordes drankriegen ohne einen zweifelsfreien Beweis, dass sie gezielt getötet wurde.« Genau dieses Problem hatte er Brand von Anfang an prophezeit. Wenn man einem so cleveren und erfahrenen Menschen wie Rusty Sabich eine derartige Tat unterstellte, dann musste man davon ausgehen, dass er sich rundum abgesichert hatte. Die Erkenntnis, dass Sabich Barbara vielleicht getötet hatte und ungestraft davonkam, zog Tommys Stimmung in die Tiefe wie ein Stein.

Brand war nicht gewillt aufzugeben.

»Ich werde mal bei der Apotheke nachbohren. Mal sehen, ob Rusty irgendwie mit dem Phenelzin zu tun hatte.«

Tommy winkte mit einer Hand, ließ Jimmy freie Bahn.

»Wir sind so nah dran.« Brands Daumen und Zeigefinger berührten sich beinahe.

Der amtierende Oberstaatsanwalt schüttelte den Kopf und lächelte ihn traurig an.

Rustys Geburtstag 19.03.2007 - Barbaras Tod 29.09.2008 - Die Wahl 04.11.2008

Kapitel 13

Anna, 2. September 2008

Schon mein Leben lang hatte ich irgendwie ein Talent für katastrophale Fehltritte, Irrtümer, die mich jedes Mal um Jahre zurückgeworfen haben. Ich habe wenigstens zwei Berufslaufbahnen angefangen - zuerst in der Werbung und dann, nach meinem Abschluss, im Marketing -, die mir nie zusagten, und ich hab mich ständig in die falschen Männer verliebt. Mit zweiundzwanzig habe ich einen Mann geheiratet, der eigentlich ziemlich uninteressant war - wir blieben ganze zweiundsiebzig Tage zusammen -, und ich habe noch schlimmere Fehler gemacht, vor allem zwei wilde Affären mit verheirateten Männern, wo das tragische Ende ebenso klar abzusehen war, als hätte mir jemand die Botschaft mit Feuerschrift an die Wand

gemalt.

Wie so viele andere neige ich dazu, meine Schwächen auf meine Eltern zurückzuführen, auf einen Vater, der verschwand, als ich sechs war, und dessen Anwesenheit sich seitdem mehr oder weniger auf Weihnachtskarten beschränkte, und auf eine Mom, die zwar liebevoll war, aber oft den Eindruck machte, als wollte sie von mir erzogen werden. Mit acht stellte ich den Wecker, um sie morgens aus dem Bett zu holen, damit sie zur Arbeit ging. Irgendwie wuchs ich in dem Gefühl auf, dass alles, was sie missbilligte, vielleicht doch ein zweites Hinsehen lohnte.

Aber im Vergleich zu dem, was ich jetzt vorhabe, verblasst alles andere in meiner Vergangenheit. Nachdem ich Rusty angerufen habe, starre ich das Telefon in meiner Hand an und frage mich, wie gefährlich und verrückt ich eigentlich bin.

Einer meiner Juraprofessoren sagte gern, dass die meisten Probleme dieser Welt irgendwie mit Immobilien anfangen, und in diesem Fall trifft das zweifellos zu. Im Juni dieses Jahres beschloss ich, eine Eigentumswohnung zu kaufen. Mir gefiel die Vorstellung, endlich etwas Eigenes zu haben, aber von dem Moment an, als ich den Vertrag unterschrieben hatte, schien der gesamte Globus in wirtschaftliche Panik zu verfallen. Mein Mitbewohner hatte versprochen, den Mietvertrag für meine derzeitige Wohnung zu übernehmen, doch eine Woche später verlor er seine Arbeit und beschloss, stattdessen bei seinem Freund einzuziehen. In der Kanzlei wurde plötzlich von sinkenden Einnahmen gemunkelt, von drohenden Entlassungen, die jeden, wirklich jeden treffen konnten. Ich sah mich schon zu Weihnachten vor Gericht, arbeitslos, aber mit der unverhofften Gelegenheit, gänzlich neue Prozesserfahrungen zu sammeln, weil ich mich

nämlich selbst in Verfahren verteidigen würde, bei denen es um Zwangsvollstreckung, Zwangsräumung und private Insolvenz ging.

Anfang Juli verfasste ich eine E-Mail, in der ich meine Wohnung zur Untermiete anbot und die ich an sämtliche Stellen verschickte, die mir einfielen, auf Anraten der Ehefrau eines Partners in der Kanzlei auch an eine interne Webseite des Obersten Bundesstaatsgerichts. Meine Wohnung liegt keine zwei Blocks vom Gericht entfernt und wäre ideal für jemanden, der gerade sein Referendariat antritt. Noch am selben Nachmittag erhielt ich folgende Antwortmail:

Von: NatchReally1@clearcast.net

An: AnnaC402@gmail.com

Datum: Mittwoch, 9.7.08 12:09

Betreff: AW: Meine Wohnung

Hallo Anna,

hab Deine Mail gelesen. Freut mich, dass es Dir gut geht. Ehrlich gesagt, ich kann mir gar nicht vorstellen, je eine Wohnung zu kaufen. Da bin ich meilenweit von entfernt.

Jedenfalls, wäre es wohl möglich, wenn ich mir Deine Wohnung nächstes Wochenende mal kurz ansehen würde? Ich wohne zurzeit mit drei Freunden zusammen in einem Haus in Kehwahnee, aber nur noch bis September, weil zwei von ihnen heiraten werden. Ich hab mich immer noch nicht entschieden, was ich mache, wenn mein Referendariat zu Ende ist - ich weiß, ich bin ungefähr acht Monate zu spät dran -, aber ich habe von einer Kanzlei ein Angebot erhalten, das mich interessieren würde, und wenn ich es annehme, kann ich es mir wahrscheinlich leisten, allein zu wohnen. Ich hab noch nicht richtig gesucht, aber als ich Deinen Namen sah, hab ich mir gedacht, ich sollte damit anfangen. Falls mir

Deine Wohnung gefällt, wäre das vielleicht eine Entscheidungshilfe. Ich weiß, das ist alles ziemlich verquer, aber ich hab's noch nie geschafft, wie ein normaler Mensch Entscheidungen zu treffen. Und selbst wenn ich die Wohnung nicht nehme, kann ich immer noch den neuen Referendaren davon vorschwärmen, die noch auf Wohnungssuche sind.

Sag Bescheid, ob Du Zeit hast.

Nat Sabich

Ich hatte weiß Gott einige Bedenken deswegen, aber die Verzweiflung zwingt einem ihre eigene Logik auf, und mir fiel auch keine gute Entschuldigung ein, um ihm abzusagen. Am nächsten Sonntagmorgen kam er um elf Uhr in Jeans und T-Shirt durch die Tür, gut acht bis zehn Zentimeter größer als sein Dad, schlank und erschreckend schön mit dem vollen schwarzen Haar, den ägäisblauen Augen und einem süßen

kleinen Zappa-Bärtchen unter der Unterlippe. Er sah sich um, beteuerte, wie toll die Wohnung sei, obwohl ich wusste, dass er das auch gesagt hätte, wenn Fledermäuse von der Decke gehangen hätten, und trank schließlich eine Tasse Kaffee mit mir draußen auf dem kleinen Balkon, wo ich ihm vorführen konnte, was man für eine tolle Aussicht auf die Stadt und den Fluss hatte, wenn man sich an der richtigen Stelle weit vorlehnte.

»Hübsch«, erklärte er, zog seine Schuhe aus und wackelte mit seinen nackten Zehen auf dem Geländer.

Ich habe Nat kennengelernt, als ich bei seinem Dad arbeitete, und ihn immer gemocht. So umwerfend gut, wie er aussieht, möchte man ihn manchmal fast nicht anschauen, weil man furchtet, es könnte einem der Unterkiefer runterklappen, aber er ist zu linkisch und unsicher, um wirklich cool zu sein. Er ist auf sympathische Art ahnungslos. Man begegnet so wenigen Menschen, die offenbar wirklich echt sind und nicht bloß so tun.

Es war ein herrlicher Tag, die Luft klar, und vom Fluss klang das Tuckern der Schlepper herüber, und wir relaxten, plauderten entspannt, was bei Nat nicht unbedingt leicht ist. Er spricht wie mit Bandverzögerung, als müsste das, was er sagen will, erst irgendwo in ihm Aufstellung nehmen und kurz inspiziert werden, ehe er es rauslässt. Das kann anstrengend sein, selbst für jemanden wie mich, die ich es gewohnt bin, in einem Gespräch die meiste Sendezeit zu bekommen.

Wir hatten beide etwas anderes studiert, ehe wir mit Jura anfingen, und tauschten Erfahrungen aus.

»Ich hab oft überlegt, ob ich nicht Psychiater werde«, sagte er, »weil ich mit so vielen Seelenklempnern zu tun hatte, aber seit ich Kind war, hab ich das Gefühl, dass jeder irgendwie in seiner eigenen Geschichte von der Welt feststeckt, und ich hab mir nie angemaßt zu wissen, wie jemand anders sich fühlt. Das war mit ein Grund, warum ich ein Philosophiestudium angefangen habe. Aber das Gesetz ist zumindest eine Geschichte, auf die sich alle einigen können.«

Ich lachte über diese Definition. Als ich ihm erzählte, wie stolz sein Dad auf Nats Leistungen im Jurastudium war, starrte er mich an, als wäre ich ein Alien.

»Wer weiß denn schon, was mein Dad denkt?«, fragte er schließlich. »Zu mir hat er nie ein Wort darüber verloren - Jurastudium, Examen, Referendariat -, obwohl ich die ganze Zeit in seinen Fußstapfen marschiert bin. Als hätte er Angst, ich könnte es merken, wenn er etwas sagt.«

Ich blickte in meine Kaffeetasse. »Wie geht's deinem Dad?«, fragte ich.

»Er ist ziemlich mit dem Wahlkampf beschäftigt. Koll reitet die ganze Zeit auf dieser Harnason-Sache rum, der Typ, der abgehauen ist, nachdem mein Dad ihm Kaution gewährt hat, und mein Dad ist völlig außer sich.« Er erzählte von einigen Wahlkampftipps, die sein Vater von Ray Horgan bekam. Dann stockte er und fragte, ob ich Ray kennen würde. Ich sah ihn lange an, weil ich im ersten Moment dachte, er wollte mich auf den Arm

nehmen.

»Ich arbeite für Ray«, sagte ich schließlich.

»Bin ich ein Trottel.« Nat schlug sich gegen den Kopf. »Ich wundere mich, dass du so lange nicht mehr mit meinem Dad gesprochen hast. Normalerweise hält er Kontakt zu all seinen Referendaren, und über dich hat er immer geredet, als wärst du das Beste seit der Erfindung von Softeis.«

»Echt? Im Ernst?« Selbst da noch spürte ich, wie mir bei dem Kompliment das Herz aufging. »Tja, ich arbeite einfach so viel, dass ich wie eine Einsiedlerin lebe.«

Das führte zu einem langen Gespräch über das Leben als Junganwältin in einer großen Kanzlei. Ich sagte Nat die Wahrheit. Entweder es ist einfach ein klarer Deal - du bist da, um dein Studentendarlehen abzustottern oder die Anzahlung für irgendeine große Anschaffung zusammenzubringen - oder ein Akt blinder Hoffnung, weil du glaubst, die Arbeit als Anwalt

könnte wirklich interessant sein, wenn du bloß mal dazu kämst, die wirklich interessanten Sachen zu machen. Worauf ich immer noch warte.

»Die größte Gefahr ist, dass du dich zu sehr an das Geld gewöhnst, während du noch dabei bist, das rauszufinden«, sagte ich.

»Indem du zum Beispiel eine Eigentumswohnung kaufst?«, fragte er mit einem niedlichen kleinen Lächeln, das mir schon ein paarmal aufgefallen war.

»Genau. Oder eine schöne Wohnung ganz für dich allein mietest.«

Wir hatten Spaß zusammen, aber mehr auch nicht. Als wir wieder reingingen, fragte ich ihn, was für ihn beruflich sonst noch infrage käme.

»Ich hab während des Studiums manchmal an der Nearing High als Vertretungslehrer gearbeitet, und die würden mich wieder nehmen. Am liebsten würde ich allerdings Jura lehren«, sagte er. »Aber wenn man an eine anständige Uni will, muss man

Veröffentlichungen vorweisen. Ich hab einen Aufsatz veröffentlicht, aber ich brauch noch mehr. Eigentlich wollte ich dieses Jahr für die Law Review einen Artikel über Neurowissenschaften und Jura schreiben, aber kurz vor meinem Examen haben meine Freundin und ich uns getrennt, und seitdem bin ich immer noch ganz schön depri. Ich kann mich schlecht konzentrieren, wenn ich von der Arbeit nach Hause komme. Vielleicht schaff ich es ja, wenn es mir wieder besser geht.«

»Das mit der Trennung tut mir leid«, sagte ich.

»Ach, es war schon besser so, ehrlich, aber das Ganze macht mich trotzdem fertig. Von einem Tag auf den anderen gibst du der Person, in deren Leben du die zentrale Rolle gespielt hast, die Schlüssel zurück, und nicht mal mehr ihr Hund will dir ans Bein pinkeln.«

Ich lachte ziemlich kräftig, obwohl ich die Melancholie in seiner Äußerung spürte.

»Hab ich alles auch schon erlebt«, sagte ich mit einem Seufzer. »Genauer gesagt, ich erlebe es

zurzeit.« Ich hatte nicht den Mut, ihm dabei in die Augen zu sehen, und ging zur Tür.

»Normalerweise red ich nicht so viel«, sagte er, während er mir folgte. »Anscheinend hab ich das Gefühl, dich besser zu kennen, als das tatsächlich der Fall ist.« Ich hatte keine Ahnung, was ich auf eine so eigentümliche Bemerkung antworten sollte, und wir sahen uns einen Moment lang schweigend an.

Als er fort war, flatterte mir das Herz in der Brust. Nat hatte zwangsläufig seinen Vater mit in meine Wohnung gebracht. In der Zeit, seit die Sache mit Rusty und mir zu Ende gegangen war, hatte ich versucht, nicht viel an ihn zu denken, aber wenn ich es tat, dann mit schrecklichem Selbstmitleid - weil ich so verrückt und verletzlich und dumm war, weil ich etwas wollte, das ich ganz offensichtlich niemals haben würde. Dennis, mein Therapeut, bezeichnet die Liebe als einzige gesellschaftlich anerkannte Form der Psychose. Aber ich vermute, die Liebe ist gerade deshalb wunderbar und gefährlich zugleich, weil sie einen

so verändern kann. Einige von den Büchern, die ich gelesen habe, behaupten, dass es in der Liebe letztlich um Veränderung geht. Ich bin mir da nicht sicher.

Keine zwei Stunden später schickte Nat mir eine Mail, in der er mir das mitteilte, wovon ich bereits ausgegangen war, dass er nämlich die Wohnung nicht nehmen würde.

Nach dem Gespräch mit Dir ist mir klar geworden, dass ich ja wohl schwachsinnig sein muss, mir einzubilden, ich könnte in einer Kanzlei arbeiten. Ich maile allen neuen Referendaren, die vielleicht noch auf Wohnungssuche sind, dass Dein Apartment toll ist und ein so günstiges Schnäppchen, dass der zukünftige Mieter eigentlich verklagt werden müsste.

Ich glaube, ich muss mich ein wenig entschuldigen, weil ich mit diesem Geplapper von

meinen Psychiatern bestimmt einen ganz schön abgedrehten Eindruck gemacht habe, aber es hat echt Spaß gemacht, mit Dir zu reden, und ich wollte fragen, ob wir uns vielleicht demnächst mal auf einen Kaffee treffen könnten. Ich würde gern Deine Meinung zu eventuellen neuen Entwicklungen bei der Jobsuche hören.

Außerdem wollte ich noch sagen, als ich unser Gespräch im Geist noch mal durchgegangen bin, fand ich es zum Schreien, dass wir uns gegenseitig gefragt haben, was mein Dad wirklich denkt. Das ist SO typisch für ihn.

Bis bald

Nat

Ich las diese E-Mail mehrmals durch, vor allem den Teil mit dem Kaffeetrinken. Hat der Bursche

sich vielleicht ein bisschen in dich verkuckt?, fragte ich mich. Ich brauchte eine halbe Stunde, um in meiner Antwort den richtigen Ton zu treffen.

Nat,

kein Problem, ich verstehe Deine Entscheidung. Und vielen Dank dafür, dass Du am Gericht weiter Werbung machen willst. Ich hoffe, es nützt was.

Und nein, Du hast keinen »abgedrehten Eindruck« gemacht. Unter uns gesagt, ich hab vor etwa einem Jahr eine Therapie angefangen, nach einer wirklich schwierigen Trennung, und ich habe ehrlich manchmal das Gefühl, mein Leben bis dahin vertan zu haben. Ich schäme mich immer noch ein bisschen deswegen - einerseits, weil ich die Therapie brauche, und andererseits, weil sie mir so guttut. Aber das ist im Augenblick die einzige Zeitnische, die ich mir gönne. Ich verabrede mich nicht gern zum Kaffee, weil ich am Ende doch

immer kurzfristig absage. Aber schick mir doch ruhig ab und an mal eine Mail und erzähl mir, was bei Dir so los ist.

Sobald ich auf Senden gedrückt hatte, drängte sich mir eine schmerzhafte Wahrheit auf, der ich nur ungern ins Auge sehe: Ich bin einsam. In den letzten zehn Jahren habe ich so viel in meinem Leben verändert, dass es kaum möglich war, Freundschaften zu pflegen, auch weil die meisten inzwischen verheiratet sind und Kinder haben. Ich gönne es ihnen, aber sie haben sich eingerichtet und sind nicht daran interessiert, manches genauer unter die Lupe zu nehmen. Man kann nicht bei Leuten sein Herz ausschütten, die nicht auf der gleichen Wellenlänge sind. Ich habe Freundinnen, die ebenfalls solo sind, aber die meiste Zeit reden wir irgendwann dann doch wieder über Männer, was im Augenblick einfach nicht geht. Mehr als ein Jahr habe ich gebraucht, um über Rusty hinwegzukommen, und in dieser Zeit habe ich mich hinter der Arbeit verschanzt. An den

Wochenenden bestehen meine Abende meistens aus Fernsehen und Fertiggerichten.

Damit war die Sache mit Nat erst mal erledigt, bis sich etwa zehn Tage später ein Typ namens Micah Corfling bei mir meldete. Er war angehender Referendar bei Richter Tompkins und hatte von Nat eine schwärmerische Mail über meine Wohnung erhalten, die er schließlich mietete. Als ich Nat schrieb, ich sei ihm was schuldig, antwortete er mir so:

Von:

An:

Datum: Freitag, 25.7.08 16:20

Super!!! Also, wenn Du mir wirklich was schuldig bist, wie wär's dann morgen mit Lunch oder so? Muss auch kein besonders schicker Laden sein, weil ich praktisch keine Klamotten ohne Löcher

habe.

Von:

An:

Datum: Freitag, 25.7.08 16:34

Tut mir leid, Nat. Ich hab's Dir ja schon gesagt. Arbeit Arbeit Arbeit. Ich bin morgen den ganzen Tag im Büro. Ein anderes Mal?

Von:

An:

Datum: Freitag, 25.7.08 16:40

Ich hab ein paar Sachen am Gericht zu erledigen. Wir können uns bei Dir in der Nähe treffen.

Von:

An:

Datum: Freitag, 25.7.08 17:06

Ich muss einen Entwurf für einen Schriftsatz fertig machen. Ich bin bestimmt total hektisch und schlecht drauf. Es geht wirklich nicht.

Von:

An:

Datum: Freitag, 25.7.08 17:18

Komm schon! Morgen ist Samstag! Und ich hab Dir einen Mieter verschafft. (Gewissermaßen.)

Inzwischen kam ich mir tatsächlich schrecklich undankbar vor, also ließ ich mich darauf ein, mich

ganz kurz mit ihm bei Wallys zu treffen, und nahm mir vor, ihm bei der Gelegenheit den Wind aus den Segeln zu nehmen. Als ich am Samstag losging, um mich mit ihm zu treffen, bat ich Meetra Billings, die Schreibkraft, die meinen Schriftsatz tippte, mich in zwanzig Minuten anzurufen und so zu tun, als wollte mich einer der Partner sprechen.

Wallys ist ein Imbiss mit ein paar Tischen. Unter der Woche geht es da immer laut und hektisch zu. Die Stammgäste und Angestellten kommunizieren ausschließlich schreiend, und das verrostete Klimagerät über der Tür scheppert, als wäre ein Presslufthammer darin, während Wally, ein Einwanderer von irgendwo östlich von Paris, den Leuten, die draußen Schlange stehen, um reinzukommen, unaufhörlich zubrüllt: »Türr zu, Türr zu!« Samstags jedoch kann man tatsächlich die Stimmen der Männer hinter der Theke hören, die gewohnheitsmäßig ruppig »Der Nächste!« knurren. Nat war schon da. Vor ihm auf dem Resopaltisch standen zwei Becher Kaffee, einer mit

Milch und zwei Päckchen Zucker auf dem Deckel. So trinke ich meinen Kaffee, und es war eine nette Geste. Daneben lag sein Handy, und ich fragte ihn, ob er einen Anruf erwarte.

»Von dir«, antwortete er. »Ich dachte, du würdest im letzten Moment absagen.«

Verlegen verzog ich das Gesicht. »Ich hab deine Nummer gar nicht.«

»Schlau von mir«, sagte er. »Also, ich meine, darf ich fragen - was ist los mit dir?«

Ich setzte mich an den Tisch und suchte nach einer plausiblen Antwort.

»Ich hab einfach das Gefühl, es wäre irgendwie komisch, wenn wir uns anfreunden. Wo ich doch für deinen Dad gearbeitet habe und so.« Es klang lächerlich lahm, das musste ich zugeben.

»Ich glaub, da steckt was anderes dahinter«, sagte er. »Vielleicht ein eifersüchtiger Liebhaber oder so, der dich am liebsten im Schrank einsperren möchte?«

»Nein.« Ich musste tatsächlich lachen. »Keine Beziehung. Ich nehme im Moment eine Auszeit.«

»Wegen dieser Trennung? Was ist passiert?«

Mir stockte kurz der Atem, dann schüttelte ich den Kopf. »Darüber kann ich nicht reden, Nat. Das ist immer noch zu unverarbeitet. Und zu peinlich. Ich muss mir selbst mehr Klarheit darüber verschaffen, wer ich bin und was ich will, ehe ich mich wieder auf irgendwen einlasse. Das ist die längste Zeit, die ich seit der Highschool ohne Beziehung verbracht habe. Aber ich fühle mich wirklich besser so. Außer wenn die Batterie von meinem Vibrator leer ist.«

Wahrscheinlich wollte ich bloß weitere Fragen zu meinem gebrochenen Herzen vermeiden, trotzdem war ich fassungslos, dass mir das rausgerutscht war. Aber wie ich bereits festgestellt hatte, waren wir beide uns in puncto Humor ziemlich ähnlich, und Nat prustete los. Sein Lachen schien von irgendeinem verborgenen Teil in ihm zu kommen.

»Das hört sich an wie ein Therapeutenvorschlag«,

sagte er. »Diese Auszeit?«

Er hatte natürlich recht, und wir gerieten in ein ziemlich tiefgründiges Gespräch über Therapien. Er hatte zahlreiche Anläufe unternommen, aber schließlich damit aufgehört, weil er fürchtete, wie diese Leute zu werden, die nur leben, damit sie mit ihrem Psychiater darüber reden konnten. Ich hatte noch nie richtig über meine Sitzungen bei Dennis gesprochen, und ich war richtig enttäuscht, als Meetra anrief. Außerdem kam ich mir ausgesprochen blöd vor, weil wir noch nicht mal was zu essen bestellt hatten. Ich entschuldigte mich überschwänglich, stand aber trotzdem auf, um zu gehen.

»Und wann ziehst du um?«, fragte er.

»Sonntag, dritter August. Ich hab zum ersten Mal eine Umzugsfirma beauftragt, weil mir schon so oft Freunde geholfen haben und ich mich nicht getraut hab, schon wieder um Hilfe zu bitten. Ich kümmer mich nur um die Sachen, die leicht kaputtgehen können. Wird zwar mühsam, ist aber

zu schaffen.«

»Ich könnte dir helfen. Ich Tarzan«, sagte er wie Johnny Weismüller. »Und ich koste fast nichts.«

»Das kann ich dir nicht zumuten.«

»Warum nicht?«

Mein Mund bewegte sich ein wenig, während ich nach einer Antwort suchte, und schließlich half er mir selbst aus der Klemme.

»Alles klar, schon verstanden. >Bloß Freunde<. Du machst deine Auszeit, und ich bin sowieso zu jung für dich. Du stehst auf ältere Männer, nicht?«

»Ja, klassischer Fall: Mein Vater hat sich verdünnisiert, und ich steh auf ältere Männer.«

»Absolut okay«, sagte er. »Dann fühl ich mich wenigstens nicht persönlich abgelehnt. Sag mir einfach, wann ich dir helfen soll.«

Es war ja nicht so, dass ich keine Hilfe gebrauchen konnte, vor allem von jemandem, der stark genug war, meinen neuen Fernseher zu schleppen, den

ich den Möbelpackern nicht anvertrauen wollte. Außerdem war mir durch die beiden Treffen mit Nat eines klar geworden: Ich hungerte nach männlicher Gesellschaft. Ich hatte immer schon männliche Freunde, mit denen ich gewisse Vorlieben teilte - Sport, schlechte Witze, gruselige Filme. Mit zunehmendem Alter, wo mehr und mehr in festen Beziehungen leben, ist es irgendwie schwieriger geworden, Freundschaften zu Männern zu unterhalten. Die Partnerinnen reagieren eifersüchtig, und die Grenzen werden schärfer bewacht. Unter diesen Bedingungen war es schwer, Nats Angebot nicht anzunehmen, zumal sein Mitbewohner einen Geländewagen hatte, den er ausleihen konnte.

Und so stand Nat am Samstag, dem 2. August, wieder vor meiner Tür. Der Tag war denkbar ungeeignet für einen Umzug, fast achtunddreißig Grad. Die Sonne brannte dermaßen gnadenlos, dass man sich von ihr verfolgt fühlte, und die Luft umschloss einen wie ein Handschuh. Ich hatte die ganze Nacht Kisten gepackt. Irgendwie hatte ich

kein Ende gefunden, und als wir nun alles runterschleppten, stellte sich heraus, dass es zu viele Kisten für eine Fuhre waren.

Gegen Mittag hatten wir die erste Ladung oben in meiner neuen Wohnung. Sie liegt im fünften Stock eines alten Gebäudes am Fluss mit vielen historischen Elementen - Stuckverzierungen an der Decke und viel schönes altes Eichen- und Eukalyptusholz, einschließlich der Fensterrahmen, die noch nie gestrichen worden war. Sie war zwangsversteigert worden, und ich hatte vergessen, dass die Bank den Strom hatte abdrehen lassen. Folglich lief die Klimaanlage nicht, und wir waren beide schweißgebadet. Er hatte sein ärmelloses T-Shirt komplett durchgeschwitzt, und ich sah mit meiner Siebzig-Dollar-Frisur, die mir im Gesicht klebte, noch schlimmer aus.

Wir beschlossen, dass Nat die restlichen Kisten holen sollte, während ich uns was zum Mittagessen besorgte. Ich brauchte länger als erwartet, weil ich mich in der neuen Gegend noch

nicht auskannte, und als ich zurückkam, war er schon oben und stand auf dem Balkon. Er hatte sein T-Shirt ausgezogen und wrang es aus, und er sah verdammt gut dabei aus, schlank, aber muskulös, und ich spürte seine Wirkung auf mich in der gesamten unteren Körperhälfte. Ich wandte mich rechtzeitig ab, ehe er mich erwischte, wie ich ihn anstierte.

»Hunger?« Ich hielt die Tüte hoch, als er wieder hereinkam.

»Es gibt also wirklich was zu beißen, im Gegensatz zum letzten Mal?«

Ich versetzte ihm zur Strafe einen Stoß. Es gab keinen Tisch, und während ich noch überlegte, wo wir uns hinsetzen sollten, zeigte er auf eine der letzten Kisten, die er reingetragen hatte. Sie war voll mit gerahmten Fotos, die ich jahrelang aufbewahrt hatte, zum Wegwerfen zu kostbar und zum Aufstellen zu peinlich.

»Ich hab das hier zufällig gesehen«, sagte er und zog die Vergrößerung eines alten Schnappschusses

von meiner Mutter, meinem Vater und mir mit fünf Jahren heraus. Es war Weihnachten, und der Schnee türmte sich hoch vor unserem Bungalow. Mein Dad hielt mich auf dem Arm und sah mit Pelzmütze und Pelzmantel ziemlich verwegen aus. Ich trug ein kleines Schottenoutfit mit passender Mütze, und meine Mom lächelte neben uns. Trotzdem war da ein deutliches Unbehagen zwischen uns dreien zu spüren, denn wir wussten alle, dass die fröhliche Pose eben nur Pose war.

»Das ist eines der wenigen Bilder, die ich von uns dreien habe«, erklärte ich Nat. »Meine Tante hat es praktisch versteckt. Nachdem mein Dad sich getrennt hatte, ist meine Mom sämtliche Familienfotos durchgegangen und hat ihn überall rausgeschnitten. Mit einer Schere. Ich hab das nie so richtig verstanden. Er hatte Affären, aber im Laufe der Jahre hab ich so einige Andeutungen gehört, und ich glaube, sie hatte auch welche. Aber ganz genau weiß ich es nicht. Eigenartig.«

»Ich weiß, wie das ist«, sagte er. »Ich glaube, mein Dad hatte eine Geliebte, als ich noch klein war. Das

hing irgendwie mit seinem Prozess damals zusammen, aber weder er noch meine Mom haben mir je erzählt, was damals genau passiert ist. Ich weiß es bis heute nicht.«

Darauf verstummten wir beide. Nat drehte sich um und zog ein weiteres Bild heraus, diesmal mein Hochzeitsfoto.

»Nicht schlecht!«, sagte er. Ich würde ihm nicht die Wahrheit sagen, dass ich das Bild nämlich bloß deshalb nie weggeworfen hatte, weil ich an dem Tag so großartig aussah.

»Dieses Foto«, sagte ich, »ist wirklich und wahrhaftig das einzig Gute, das meine Ehe mir gebracht hat. Man sollte meinen, für jemanden wie mich, ohne Kinder und ohne viel Geld, wäre es nicht weiter schlimm, wieder von vorne anzufangen.

Aber es ist schlimm. Zu heiraten ist etwas so Hoffnungsvolles. Und wenn das scheitert, brauchst du lange, um dich wieder aufzurappeln.«

Das nächste Bild, das er herauszog, ließ ihn erstarren.

»Das gibt's nicht«, sagte er. »Ist das etwa Storm?«

Auf dem Bild hat der berühmte Rocker in seiner Nietenlederjacke die Arme um mich und meine beste Freundin Dede Wirklich gelegt. Wir beide waren damals vierzehn. Ich hatte bei einer Verlosung im Radio gewonnen, zwei Eintrittskarten für ein Konzert von Storm und die Gelegenheit, ihn backstage zu treffen, und natürlich nahm ich Dede mit. Als ich sie in der zweiten Klasse kennenlernte, hatte ich das Gefühl, ein fehlendes Stück von mir selbst wiedergefunden zu haben. Auch ihr Vater war abgehauen, und wir beide schienen uns auf eine Weise zu verstehen, die auch ohne Worte ausgekommen wäre.

Sie war ein ziemlicher Draufgänger und handelte sich später oft Ärger ein. Wir heckten diverse Streiche aus - einmal schlichen wir uns ins Büro des Direktors und versteckten dort eine höllisch laute Grille, die er erst nach tagelangem Suchen

fand -, aber die Lehrer gaben mir nur selten die Schuld, weil ich in vielen Fächern die Beste in der Klasse war. Mit elf Jahren fingen wir an, uns aus den Gin- und Wodkaflaschen, die ihre Mutter versteckt hatte, kleine Mengen abzuzapfen und heimlich zu trinken. Wir füllten sie immer wieder mit Wasser auf, bis beide Flaschen nur noch nach Leitungswasser schmeckten.

In der Highschool schloss sich Dede der Gothic-Szene an, mit allem, was dazugehörte, schwarze Fingernägel, weißes Make-up und so weiter, und es lag auf der Hand, dass ihr das nichts als Probleme bescheren würde. Ihre Freunde waren allesamt Einzelgänger und Außenseiter mit Rockertattoos und Kippen in den Mundwinkeln, und keiner von ihnen behandelte sie gut. In der Abschlussklasse wurde sie von einem dieser Typen schwanger und bekam Jessie.

Nat fragte, ob ich noch Kontakt zu ihr hätte, und ich erzählte ihm, dass wir uns zerstritten hatten.

»Ich bin sogar mit ihr zusammengezogen,

nachdem meine Ehe in die Brüche gegangen war, aber das lief nicht gut. Ich musste die ganze Hausarbeit machen, sogar für Jessie die Schulbrote schmieren. Dede kam nicht klar damit, dass es bei mir besser lief als bei ihr, auch wenn in meinem Leben nicht gerade alles Zuckerschlecken war, und ich hatte es irgendwann satt, ihr Geld zu leihen, das ich nie wiedersah. Außerdem nahm Jessie mich unglaublich in Anspruch. Sie war ein unersättlich bedürftiges, weinerliches kleines Mädchen. Das Ganze eskalierte schließlich ziemlich heftig, aber darüber möchte ich lieber nicht sprechen.«

Nat blickte wieder nach unten auf das Foto und wechselte das Thema, indem er fragte, wie Storm so war.

»Ehrlich?«, erwiderte ich. »Ich war dermaßen nervös, ich würd mich, glaub ich, nicht mal dran erinnern, wenn ich das Bild nicht hätte.«

»Storm macht eine super Show«, sagte Nat. »Ich hab ihn dreimal live gesehen. Im College hab ich

fast nichts anderes gemacht - ich bin auf Konzerte gegangen und hab mich bekifft. Im Gegensatz zu heute, wo ich zur Arbeit gehe und mich bekiffe.«

Er war in Flachslaune, aber ich starrte ihn an.

»Nat, du gehst doch nicht etwa mit einem Joint in der Tasche ins Gericht?«

Er wurde kleinlaut und murmelte irgendwas in der Richtung, dass es ein schweres Jahr gewesen sei.

»Nat, wenn sie dich erwischen, kriegen sie dich dran. Dein Dad ist viel zu prominent, als dass sie bei dir ein Auge zudrücken würden. Du dürftest niemals als Anwalt praktizieren, und kein Mensch würde dich auch nur in die Nähe einer Highschool lassen.«

Meine Standpauke machte ihn natürlich verlegen, und schließlich setzten wir uns stumm auf den Boden, lehnten uns gegen die verputzte Wand und aßen. Wie sich herausstellte, war das der kühlste Platz in der Wohnung. Nat war immer noch in sich

gekehrt. Während unserer Lunchverabredung hatte er mir erzählt, dass alle seine Exfreundinnen ihn als düster und distanziert empfunden hatten. Erst jetzt verstand ich, was sie gemeint hatten.

»He«, sagte ich. »Wir machen alle irgendwelche Dummheiten. Schau mich an. Ich bin Weltmeisterin darin.«

Er sah mir direkt in die Augen. »Also erzähl mir von dieser Trennung«, sagte er.

»Ach Nat. Ich glaub, das kann ich nicht.«

Er schaute mich noch einen Moment länger an, dann zuckte er die Achseln und widmete sich wortlos seinem Sandwich. Ich merkte, wie man den Kontakt zu ihm verlieren konnte, vor allem, wenn er sich mit sich selbst unwohl fühlte.

»Okay, aber keine Fragen«, sagte ich. Ich hatte die Augen geschlossen, um zu überlegen, wie ich am besten anfing, aber ich spürte trotzdem, dass er sich mir zuwandte. »Gleich nach meinem Referendariat bei deinem Dad bin ich eine

Beziehung zu einem deutlich älteren Mann eingegangen. Sehr, sehr erfolgreich, sehr prominent, jemand, den ich schon lange gekannt und bewundert hatte. Es war ziemlich leidenschaftlich. Aber auch komplett wahnsinnig. Er war verheiratet und hätte seine Frau niemals verlassen.«

»Ray, stimmt's? Ray Horgan. Deshalb hast du mich so komisch angesehen, als ich in deiner alten Wohnung nach ihm gefragt hab.«

Ich öffnete die Augen und blickte ihn kalt an. Ich kann das, wenn ich muss.

»Okay«, sagte er. »Schon verstanden. Wie heißt das vor Gericht? >Ich ziehe die Frage zurück.< 'tschuldigung. 'tschuldigung.«

Ich erzählte ihm in knappen Worten den Rest der Geschichte: der großartige Mann, der mir immer gepredigt hatte, wie verrückt die Sache zwischen uns war, und schließlich Schluss machte. Als ich fertig war, konnten wir aus der Nachbarwohnung leises Fernsehgemurmel hören.

»Wahrscheinlich willst du die Kisten jetzt nach meinem scharlachroten Buchstaben absuchen«, sagte ich schließlich.

»Ach was«, antwortete er. »Du hattest recht, wir machen alle mal Dummheiten.« Dann erzählte er mir die lange Geschichte einer Affäre, die er im letzten Jahr auf der Highschool mit der Mutter eines seiner besten Freunde gehabt hatte. Unter den gegebenen Umständen war es nett von ihm, mir so etwas zu beichten.

»Du bist ein guter Kerl, Nat.«

»Ich geb mir Mühe«, antwortete er. Während er leise geschildert hatte, wie er im Bett dieser Frau gelandet war, hatten wir beide den Kopf gegen die Wand gelehnt, und jetzt waren unsere Gesichter nicht sehr weit voneinander entfernt. Er schaute mir direkt in die Augen, und was dieser Blick bedeutete, war nicht zu übersehen. Ich konnte alles spüren, meine Einsamkeit und Sehnsucht, und ich hätte in diesem Moment etwas unglaublich und unfassbar Dummes tun können, so wie ich das

immer getan habe. Aber irgendwie muss man aus dem Leben lernen. Also zerzauste ich ihm stattdessen die nassen Haare und stand auf.

Er war sichtlich mitgenommen und sagte kurz darauf, er müsse gleich los, obwohl er noch halbherzig anbot, mich nach Hause zu fahren. Ich lehnte ab. Als ich später wieder in meiner alten Wohnung war, schrieb ich ihm eine Mail, in der ich mich noch mal überschwänglich bedankte und versprach, ihn zu meiner Einweihungsparty einzuladen.

Zwei Tage lang antwortete er nicht, und daran, dass sich mir irgendetwas in der Brust verkrampfte, als ich schließlich seinen Namen im Posteingang sah und den Betreff las, merkte ich, dass ich in der Klemme steckte.

Von:

An: AnnaC402@gmail.com

Datum: Montag, 04.08.08 17:45

Betreff: Mein Herz

Anna,

tut mir leid, dass ich mich jetzt erst melde, aber ich habe viel nachgedacht. Sehr viel. So was ist immer gefährlich.

Ich habe vollstes Verständnis für Deine Situation. Aber ich fange an, Gefühle zu entwickeln, wie Du vermutlich gemerkt hast. Und ich muss auf mich aufpassen. Es kann mir passieren, dass ich eine Zeitlang richtig gut klarkomme, und dann wirft mich irgendwas so aus der Bahn, dass ich den Boden unter den Füßen verliere. Und ich kann richtig tief abstürzen. Aber ich finde, wir sind uns irgendwie sehr nahegekommen. Richtig nahe, und ich frage mich einfach, ob ich Dich nicht davon überzeugen könnte, Dir das Ganze noch mal zu überlegen. Ich meine, das mit den älteren Männern hat nicht so gut geklappt, und vielleicht hast Du

die ganze Zeit einfach nur einen jüngeren Typen gebraucht. Ich meine, wo ist schon der Unterschied, wo wir doch beide so ziemlich am selben Punkt auf dem Mandala sind? Jedenfalls, ich denke, Du verstehst, was ich sagen will, weil ich das Gefühl habe, dass Du mich verstehst.

Es war so rührend, dass mir beim Lesen fast die Tränen kamen, aber es hatte keinen Sinn. Und trotzdem zögerte ich mit der Antwort bis spät am folgenden Abend.

Von: AnnaC402@gmail.com

An: NatchReally1@clearcast.net

Datum: Dienstag, 05.08 22:38

Betreff: AW: Mein Herz

Ja, Nat, ich glaube auch, dass ich Dich verstehe. Und ich glaube, Du verstehst mich. Und wahrscheinlich wäre es schön, mehr Zeit zusammen zu verbringen und zu schauen, was

passiert, wenn das, was in meinem Leben passiert ist, nicht passiert wäre, aber es ist passiert. Das mit uns wäre eine sehr schlechte Idee, und zwar aus den Gründen, die ich Dir bereits erklärt habe, und aus ein paar anderen, auf die ich nicht näher eingehen möchte, nicht mal bei Dir. Nach Deiner letzten Mail habe ich sogar heute Nachmittag mit Dennis darüber gesprochen. Ich bin kein Mensch, der seinem Therapeuten ein Vetorecht über sein Leben einräumt. Und ehrlich, so ein Therapeut ist er auch nicht. Aber uns ist beiden klar, dass das mit Dir und mir wirklich keine gute Idee wäre. Und ich kann mich einfach nicht weiter auf Beziehungen einlassen, die doch nur Liegestühle auf der Titanic sind. Ich weiß nicht, was ich Dir sonst noch sagen soll, außer dass es mir ganz furchtbar leidtut.

Ich war nicht sicher, ob er darauf überhaupt noch antworten würde, aber er tat es spät am nächsten Tag, allerdings nur, um Lebewohl zu sagen.

Anna,

ich fürchte, ich muss einen radikalen Schlussstrich ziehen. Soll heißen, keine Treffen und auch keine Mails mehr und so. Irgendwie hat es zwischen uns gefunkt, und es kam mir so vor, als könnte das nur in eine Richtung führen. Aber jetzt lauf ich tatsächlich niedergeschlagen und untröstlich durch die Gegend. Und dann geh ich nach Hause und lese wieder Deine Mails. Was, gelinde gesagt, ein gefährlicher Kreislauf ist.

Bis jetzt hast Du noch kein Wort gesagt, das mir wirklich helfen würde, es zu verstehen. Alter? Dass Du für meinen Vater gearbeitet hast? Deine eigene Trennung? Das alles könnten wir locker bewältigen. Aber das eine Wort, das ich richtig verstehe, ist Nein. Und mir ist klar, dass ich mich nur noch mehr in etwas hineinsteigern werde, wenn ich so weitermache.

Ich finde Dich absolut toll.

Ich antwortete nicht darauf. Es gab nichts mehr zu sagen. Aber noch in der Nacht schickte er eine weitere Mail.

Anna,

gerade hab ich noch mal Deine letzte Mail gelesen, und endlich hab ich kapiert. Ich meine, ich bin bekifft, daher weiß ich, dass das morgen früh keinen Sinn mehr ergeben wird. Aber jetzt und hier muss ich Dich was zu meinem Vater fragen, das so abwegig und so vorabendserienmäßig ist, dass Du mich bestimmt für vollkommen durchgeknallt hältst.

Ich hab darüber nachgedacht, dass Du es wegen meinem Dad seltsam finden würdest, mit mir

befreundet zu sein. Und darüber, dass Du so still geworden bist, als es darum ging, dass er vielleicht eine Affäre hatte. Und dann die Sache mit Deiner Mutter und möglichen Liebhabern. Daher also meine Frage.

Bist Du meine Schwester? Oder meine Halbschwester? Ich weiß, der Gedanke kommt mir jetzt nur deshalb logisch vor, weil ich total high bin. Aber trotzdem. Wäre also toll, wenn Du Dich aufraffen könntest, mir noch einmal zu antworten.

Von: AnnaC402@gmail.com

An: NatchReally1@clearcast.net

Datum: Donnerstag, 07.08 0:38

Betreff: AW: Mein Herz

Ach Nat. Ich muss lachen und auch ein bisschen weinen. Ich würde Dir sogar gern mit Ja

antworten, weil das endlich eine Erklärung wäre, die Dich beruhigen würde. Und ich finde, es ist eine ziemlich clevere, wenn auch abwegige Vermutung. Aber die Antwort auf Deine Frage ist Nein. Nein.

Du hast recht. Wir sollten damit aufhören. Ich finde Dich mehr als toll. Du bist perfekt. Aber ich möchte Dir sagen, was ich mir selbst sage. Wenn es zwischen uns möglich war, so einen Zugang zueinander zu finden, dann ist es auch woanders möglich. Ich hab mich zu oft zu so positiven Typen hingezogen gefühlt, Menschen, die so waren, wie ich selbst gern sein wollte, anstatt zu einem Mann, der mir das Gefühl gibt, dass ich selbst so ein Mensch sein kann. Du hast mir also ein wunderbares Geschenk gemacht, und dafür werde ich Dir nie genug danken können.

Deine gute Freundin Anna

Rustys Geburtstag 19.03.2007 - Barbaras Tod 29.09.2008 - Die Wahl 04.11.2008

Kapitel 14

Tommy, 29. Oktober 2008

»Ich weiß, du hast was«, sagte Tommy Molto zu Brand, als er ihn vor dem Hauptjustizgebäude traf. Jim hatte eine Verhandlung und war mit einem eleganten Glen-Plaid-Anzug besser bekleidet, als sich das ein Staatsanwalt eigentlich leisten konnte. Molto sagte manchmal zu Brand, dass er bestimmt in Wahrheit italienischer Abstammung war. Bei dem Prozess, in dem er die Anklage vertrat, ging es um einen Dreifachmord, und eines der Opfer war die Nichte des Filmstars Wanda Pike. Wanda, hinreißend und gramgebeugt, erschien jeden Tag mit ihrer Entourage zur Verhandlung. Da Brand sich genau das hatte denken können, hatte er

beschlossen, den Fall zu behalten, anstatt ihn in die Hände eines jüngeren Kollegen vom Ressort für Tötungsdelikte zu geben. Jimmy hatte sich da nie was vorgemacht: Er sah sich einfach schrecklich gern im Fernsehen. Die Verhandlung war für die Mittagspause unterbrochen worden, und Brand war ohne seinen Mantel herausgekommen, um sich mit seinem Chef zu treffen. Er würde frieren. Es war ein kühler Tag mit schneidendem Wind und zerfetzten, hässlichen Wolken. »Wieso?«, fragte Brand. »Wieso was?«

»Wieso weißt du, dass ich was habe?«

»Weil du mich nicht extra herkommen lassen oder die kostbare Mittagspause für eine Besprechung opfern würdest, wenn du nichts hättest.«

»Vielleicht hab ich bloß gedacht, du könntest etwas Bewegung gebrauchen. Vielleicht seh ich dich einfach gern über die Straße stolzieren wie eine Taube. Brand schob tatsächlich den Bauch vor und imitierte Tommys Gang. Jimmy war zu aufgekratzt. Es musste irgendwas Gutes sein.

Tommy winkte ihn herein, aber sie warteten auf Rory Gissling, die kurz darauf eintraf, eingepackt in einen dicken Mantel und einen bunten Schal und mit einem Umschlag unter dem Arm.

Sie betraten das Gebäude und gingen nach oben, um sich ein ruhiges Plätzchen zum Reden zu suchen. Der Gerichtssaal von Richter Wallach stand offen, und sie setzten sich dicht zusammen ans Ende einer der Polsterbänke, Rory zwischen den beiden Staatsanwälten.

»Zeigen Sie's ihm«, sagte Brand zu ihr.

»Also, wir haben von Barbara Sabichs Apotheke eine Auflistung sämtlicher Rezepte und Medikamente aus dem Monat vor ihrem Tod angefordert«, sagte Rory. Sie zog einen Stapel Blätter aus ihrem Umschlag.

»Zeigen Sie ihm die Quittung für Phenelzin«, sagte Brand.

Rory blätterte den Stapel durch und reichte dem Oberstaatsanwalt dann die Kopie eines

Kreditkartenbelegs, der auf den 25. September datiert war, also letzten Monat, und deutlich Rusty Sabichs Unterschrift trug. Brand grinste wie ein Kind unterm Weihnachtsbaum.

»Darf ich?«, fragte Tommy, nahm Rory die übrigen Unterlagen aus den Händen und sah sie durch.

»Er holt sämtliche Medikamente ab«, sagte Tommy. »So sieht's jedenfalls aus.«

»Achtzig, neunzig Prozent«, antwortete Rory.

»Na und?«, fragte Tommy.

»Er hat das Phenelzin abgeholt«, sagte Brand.

»Na und?«, fragte Tommy erneut.

»Zeigen Sie ihm das Zeug von dem Tag vor ihrem Tod«, sagte Brand.

Rory zog Tommy einige Blätter aus der Hand. Rusty hatte am 28. September den Kreditkartenbeleg für Barbaras Schlaftabletten unterschrieben.

»Ich dachte, uns geht's um eine Überdosis

Phenelzin«, sagte Molto.

»Sieh dir das Duplikat des Kassenbons an«, sagte Brand. »Die Rückseite da. Achte auf den anderen Kram, den er noch gekauft hat.«

Tommy brauchte einen Moment, um die Abkürzungen zu verstehen, aber anscheinend hatte Rusty eine Flasche Rioja, eingelegte Heringe, italienische Salami und mittelalten Cheddar sowie eine Packung Naturjoghurt gekauft. Es dauerte einen Moment, dann fiel bei Tommy der Groschen.

»Das reagiert alles zusammen mit dem Medikament, nicht?«, fragte er. »Da ist überall dieses Zeug drin.«

»Tyramin. Sehr richtig.« Brand nickte mehrmals. »Er hat buchstäblich alles gekauft, was verboten ist. Damit könnte schon eine normale Dosis Phenelzin tödlich wirken. Die vierfache Dosis sozusagen todsicher. Ich würde sagen, der Richter hat für eine andere Form des Letzten Abendmahls eingekauft.«

Tommy sah sich den Bon erneut an. Er trug den Zeitstempel 17:32.

»Die haben Cocktails getrunken«, sagte er.

»Was?« Brand rutschte näher. »Wie kommst du darauf?«

»Er war am frühen Abend in dem Laden. Er hat eine Flasche Wein und ein paar Appetithappen gekauft. Die haben Cocktails getrunken, Jim.«

»Joghurt?«, fragte Brand. »Für den Dip«, sagte Tommy. »Dip?«, fragte Brand.

»Ja, wer sich gesund ernährt, nimmt Joghurt statt Schmand«, erwiderte Tommy ihm. »Wenn man bedenkt, wie dein Dad gestorben ist, solltest du das eigentlich wissen. Schon mal was von Cholesterin gehört?« Tommy buchstabierte es ihm, und Brand winkte ab. Rory fügte noch ein paar weise Worte über ihren Dad hinzu, der gerade eine Bypassoperation gehabt hatte. Brand überging das und wandte sich wieder dem Fall zu.

»Wir haben ihn, oder?«, fragte er. »Liegt doch auf

der Hand, nicht?«

Tommy spürte eine Last auf sich, als sein Erster Staatsanwalt und die Polizistin ihn erwartungsvoll ansahen. Brand war sich seiner Sache schon lange sicher, aber darum ging es nicht. Letztendlich lag die Entscheidung allein bei Tommy. Die Risiken gingen alle auf sein Konto, und wenn einer überzeugt sein musste, dann er. Und unterm Strich war er das noch immer nicht. Rustys Einkaufsliste war ziemlich belastend, zugegeben, aber sie versuchten nach wie vor, sich aus Dingen etwas zusammenzureimen, die ein Verteidiger als zufällig bezeichnen würde.

»Wir kommen immer näher«, sagte Tommy leise.

»Boss!«, protestierte Brand. Er begann, sämtliche Beweise aufzuzählen, und Tommy musste ihn ermahnen, leiser zu sprechen. Was sie wahrhaftig nicht gebrauchen konnten, war ein Reporter, der zufällig irgendwas aufschnappte.

»Jimmy, was ihr beide da zusammengetragen habt, ist ziemlich überzeugend. Aber es sind alles

nur Indizien. Ich muss dir doch nicht erst erklären, dass einer wie Sandy Stern diesen Fall auseinandernehmen wird. >Wer ist nicht schon mal in ein Geschäft gegangen, um Lebensmittel abzuholen oder ein Rezept aus der Apotheke, Ladys und Gentlemen?<« Tommy war selbst überrascht, wie gut er Sterns Tonfall hinbekam. »Du hast erlebt, was Stern einer Jury verkaufen kann. Und das größte Problem ist nach wie vor da. Unsere eigene Sachverständige wird im Kreuzverhör einräumen müssen, dass sie außer Mord noch zig andere Todesursachen für möglich hält. Das ist alles zu dünn. Die Beweislage ist zu dünn. Wir brauchen noch mehr.«

»Und wo zum Teufel soll ich noch mehr herkriegen?«, wollte Brand wissen. Das war natürlich der springende Punkt. »Was ist mit der DNS?«, fragte er nach einem Moment.

Tommy hatte in letzter Zeit viel darüber nachgedacht, ein paarmal, wenn er nachts nicht schlafen konnte, und ihm war klar geworden, dass die DNS das Problem nicht lösen würde. Aber

darüber wollte er vor Rory nicht reden, daher sagte er nur das, was er schon seit Wochen sagte: »Noch nicht.«

Brand sah auf seine Uhr. Er musste zurück in den Gerichtssaal. Er erhob sich und ging, rief aber noch über die Schulter: »Ich gebe nicht auf, Boss.«

Tommy lachte laut auf. »Auf die Idee war ich auch nie gekommen.«

Rustys Geburtstag 19.03.2007 - Barbaras Tod 29.09.2008 - Die Wahl 04.11.2008

Kapitel 15

Anna, 2. September 2008

Als ich nach dem Ende meiner Ehe zu Dede gezogen war, quälte mich immer dieselbe Frage. Ich lag morgens im Bett und überlegte eine geschlagene Stunde lang, ob ich Paul je geliebt

hatte. Ich hatte es geglaubt, nun jedoch überkamen mich Zweifel. Aber konnte ich mich oder überhaupt ein Mensch sich tatsächlich derart fundamental irren? Wie sollte ich je erkennen, wann es wahre Liebe war?

Bei jedem Mann, bei jeder Beziehung hat mich diese Frage gequält, und am Ende hatte ich jedes Mal das Gefühl, dass irgendwas fehlte. Von manchen Männern war ich fasziniert, mitunter sogar - vor allem bei Rusty - regelrecht besessen, wie von einem unersättlichen Hunger gepackt. Aber konnte etwas derartig Belastetes tatsächlich erwachsene, dauerhafte Liebe sein? Hätte es dazu führen können? Ich warte auf »Den Tag, an dem ich weiß, dass ich wirklich verliebt bin«, so wie andere auf die Wiederkunft Christi warten.

Die ersten Augustwochen war ich ziemlich schwermütig, und zunächst wehrte ich mich dagegen, dass das irgendwie mit Nat zusammenhängen konnte. Nach einer Weile gestand ich mir ein, dass ich ihn vermisste oder, genauer gesagt, die Chance, die ich in ihm gesehen

hatte, eine Gelegenheit, etwas anderes zu haben, das sich sowohl neu als auch richtig anfühlte. Diese Einsicht traf mich härter, als ich geahnt hatte. Sie holte viele Empfindungen in Bezug auf Rusty an die Oberfläche, mit denen ich nicht gerechnet hatte, vor allem Zorn. Spätnachts, wenn ich darüber nachgrübelte, konnte ich manchmal meine eigene Haltung nicht mehr verstehen. Gegen welches Tabu verstieß ich denn, wessen Gefühle wollte ich schonen? Wenn der Vater mich nicht wollte, warum konnte ich dann nicht mit dem Sohn zusammen sein? Wäre das nicht für alle Beteiligten das Beste? Wenn ich dann morgens erneut darüber nachdachte, kam es mir so vor, als wäre mir all der Boden, den ich in den letzten fünfzehn Monaten gewonnen hatte, unter den Füßen weggespült worden.

Aber ich dachte, dass ich allmählich drüber wegkam. Ich fühlte mich, als hätte ich diese Enttäuschung zu ihren Vorgängern ins Regal geräumt. Und dann, heute Morgen, war ich im Anhörungsraum des Obersten

Bundesstaatsgerichts, um Miles Kritzler zu assistieren, der vergeblich versuchte, für einen wichtigen Mandanten eine gerichtliche Verfügung zu erwirken. Ihm war die obligatorische Anhörung gewährt worden, aber die Richter waren ziemlich genervt, weil er ihre Zeit in Anspruch nahm, und alle sieben saßen da oben und sahen aus, als wollten sie sagen: Erschießt mich einfach. Seine Redezeit war fast zu Ende, als jemand zur Richterbank trabte, um Richter Guinari eine Akte zu bringen, und als ich rüberschaute, sah Nat mich bereits an, so dünn und gequält und wunderbar schön, einen erstaunlich flehenden Blick in den meerblauen Augen. Ich hatte Angst, der Ärmste würde jeden Augenblick anfangen zu schluchzen und dass ich dann auch losheulen würde.

Als ich zurück ins Büro kam, hatte ich eine Nachricht von ihm auf der Mailbox.

»Wenn ich heute Abend um sechs Feierabend mache, gehe ich direkt zu deiner Wohnung. Ich werde klingeln, und wenn du nicht zu Hause bist, setze ich mich auf die Treppe und warte, bis du

kommst. Falls du dich also wieder im Griff hast und mich immer noch nicht willst, dann übernachte lieber bei einer Freundin, weil ich nämlich die ganze Nacht dort sitzen werde. Wenn du diesmal Nein sagst, musst du es mir ins Gesicht sagen. Und ich glaube nicht, dass das passieren wird, es sei denn, ich kann dich sehr viel schlechter einschätzen, als ich glaube.«

In diesem Augenblick wusste ich, dass trotz des Zögerns und des Widerwillens, trotz der Warnungen und des furchtbaren Risikos, trotz der Beschwörungen an mich selbst: »Nein, es ist Wahnsinn«, dass mein Herz trotz alldem etwas anderes wollte und ich nicht anders konnte, als ihm zu folgen. Wie heißt es noch mal in dem Song: *I* would give everything for love. Das ist eine größere, tiefere Wahrheit über mich als all die Ermahnungen und Lehren, die ich unbedingt verinnerlichen wollte. Und im Grunde hab ich das auch immer gewusst.

Während der letzten Monate, die ich bei Dede wohnte, ging ich mit einem Cop namens Lance

Corley, den ich in einem Abendseminar über Wirtschaftswissenschaften kennengelernt hatte. Er war ein lieber Kerl, groß und gut aussehend, und wenn er mich besuchte, beschäftigte er sich viel mit Jessie. Er hatte eine Tochter, die er nicht oft zu sehen bekam. Fast von Anfang an merkte ich, dass Dede in ihn verschossen war, und mit der Zeit wurde es immer schlimmer. Sie war so durchschaubar. Zum Beispiel fragte sie mich mehrmals am Tag, wann er denn wohl kommen würde. Letzten Endes beschloss Lance, dass er versuchen würde, sich wieder mit seiner Ex zu versöhnen, vor allem weil ihm durch Jessie klar geworden war, wie sehr ihm seine Tochter fehlte.

Als ich das alles Dede erklärte, war sie sicher, dass ich sie anlog und Lance nur deshalb nicht mehr in die Wohnung kommen ließ, weil ich nicht wollte, dass er sich in sie verkuckte. Es wurde so schlimm, dass ich Lance schließlich bat, Dede anzurufen und ihr die Situation zu erklären, aber das war ein Fehler. Sie fühlte sich zutiefst gedemütigt, weil Lance von ihrer spinnerten Verknalltheit wusste,

und das machte sie wütend.

An dem letzten Morgen, den ich dort wohnte, wachte ich gegen sechs Uhr früh auf und sah Dede neben meinem Bett stehen. Sie hielt eine Küchenschere in der Hand und hatte sie auf mich gerichtet. Ich konnte sehen, dass sie sturzbetrunken war. Sie zitterte, als hätte sie einen Motor in der Brust, ihr Gesicht war fleckig, und ihr lief die Nase, während sie weinend dort stand und mit der Idee spielte, mich zu töten. Ich sprang auf und schrie sie an. Ich ohrfeigte sie und beschimpfte sie und nahm ihr die Schere weg. Sie sank in einer Ecke meines Zimmers zu einem Häufchen Elend zusammen, sodass jeder, der zufällig hereingekommen wäre, sie auf den ersten Blick für einen Berg schmutzige Wäsche hätte halten können.

Jetzt hörte ich mir Nats Nachricht sechs- oder siebenmal an, und dann griff ich zum Telefon, um Rusty anzurufen. Ich sagte, ich müsste mit ihm reden, obwohl ich beim besten Willen nicht wusste, was ich ihm sagen würde. Aber im Leben

passieren andauernd verrückte Dinge, wenn Menschen sich verlieben. Ich habe eine Freundin, die sich scheiden ließ und dann den Bruder ihres Exmannes heiratete. Ich hab von einem Anwalt in Manhattan gehört, einem leitenden Partner in einer großen Kanzlei, der sich mit fünfzig in einen der Büroboten verliebte und eine Geschlechtsumwandlung machte, damit der junge Mann ihn wollte, was tatsächlich auch eine Zeitlang funktionierte. In der Liebe ist nichts unmöglich. Sie hat ihre eigene Quantenmechanik, ihre eigenen Regeln. Wenn es um Liebe geht, ist für Anstand oder auch Weisheit manchmal nur noch begrenzt Raum. Wenn du jemanden stark genug liebst, musst du dir eingestehen, dass du nun mal so bist, und versuchen, diesen Menschen zu bekommen.

An jenem Tag in Dedes Wohnung weinte sie, während ich meine Sachen packte, und beteuerte: »Ich hätt's nicht getan, ich hätt's nicht getan. Ich hab nur so getan, als ob, aber ich hätt's nicht getan.«

Sie sagte das wieder und wieder, und schließlich hatte ich endgültig die Nase voll. Ich zog den Reißverschluss an meiner letzten Tasche zu und hängte sie mir über die Schulter. »Und genau das ist dein Fehler«, erklärte ich.

Das waren die letzten Worte, die ich je zu ihr sagte.

Rustys Geburtstag 19.03.2007 - Barbaras Tod 29.09.2008 - Die Wahl 04.11.2008

Kapitel 16

Rusty, 2. September 2008

Anna ist schon da, als ich in der Bar des Dulcimer eintreffe. Sie ist nervös, aber schön und befingert ein hohes perlendes Glas. Die Arbeit in einer privaten Anwaltskanzlei hat ihr ein eleganteres

Aussehen verliehen, eine bessere Frisur und schickere Kleidung. Ich setze mich neben sie auf eine gesteppte Bank.

»Neuer Haarschnitt?«

»Ist praktischer. So hab ich noch mehr Zeit für die Arbeit.« Sie lacht. »Geständnisse einer überteuerten Sklavin.«

»Steht dir sehr gut.«

Mein Kompliment lässt sie verstummen. Schließlich sagt sie leise: »Danke.«

»Was trinkst du?«, frage ich.

»Mineralwasser. Ich muss im Büro noch was fertig machen.«

Mein Herz wird schwer: Sie will zurück ins Büro. Ich sage nichts. Sie schiebt ihre Handtasche in die Lücke zwischen uns.

»Rusty, ich weiß nicht, wie ich es dir sagen soll. Also sag ich es am besten ganz direkt. Ich will versuchen, es dir zu erklären. Aber die Sache ist

die, dass ich mit Nat zusammen bin. Ich meine, noch nicht, aber so gut wie. Ich treffe mich heute mit ihm. Und ich weiß nicht, was daraus wird, aber es ist schon ziemlich ernst. Es ist schon sehr ernst.«

»Mein Nat?«, entfährt es mir. Einen Moment lang ist alles in mir empfindungslos. Und was dann in mir hochkocht, ist Wut. Sie schäumt aus meinem Herzen. »Das ist Wahnsinn.«

Anna sieht mich an, und ihre grünen Augen werden feucht.

»Rusty, ich kann dir gar nicht sagen, wie sehr ich versucht habe, das zu vermeiden.«

»Himmelherrgott. Worauf willst du's denn schieben? Schicksal? Bestimmung? Du bist ein erwachsener Mensch. Du triffst Entscheidungen.«

»Rusty, ich glaube, ich liebe ihn. Und dass er mich liebt.«

»O Gott!«

Anna weint jetzt und drückt sich das kühle Glas an die Wange.

»Hör mal, Anna, ich weiß, du willst es mir heimzahlen. Ich weiß, ich hab dich enttäuscht. Ich weiß, dass Liebe keine Regeln kennt. Diesen Schwachsinn hab ich schon gehört. Aber das ist unmöglich. Und du musst damit aufhören.«

»Ach, Rusty«, schluchzt sie. »Rusty, ich hab alles versucht. Ich hab mich einwandfrei benommen. Ich wünschte, du würdest das verstehen. Ich hab ehrlich alles versucht, damit das nicht passiert.«

Ich will nachdenken. Aber das hier hat eine Dimension, die mich schwindeln lässt. Und ich spüre, dass mir die Arme und Hände vor Wut zittern.

»Weiß er Bescheid? Über uns?«

»Natürlich nicht. Und er wird es nie erfahren. Niemals. Rusty, ich weiß, es ist verrückt und schwer, aber ich muss es versuchen, weißt du, ich muss es wirklich versuchen. Ich weiß nicht, ob ich

damit klarkomme oder ob du damit klarkommst, aber ich muss es versuchen, ich weiß, ich muss es versuchen.«

Ich werfe mich auf meinem Platz nach hinten. Ich habe schon die ganze Zeit Mühe zu atmen.

»Weißt du, wie oft ich mich nach dir gesehnt habe und nichts unternommen habe?«, frage ich sie. »Mich gezwungen habe, nichts zu unternehmen? Und jetzt? Soll ich jetzt zusehen, wie du durch mein Haus tänzelst? Das ist krank. Wie konntest du mir das antun? Und ihm? Herrgott noch mal.«

»Rusty, du willst mich doch nicht.«

»Sag du mir nicht, was ich will.« Ich bin noch immer so zornig, ich könnte sie ohrfeigen. »Ich weiß, was du vorhast, Anna. Komm mir bloß nicht mit Aufrichtigkeit. Du ziehst die Daumenschrauben an, und zwar auf die mieseste nur denkbare Art. Und was soll ich jetzt tun? Mich auf der Stelle von Barbara trennen? Willst du das? Ich trenn mich von ihr, oder du zerstörst buchstäblich meine Familie?«

»Rusty, nein. Es geht nicht um dich. Es geht um ihn. Das will ich dir doch die ganze Zeit sagen. Es geht um ihn. Rusty, Rusty -« Dann stockt sie. »Rusty, ich hab so etwas noch nie empfunden, bei« - sie gerät ins Stammeln -, »bei niemandem. Ich meine, vielleicht würde ich in irgendeiner psychiatrischen Fachzeitschrift eine gute Fallstudie abgeben. Weil ich nicht weiß, ob es auch ohne uns passiert wäre. Ohne das, was zwischen uns war. Aber es ist anders, Rusty. Es ist wirklich anders. Rusty, bitte, lass uns.«

»Du hast sie nicht mehr alle. Du bist verrückt, Anna. Du weißt nicht, was du willst. Oder wen du willst. Du hast völlig recht mit der psychiatrischen Fachzeitschrift.«

Ich werfe Geld auf den Tisch und höre noch einen unterdrückten Aufschrei hinter mir, als ich aus dem Hotel fege und empört die Straße hinunterstürme. Ich koche innerlich auf die älteste und ursprünglichste Art. Ich laufe mehrere Blocks weit. Dann bleibe ich plötzlich stehen.

Denn eines ist klar. Ganz gleich wie wütend ich bin, ich muss etwas tun. Ich muss. Es gibt keinen klaren Weg. Ich werde nachdenken und nachdenken, und nichts wird richtig sein. Aber ich muss etwas tun. Und der Gedanke daran erscheint mir ebenso groß wie Gott. Was soll ich tun?

Rustys Geburtstag 19.03.2007 - Barbaras Tod 29.09.2008 - Die Wahl 04.11.2008

Kapitel 17

Nat, 2. September 2008

Meiner Meinung nach gondeln wir alle mehr oder weniger so vor uns hin, wie Autofahrer auf einem Highway. Jeder hat seine eigene Geschwindigkeit und sein eigenes Ziel, hört vielleicht Musik oder irgendeine Radiosendung, oder er telefoniert und

versucht ansonsten, möglichst niemandem in die Quere zu kommen. Und hin und wieder bist du so weit, dass du Lust hast, anzuhalten und jemanden einsteigen zu lassen. Und wer kann sagen, warum?

Ich weiß immer noch nicht, wann ich mich dermaßen in Anna verknallt habe. Ich fand sie gleich bei unserer ersten Begegnung toll, als sie bei meinem Dad angefangen hatte, aber damals war ich mit Kat zusammen, und nachdem wir uns getrennt hatten, verpasste meine Mutter dem Ganzen einen ordentlichen Dämpfer, indem sie wiederholt fragte, ob Anna denn wirklich zu alt für mich wäre. Und dann eines Tages im Sommer sah ich Annas Namen auf dieser Sammelmail wegen ihrer Wohnung, und ich dachte: Ja doch, schau's dir mal an. Und als wir dann draußen auf ihrem Balkon saßen, war ich völlig hingerissen von ihr, weil sie so toll war, intelligent und schön und witzig und ganz auf meiner Wellenlänge. Was zunächst keinesfalls auf Gegenseitigkeit beruhte. Ich legte mich mächtig ins Zeug. Und sie sagte Nein. Lieb und freundlich und alles. Aber Nein.

Das ist jetzt einen Monat her, ich bin bei der Arbeit und immer noch am Boden zerstört wegen Anna. Nicht mehr ganz so am Boden zerstört, weil ich einfach nicht so weit unten bleiben konnte, wie ich es die ersten zwei Wochen war. Wenn es mir schlecht geht, hab ich so eine Art, die es mir unmöglich macht, einfach auf Neustart zu drücken. Ich stürze ab und bleibe unten. Ich spule zurück. Und spiel alles von vorn ab. Und weine. Völlig unmännlich. Ich bin viermal am Tag von meinem Schreibtisch im Gericht aufgestanden und hab mich in einer Kabine auf dem Klo eingeschlossen und geheult. Dann fing ich an, mir Limits zu setzen. Einmal vormittags weinen und einmal nachmittags. Dann nur einmal während der Arbeitszeit und einmal zu Hause. Irgendwie war es schlimmer als meine Trennungen von Paloma und Kat. Und ich wusste, dass ich das Ganze nur deshalb im Kopf zur »perfekten Beziehung« aufbaute, weil sie nie real geworden ist. Sie ist ein platonisches Ideal. Ich bin bis über beide Ohren verliebt, aber eher in die Idee der Liebe als in irgendwas anderes. Aber vielleicht ist

das ja sogar noch schlimmer. Real oder nicht. Hoffnung ist etwas Erstaunliches. Hoffnung ist vielleicht das Wesentlichste im Leben. Hoffnung hält einen aufrecht. Und ohne sie bist du erledigt.

In dieser Verfassung befinde ich mich auch jetzt, als ich in die Anhörung am Obersten Bundesstaatsgericht gehe, um eine Akte abzugeben, die Max Handley, der den Fall als Referendar betreut, vergessen hat mitzunehmen. Und da ist sie. Seit einem Monat bilde ich mir mehrmals täglich ein, sie auf der Straße zu sehen, aber nur eine Sekunde lang, ehe ich merke, nein, schade, nein. Aber diesmal weiß ich, es ist Anna, obwohl ich sie nur von hinten sehe, obwohl sie eine andere Frisur hat, obwohl ich keinen Blick auf ihr Gesicht werfen kann, ich weiß es einfach. Sie sitzt am Tisch des Antragstellers und macht sich hektisch Notizen, während einer der älteren Partner ihrer Kanzlei eine Antragsbegründung vorträgt, die offensichtlich alle Richter kaltlässt. Der Mann wird sich eine Abfuhr holen, vielleicht sogar noch ehe er den Saal verlässt. Und als ich sie

sehe, bleibe ich so abrupt stehen, dass die Hälfte der Richter auf der Bank, die alle nach irgendeiner Ablenkung lechzen, zu mir rüberstarrt. Es ist so verdammt peinlich!

Also schleiche ich zu Richter Guinari und gebe ihm die Akte. Ich nehme mir vor, wieder rauszugehen, ohne dieselbe blöde Nummer abzuziehen. Augen nach vorne, Schultern gerade. Aber natürlich bin ich zu angeschlagen und ausgehungert, um nicht doch rüberzuschielen. Und dann, als ich hinschaue, sehe ich, danke Gott - ich sehe, danke Gott, es gibt einen Gott, das hab ich schon immer gewusst —, dass sie mich gesehen hat. Der Partner redet ungerührt weiter. Aber Anna hat aufgehört, sich Notizen zu machen. Sie tut gar nichts mehr, beobachtet mich bloß. Sie blinzelt nicht mal. Sie kann nicht wegsehen. Und ich sehe alles - es liegt in ihrem Blick. Sie hat genauso gelitten wie ich. Und sie gibt auf. Was auch immer sie dazu gebracht hat, Nein zu sagen, jetzt kann sie es nicht mehr. Sie gibt auf. Sie gibt nach. Gibt der Liebe nach. Es ist wie im Film! Wie

in Filmen aus den Vierzigerjahren! Es ist Kismet. Schicksal. Dharma.

Ich stolpere aus dem Saal, und kaum bin ich wieder an meinem Schreibtisch, greife ich zum Handy. Ich spreche ihr eine Nachricht auf die Mailbox und sage, dass ich nach Feierabend direkt zu ihrer Wohnung gehe und, wenn's sein muss, die ganze Nacht davor sitzen bleibe, bis sie mir Auge in Auge sagt, was sie will.

Und genau das tue ich auch.

Als sie nach Hause kommt, sitze ich auf der Eingangsstufe vor dem alten Gebäude. Ich wäre wirklich die ganze Nacht dort geblieben, aber tatsächlich bin ich erst fünfzehn Minuten da. Und sie setzt sich neben mich, sie legt ihren Arm auf meinen, sie legt ihren Kopf an meine Schulter, und wir weinen, wir weinen beide, und dann gehen wir rein. So einfach ist das. Lasst es euch von einem ehemaligen Philosophiestudenten gesagt sein. Jeder Mensch sehnt sich danach, das einmal sagen zu können: Das ist der glücklichste Moment

meines Lebens.

Rustys Geburtstag 19.03.2007 - Barbaras Tod 29.09.2008 - Die Wahl 04.11.2008

Kapitel 18

Tommy, 31. Oktober 2008

Das Polizeipräsidium war seit 1921 in der McGrath Hall untergebracht. Der rote Koloss mit Steinbögen über massiven Eichentüren und umlaufenden Zinnen auf dem Dach konnte glatt als mittelalterliche Festung durchgehen.

Brand, der noch immer in der Verhandlung war, hatte aus dem Gericht eine Nachricht über die Straße geschickt und Tommy gebeten, sich um halb eins mit ihm vor dem Bezirksgebäude zu

treffen, und der Mercedes hatte am Straßenrand gehalten und war so schnell wieder weitergefahren, dass es aussah wie eine Flucht. Brand schlängelte sich durch den Mittagsverkehr, als wäre er auf Koks. Tommy bekam einen Anruf vom FBI, und als er ihn beendete und wieder mit seinem Ersten Staatsanwalt sprechen konnte, waren sie schon durch das Sicherheitstor gefahren und parkten hinter dem Präsidium. »Warum sind wir hier?«, fragte er.

»Ich weiß es nicht«, sagte Brand. »Nicht genau. Aber an dem Tag, als Rusty anrief, um Barbaras Tod zu melden, hat die Polizei von Nearing sämtliche Packungen aus Barbaras Arzneischrank einfach in einen Plastikbeutel geworfen, anstatt gleich vor Ort Inventur zu machen. Also hab ich die Sachen am Mittwoch von Rory herschicken lassen, damit Dickerman sie mal unter die Lupe nimmt.«

»Okay, gute Idee «, sagte Tommy.

»Rorys Idee, um ehrlich zu sein.«

»Trotzdem eine gute Idee. Und was hat Dickerman rausgefunden?«

»Du stellst ganz schön schwere Fragen. Mo hat mir eine Nachricht hinterlassen, dass er ein paar interessante Ergebnisse hat. Er würde nicht >interessant< sagen, wenn es nichts wäre, aber ich konnte nicht nachfragen, weil ich den ganzen Tag im Gericht war. Trotzdem, ich wollte nicht, dass er irgendwas schriftlich macht. Das würde in dreißig Sekunden die Runde machen.«

»Schon wieder eine gute Idee«, sagte Molto.

Brand erklärte, dass sie zum Präsidium kommen mussten, weil Mo letzte Woche eine Kniegelenkoperation hatte und kaum laufen konnte. Jim fand es besser, wenn Tommy dabei war, um alles fragen zu können, was er wissen wollte. Auch das war keine schlechte Idee.

Eine von Mos Assistentinnen erwartete sie im Erdgeschoss an einer Hintertür. Sie trug einen Hexenhut aus Krepp und eine schwarze Zottelperücke.

»Süßes oder Saures«, sagte sie.

»Sehr schön«, sagte Brand. »Das frag ich mich auch jeden Morgen.«

Gemeinsam gingen sie über düstere Flure und betraten Mo Dickermans Reich. Mo Dickerman, alias der Fingerabdruckgott, war mit zweiundsiebzig der älteste Mitarbeiter der Polizei von Kindle County und unangefochten auch der angesehenste. Er war der führende Fingerabdruckexperte im Mittleren Westen, Autor einiger maßgeblicher Veröffentlichungen über verschiedene Techniken und häufiger Redner in Polizeiakademien rund um den Globus. Jetzt, da die Forensik im Fernsehen groß in Mode war, konnte man kaum einen Sender einschalten, ohne Mo in irgendeiner Dokushow über Verbrechensbekämpfung zu sehen, wie er seine große, schwarz gerahmte Brille wieder höher auf die Nase schob. In einem Department, das wie die meisten Polizeibehörden ständig in Kontroversen und oftmals auch Skandale verstrickt war, blieb Mo das einsame Symbol uneingeschränkter

Ehrbarkeit.

Außerdem war er oft eine Nervensäge. Der Spitzname Fingerabdruckgott war nicht nur bewundernd gemeint. Mo hielt seine eigenen Expertisen für gleichbedeutend mit der Heiligen Schrift und duldete noch nicht mal eine Unterbrechung. Machte jemand den Fehler, irgendeinen Einwurf zu wagen, so ließ Mo ihn zu Ende reden und fing dann einfach wieder von vorne an. Er war häufig ein schwieriger Zeuge, der sich weigerte, scheinbar offensichtliche Schlussfolgerungen zu ziehen. Und er war extrem unbeliebt bei der Polizeiführung, weil er sein öffentliches Ansehen schamlos ausnutzte und immer wieder mit Kündigung drohte, sollte sein Labor im Erdgeschoss des Präsidiums nicht mit den neusten technischen Errungenschaften ausgestattet werden. Dabei wurde das Geld manchmal dringender für kugelsichere Westen oder die Bezahlung von Überstunden gebraucht.

Mo kam ihnen an Krücken entgegengehumpelt, um sie zu begrüßen.

»Na, fit für den Twistwettbewerb?«, fragte Brand.

Mo war ein kantiger New Yorker mit vollem Haar, in dem nur einige wenige graue Strähnen zu sehen waren. Jetzt beugte er beide Ellbogen und wippte ein paar Zentimeter nach rechts und links. Brand bedankte sich herzlich dafür, dass Mo ihre Anfrage so schnell bearbeitet hatte, und Dickerman ging Hackend vor ihnen her ins Labor, ein halbdunkler Irrgarten von gedrängt stehenden Schreibtischen und Kartonstapeln und einigen freien Arealen für Mos sündhaft teure Geräte.

Er blieb vor seinem derzeitigen Lieblingsspielzeug stehen, einem Gerät zur Vakuum-Metallisierung von Spurenträgern. Die Chefs hatten sich einige Jahre gegen die Anschaffung gesträubt, weil sie weder der Bezirksverwaltung noch der Öffentlichkeit erklären wollten, warum sie eine Maschine brauchten, die latente Fingerabdrücke buchstäblich in Gold verwandelte.

Zu Tommys Zeiten als kleiner Staatsanwalt waren Fingerabdrücke lediglich Muster von

Schweißrückständen, die durch Ninhydrin oder andere Pülverchen sichtbar gemacht wurden. War der Abdruck getrocknet, konnte man meist einpacken. Doch seit den 1980er Jahren hatten Experten wie Mo Methoden entwickelt, um die Aminosäuren im Schweiß zu konservieren. Inzwischen war es manchmal sogar möglich, aus einem latenten Fingerabdruck DNS zu gewinnen.

Mos Gerät zur Vakuum-Metallisierung war eine etwa neunzig mal sechzig Zentimeter große Stahlkammer. Alles, was sie enthielt, kostete ein Vermögen - Molybdäntiegel zur Bedampfung; kombinierte Kreisel- und Diffusionspumpen, die in weniger als zwei Minuten ein Vakuum erzeugten; ein ultraschneller Polycold-Kryokühler, um den Feuchtigkeitsentzug zu beschleunigen; und ein Computer, der das Ganze steuerte.

Man legte einen Spurenträger in die Kammer und gab ein paar Milligramm Gold in die Molybdäntiegel. Nachdem die Pumpen ein Vakuum erzeugt hatten, wurden die Tiegel unter Hochstrom gesetzt, sodass das Gold verdampfte

und von den Fingerabdruckrückständen aufgenommen wurde. Anschließend wurde Zink verdampft, das aus chemischen Gründen nur in den Tälern zwischen den Papillarleisten anhaftete. Die gestochen scharfen Fotos der so gewonnenen goldenen Fingerabdrücke versetzten Geschworene stets in ehrfurchtsvolles Staunen.

Da Mo nun mal Mo war, ließ er es sich nicht nehmen, den gesamten Vorgang erneut zu erklären, obwohl sowohl Tommy als auch Brand den Vortrag schon öfter gehört hatten. Tags zuvor hatte Mo das Plastikfläschchen mit den Phenelzintabletten, die Rusty in der Apotheke abgeholt hatte, in die Kammer gegeben. Er hatte vier klare Abdrücke gewonnen, einen am oberen Rand, drei ziemlich weit unten. Das braune Tablettenfläschchen, das jetzt mit Gold überzogen war, lag in einem versiegelten Plastikbeutel auf einem Tisch neben dem Gerät.

»Von wem stammen die?«, fragte Tommy.

Mo hob einen mahnenden Finger. Er würde die

Frage dann beantworten, wenn er so weit war.

»Wir haben sie mit denen der Verstorbenen abgeglichen. Mit vorhersehbaren Problemen. Ich geige den Leuten in der Rechtsmedizin nun schon seit zwanzig Jahren die Meinung, aber die nehmen die Fingerabdrücke von Toten immer noch so, als würden sie den Boden wischen. Die rollen die Finger nicht ab, die ziehen sie.« Dickerman hielt die Fingerabdruckkarte hoch, die die Kriminaltechniker im Rahmen der Obduktion angelegt hatten. »Die Abdrücke von Mittelfinger und kleinem Finger der rechten Hand sind nicht mal ansatzweise identifizierbar.« Innerhalb der beiden Quadrate, auf die Mo zeigte, war bloß ein verwischter Tintenklecks zu sehen. Dickerman schüttelte in gelinder Verzweiflung sein längliches Haupt.

»Ich kann Ihnen jedenfalls kategorisch sagen, dass die vier Abdrücke auf dem Fläschchen, das ich untersuchen sollte, nicht zu acht von zehn Fingern von Mrs Sabich passen.«

»Aber sie könnten von Barbara stammen?«, fragte Brand.

»Der hier nicht«, sagte Mo und deutete auf den Abdruck unten am Fläschchen, der auf dem Foto am größten war, »weil der eindeutig von einem Daumen ist. Aber bis dahin konnte ich nicht sagen, ob einer der übrigen Abdrücke von Barbaras Mittelfinger oder vielleicht sogar dem kleinen Finger stammte.«

»Und jetzt?«, fragte Tommy. Brand trat hinter Dickerman und schlug die Augen gen Himmel. Ihm ging Mos Egotrip auf die Nerven.

»Also hab ich in einem nächsten Schritt versucht festzustellen, von wem die Abdrücke waren. Ich ging davon aus, dass ihr irgendwen im Sinn hattet, aber Jim und Rory wollten keine Namen nennen. Also haben wir die Abdrücke durchs AFIS laufen lassen«, sagte Mo. Er meinte ein Computersystem, in dem alle Fingerabdrücke, die während der letzten Jahrzehnte im Bezirk genommen wurden, gespeichert waren. Mo legte die

Fingerabdruckkarten hin, die aus seinem eigenen Archiv herausgesucht worden waren. Auf einer waren die Abdrücke, die Rusty Sabich vor fünfunddreißig Jahren bei seinem Dienstantritt für den Bezirk abgenommen worden waren. Die anderen hatte man ihm abgenommen, als Sabich angeklagt wurde. »Alle vier Abdrücke auf dem Fläschchen stammen von ihm.« Mo berührte die Karten, als wäre jede einzelne ein Fetisch. »Ich hab Rusty immer gemocht«, fügte er hinzu, als wäre es ein Nachruf.

Jims Lächeln war dezent, beherrscht. Er hatte es immer gewusst. Das würde Tommy ihm jedes Mal zugestehen müssen, wenn sie in den kommenden Jahren über den Fall sprachen.

»Und woher wissen wir, dass Sabich das Fläschchen nicht einfach aus der Packung genommen hat, um seiner Frau zu helfen?«, fragte Tommy.

Die Frage beantwortete Brand. Er hatte die Unterlagen dabei, die Rory zwei Tage zuvor mit in

Wallachs Gerichtssaal gebracht hatte.

»Die Quittung war für zehn Tabletten ausgestellt. Aber als die Cops die Flasche mitnahmen, waren nur noch sechs drin.« Er nahm den Plastikbeutel mit dem Fläschchen, der neben Mos kostbarer Apparatur lag, und zeigte Tom die sechs orangefarbenen Tabletten darin. »Also hat jemand vier rausgenommen«, sagte er, »und gerade haben wir gehört, dass nur die Abdrücke des Richters drauf sind.«

»Könnte sie das Fläschchen angefasst haben, ohne Abdrücke zu hinterlassen?«, fragte Molto.

Dickerman schmunzelte. »Sie kennen die Antwort, Tom. Klar. Aber die Vakuum-Metallisierung ist die präziseste Methode zum Auffinden von Fingerabdrücken, die es je gab. Und wenn ich Jim richtig verstehe, müsste sie das Fläschchen viermal angefasst haben, ohne Abdrücke zu hinterlassen. Wir sind dabei, auch andere Behältnisse aus dem Arzneischrank zu untersuchen. Bislang sind ihre Fingerabdrücke auf acht von den neun, die wir

getestet haben. Auf dem neunten sind die Abdrücke verwischt.«

»Könnten sie von ihr sein?«

»Möglich. Es gibt einige Vergleichspunkte, aber anscheinend hat noch jemand anderes das Fläschchen berührt, was die DNS-Bestimmung schwierig macht, die Unterscheidung der Allele.«

»Ein Verteidiger könnte schwerlich behaupten«, sagte Brand, »dass sie das Phenelzin angerührt hat, wenn ihre Fingerabdrücke auf jedem anderen Fläschchen sind, nur nicht auf diesem.«

Dickerman begleitete Brand und Molto zurück zu demselben Hintereingang, durch den sie hereingekommen waren. Tommy hatte noch immer keine Lust, den Dutzenden von Polizisten zu begegnen, die in den oberen Etagen herumliefen und mit Sicherheit fragen würden, was denn der Oberstaatsanwalt hier unten zu suchen hatte. An der Tür bedankte Brand sich erneut bei Dickerman und besprach noch rasch die nächste Runde von Untersuchungen, während

Tommy schon hinaus in den beißenden Wind trat und über das soeben Gehörte nachdachte. Der stahlgraue Himmel, der in den kommenden sechs Monaten in Kindle County vorherrschen würde, als hätte sich ein gusseiserner Deckel über die Tri-Cities gelegt, sank tiefer.

Er hatte es wieder getan. Dieser Satz, dieser Gedanke zog sich durch Tommy wie eine gedämpft angeschlagene Klaviernote. Rusty hatte es wieder getan. Der Mistkerl hatte es wieder getan. Von wegen »Gebranntes Kind«. Während Tommy dastand, stürmten so viele Gefühle auf ihn ein, dass er sie kaum ordnen konnte. Er war wütend, klar. Tommy hatte schon immer schnell Wut empfunden, wenngleich mit zunehmendem Alter immer weniger. Und doch war sie ihm vertraut, ja sogar unerlässlich, so wie ein Feuerwehrmann sich am natürlichsten fühlte, wenn er in ein brennendes Haus eindrang. Aber auch der Gedanke an späte Bestätigung drängte sich auf. Er hatte gewartet. Und Rusty hatte sein wahres Gesicht gezeigt. Wenn das alles vor Gericht

bewiesen wurde, was würden die Leute dann zu Tommy sagen, die Leute, die jahrzehntelang auf ihn herabgeblickt hatten, als wäre er ein wild gewordener Gesetzeshüter, der allzu leicht davongekommen war, so wie brutale Cops oft ungeschoren davonkamen?

Aber während Tommy in der Kälte stand und mit den Füßen stampfte, kam ihm zwischen all diesen vorhersehbaren Reaktionen eine ganz eigenartige Erkenntnis. Wenn er nicht mit Dominga hätte zusammen sein können, was hätte er dann getan? Hätte er gemordet? Es gab nichts im Leben, was Menschen sich sehnsüchtiger wünschten als Liebe. Der Wind wurde heftiger und schnitt durch Tommy hindurch mit der eisigen Geradlinigkeit eines Messerstichs. Aber er verstand: Rusty musste diese junge Frau geliebt haben.

Rustys Geburtstag 19.03.2007 - Barbaras Tod 29.09.2008 - Die Wahl 04.11.2008

Kapitel 19

Anna, 24-25. September 2008

Ich bin in Nat verliebt. Ich bin wirklich verliebt. Endlich. Mit Haut und Haaren. Früher habe ich oft gedacht, ich wäre kurz davor, aber wenn ich jetzt morgens aufstehe, überfällt mich jedes Mal ein unwirkliches Staunen. Seit dem Tag, als er im Obersten Gericht auftauchte, sind wir praktisch unzertrennlich und haben seitdem jede Nacht zusammen verbracht, außer einer, als ich dienstlich nach Houston musste. Die Finanzkrise, die die Anwaltskanzleien schwer getroffen hat und mich in klaren Momenten um meinen Job bangen lässt, war bis jetzt ein Segen, weil ich dadurch meistens um fünf Uhr abends Feierabend machen kann. Wir kochen zusammen. Wir lieben uns. Und wir reden stundenlang miteinander. Alles, was Nat sagt, bereitet mir Freude. Oder rührt mich. Oder bringt mich zum Lachen. Wir schlafen

frühestens um zwei oder drei Uhr nachts ein, und morgens kann ich mich kaum aus dem Bett schleppen, um zur Arbeit zu gehen. Von der Tür aus blicke ich ihn streng an und sage: »Wir müssen damit aufhören, heute Nacht müssen wir mal früher schlafen.«

»Hast recht«, sagt er. Und ich sehne mich den ganzen Tag, bis ich zu ihm zurückkehren kann, und dann beginnt der ganze, herrliche schlaflose Kreislauf von vorne.

Am Ende der ersten Woche ist Nat bei mir eingezogen, und wir haben nie ernsthaft darüber diskutiert, wo er ab dem kommenden Monat wohnen wird. Er wird mit mir zusammenleben. Es ist so, wie alle immer gesagt haben: Wenn es passiert, wirst du es wissen.

Dennis hat mich gefragt - das ist schließlich seine Aufgabe -, ob die schiere Unmöglichkeit der Situation etwas damit zu tun hat, ob ich mich nur deshalb so darauf einlassen konnte, weil ich weiß, dass ich es nicht tun sollte, und weil die

Katastrophe schon irgendwo lauert. Ich kann das nicht beantworten. Es ist mir egal. Ich bin glücklich. Und Nat auch.

Mein Plan im Hinblick auf Rusty war gar kein Plan, außer dass ich ihn zumindest vorgewarnt habe. Als er da auf der Bank im Dulcimer saß, wurde er beängstigend wütend. Ich hatte damit gerechnet, nicht dass ich es mir gewünscht hätte, wie er meinte, sondern weil ich immer schon einen brodelnden Kern hinter der wortkargen Fassade vermutet habe. Aber mit der Zeit werden wir uns beide an diese verrückte Wendung der Dinge gewöhnen. Wir haben nämlich etwas Wesentliches gemeinsam. Wir lieben Nat.

Bis dahin habe ich mir vorgenommen, mich von Rusty fernzuhalten, was nicht so leicht ist, wie ich gehofft hatte. Barbara ruft Nat jeden Tag an. Meistens geht er ran und erzählt ihr dann so wenig wie möglich. Die Gespräche sind kurz und überwiegend praktischer Natur - Sonderangebote im Supermarkt, die ihn interessieren könnten, Neuigkeiten über die Familie und den Wahlkampf,

Fragen nach seiner Jobsuche oder seinen Plänen für eine Wohnung ab Ende des Monats. Letzteres bedeutet, dass er ihr früher oder später von mir erzählen muss. Er hat mich gewarnt, dass ihm nichts anderes übrig bleiben wird, weil seine Mutter offenbar die Hoffnung hegt, dass er wieder zu seinen Eltern zieht. Trotzdem flehe ich ihn an, noch zu warten.

»Warum?«

»Ach Nat. Ist das nicht ein bisschen viel auf einmal? Du erzählst ihr in einem Atemzug, dass wir ein Paar sind und zusammenleben? Sie wird das verrückt finden. Kannst du ihr nicht einfach sagen, du ziehst zu irgendeinem Freund?«

»Du kennst meine Mutter nicht. >Was ist das für ein Freund? Was macht er? Wo ist er aufgewachsen? Wo zur Schule gegangen? Was für Musik hört er gern? Hat er eine Freundin?< Ich meine, ich käme keine Minute damit durch.«

Also haben wir beschlossen, dass er es ihr erzählt. Ich bestand darauf, bei dem Telefonat dabei zu

sein, damit ich seinen Teil des Gesprächs mithören konnte, aber ich drückte das Gesicht in eins von meinen Sofakissen, als er sich selbst als >Liebeszombie< bezeichnete.

»Sie ist begeistert«, sagte er, nachdem er aufgelegt hatte. »Total begeistert. Sie hat uns zum Dinner eingeladen.«

»O Gott, Nat. Bitte nicht.«

An der Art, wie sich seine Brauen zusammenzogen, merkte ich, dass er meine Vehemenz bezüglich seiner Eltern allmählich eigenartig fand.

»Aber du kennst sie doch schon.«

»Es wäre komisch, Nat. Jetzt. Wo das mit uns beiden noch so frisch ist. Findest du nicht, wir sollten erst mal mit normalen Leuten Umgang pflegen? Ich bin noch nicht so weit.«

»Ich finde, wir sollten es hinter uns bringen. Sie wird mich jetzt jeden Tag fragen. Mach dich drauf gefasst.«

Und tatsächlich. Er sagte jedes Mal ab, mit den üblichen Entschuldigungen, seine Arbeit oder meine. Aber von Tag zu Tag wurde mir die seltsame Symbiose zwischen Nat und seiner Mom immer deutlicher. Barbara schwebt über seinem Leben wie ein fordernder Geist, der keine eigene irdische Präsenz hat. Und er hat das Bedürfnis, sie zufriedenzustellen. Sie möchte uns gemeinsam sehen, aber es fällt ihr schwer, das Haus zu verlassen. Also müssen wir zu ihr.

»Du könntest einfach Nein sagen«, erklärte ich ihm letzte Woche.

Er lächelte. »Versuch du das mal«, antwortete er, und tatsächlich hielt er mir am nächsten Abend das Handy hin. »Sie möchte mit dir sprechen.«

Verdammt, sagte ich lautlos. Es war ein kurzes Gespräch. Barbara erging sich darin, wie wunderbar das alles sei, wie froh Rusty und sie seien, dass Nat und ich einander offenbar so viel bedeuteten. Ob wir nicht zu ihnen kommen und sie beide nur einen Abend lang an unserem Glück

teilhaben lassen könnten? So wie viele intelligente Menschen mit Problemen versteht auch Barbara sich ausgezeichnet darauf, dich in die Ecke zu drängen. Mir blieb kaum etwas anderes übrig, als Ja zu sagen, und wir einigten uns auf den Sonntag in einer Woche.

Hinterher hielt ich mir den Kopf.

»Ich versteh das nicht«, sagte er. »Du bist doch sonst so locker. Miss Soziale Kompetenz. Seit anderthalb Jahren drängt mich meine Mom, ich soll mich mit dir verabreden. Du bist meine erste Freundin, mit der sie einverstanden ist. Sie fand Kat merkwürdig und meinte, Paloma hätte einen schlechten Einfluss auf mich.«

»Aber wie sieht das dein Dad, Nat? Meinst du nicht, dass das für ihn ziemlich komisch ist?«

»Meine Mom sagt, er ist total einverstanden und freut sich.«

»Hast du auch schon selbst mit ihm geredet?«

»Er hat nichts dagegen. Glaub mir. Er hat nichts

dagegen.«

Aber ich kann mir nicht vorstellen, dass Barbaras Begeisterung über Nat und mich oder die Vorstellung, uns zusammen zu sehen, bei Rusty etwas anderes auslöst als Panik. Meine Furcht bestätigt sich, als ich heute in der Kanzlei bei der Durchsicht meiner privaten E-Mails zwei Mails mit Rustys Adresse sehe, und mir bleibt fast das Herz stehen. Als ich die Nachrichten öffne, sind es seltsamerweise zwei Empfangsbestätigungen für Mails, die ich ihm im Mai 2007 geschickt habe, vor sechzehn Monaten.

Ich brauche eine Weile, bis ich dahinterkomme. Während meiner Zeit mit Rusty buchte ich immer für uns die Hotelzimmer, weil er seine Kreditkarte nicht benutzen konnte. Die Onlinebuchung leitete ich dann an ihn weiter mit der Bitte um Empfangsbestätigung, damit ich wusste, dass er die Nachricht erhalten hatte, und er nicht extra antworten musste. Oft schickte ich mehrere solcher Nachrichten hintereinander - die ursprüngliche Reservierung, eine Erinnerung am jeweiligen

Morgen und dann eine letzte E-Mail mit der Zimmernummer, sobald ich eingecheckt hatte. Da ich die Empfangsbestätigungen erhielt, wusste ich, dass er oft nur die letzte Mail öffnete, die er sich auf dem Weg zum Hotel auf seinem Black-Berry anschaute, ohne die übrigen Mails lesen zu müssen, wenn andere in der Nähe waren.

Die beiden Empfangsbestätigungen, die ich heute bekommen habe, betreffen solche E-Mails, die im letzten Jahr ungeöffnet blieben. Zuerst fasse ich das als eine Art perverses Stalking auf, als einen Versuch, mich daran zu erinnern, wo wir beide vor nicht allzu langer Zeit noch waren. Doch nachdem ich eine Stunde darüber nachgedacht habe, wird mir klar, dass er wahrscheinlich gar nicht weiß, dass diese Nachrichten bei mir ankommen. Wenn man eine E-Mail öffnet, deren Absender um eine Empfangsbestätigung bittet, öffnet sich ein kleines Fenster und weist darauf hin, dass eine entsprechende Mitteilung verschickt wird. In dem Fenster kann man auch ein kleines Kästchen anklicken mit dem Text: »Diese Nachrieht nicht

mehr anzeigen.« Wahrscheinlich hatte er sich vor langer Zeit für diese Option entschieden. Gegen Abend befinde ich, dass es möglicherweise eine positive Erklärung dafür gibt: Rusty tut endlich das, was er schon vor sechzehn Monaten hätte tun sollen, und löscht alle meine Mails. Es ist ein Zeichen dafür, dass er die Vergangenheit begräbt, dass er Nat und mich akzeptiert.

Am nächsten Morgen um zehn Uhr sind schon wieder drei Mails eingetroffen. Zu meinem Entsetzen wird mir klar, dass die Empfangsbestätigungen nicht verschickt würden, wenn er die Mails einfach nur löschen würde. Sie sollen ja schließlich belegen, dass die Mails gelesen wurden. Es ist eine verstörende, ja unerträgliche Vorstellung, wie Rusty in seinem Amtszimmer sitzt und all diese Details noch einmal durchlebt. Und so entschließe ich mich wohl oder übel, ihn zur Rede zu stellen, greife prompt zum Telefon und wähle seine Durchwahl. Es klingelt, doch statt Rusty meldet sich seine Assistentin Pat.

»Anna!«, ruft sie, als sie meinen Namen hört. »Wie

geht's dir denn? Man sieht dich ja überhaupt nicht mehr.«

Nachdem wir ein paar Nettigkeiten ausgetauscht haben, sage ich ihr, dass ich in einem unserer Fälle eine Frage an den Richter habe, und bitte sie, mich mit ihm zu verbinden.

»Ach, tut mir leid, der ist den ganzen Morgen im Gerichtssaal. Schon seit über einer Stunde. Die haben heute eine Anhörung nach der anderen. Wahrscheinlich kommt er erst nach halb eins wieder.«

Ich habe die Geistesgegenwart, Pat zu sagen, dass ich dann eben meinen Referendarskollegen Wilton anrufen werde, aber als ich auflege, bin ich zu panisch und zu durcheinander, um auch nur die Hand vom Hörer zu nehmen. Ich sage mir, dass ich mich irre, dass es eine andere Erklärung geben muss. Ich gehe noch einmal auf meinem Bildschirm die Empfangsbestätigungen durch, aber alle drei wurden vor weniger als einer halben Stunde von Rustys Adresse versandt, als er, wie

Pat sagt, im Gerichtssaal war und keinen Zugang zu seinem Computer hatte.

Und dann kommt sie, die schreckliche Erkenntnis. Die Katastrophe, die immer im Anzug war, ist eingetreten. Es ist jemand anderes. Irgendwer geht systematisch die gespeicherten Beweise für meine Treffen mit Rusty durch. Die Hotels. Die Daten. Eine atemlose Sekunde lang fürchte ich das Schlimmste und denke, es ist Nat. Aber er war gestern Abend wie immer, zärtlich und unglaublich liebevoll, und er ist zu offenherzig, um so eine Entdeckung zu überspielen. Bei seinem Charakter wäre er jetzt einfach weg.

Aber meine Erleichterung ist kurzlebig. Dann erkenne ich die Wahrheit mit einer absoluten Gewissheit, die mein Herz zu Stein werden lässt. Es gibt nur eine Person, die die Möglichkeit hat, Rustys E-Mail-Konto einzusehen, und die Zeit hat, diese mühselige Kontrolle durchzuführen.

Sie weiß es.

Barbara weiß es.

Rustys Geburtstag 19.03.2007 - Barbaras Tod 29.09.2008 - Die Wahl 04.11.2008

Kapitel 20

Tommy, 31. Oktober 2008

Nach ihrem Treffen mit Dickerman im Präsidium sprachen Tommy und Brand kein Wort miteinander, bis sie wieder im Mercedes saßen.

»Wir müssen an seinen Computer zu Hause«, sagte Brand dann. »Das ist die einzige echte Chance, diese Kleine zu finden. Ich möchte heute einen Durchsuchungsbeschluss ausstellen. Und wir müssen sofort den Sohn vernehmen und ihn fragen, was zwischen seiner Mom und seinem Dad los war.«

»Das gibt Schlagzeilen, Jimmy. Er wird die Wahl verlieren.«

»Na und? Wir tun nur unsere Arbeit«, sagte Brand.

»Nein, verdammt noch mal«, sagte Tommy. Er verstummte und rang um Beherrschung. Brand hatte ausgezeichnete Arbeit geleistet; er hatte richtiggelegen und Tommy falsch. Es gab keinen Grund, wütend auf ihn zu werden, weil er vorpreschen wollte. »Ich weiß, du denkst, das ist ein perfider, pathologischer, perverser Kerl, ein Serienkiller, der da auf seinem Thron zur Rechten Gottes sitzt, und ich versteh dich, aber denk nach. Denk nach. Wenn du Rusty den Sitz im Obersten Gericht versaust, spielst du der Verteidigung in die Hände.«

»Der Scheiß mit dem rachsüchtigen Staatsanwalt? Ich hab dir schon gesagt, wie du den widerlegen kannst.«

Er meinte die DNS, die Untersuchung der Spermaspuren aus dem ersten Prozess.

»Das machen wir als Nächstes«, sagte Tommy.

»Ich dachte, du bist gegen einen Gerichtsbeschluss.«

»Wir brauchen keinen Gerichtsbeschluss«, sagte Tommy.

Brand sah seinen Boss forschend an, dann drückte er den Startknopf des Wagens und steuerte den Mercedes in den fließenden Verkehr. Auf der Straße unweit vom Polizeipräsidium wurden gerade sechs Kinder nach dem Mittagessen von zwei Müttern zurück zur Grundschule gescheucht. Alle waren verkleidet. Zwei der kleinen Jungs trugen Anzug und Krawatte und Barack-Obama-Masken.

Das, was Tommy seinem Ersten Staatsanwalt nun erklären würde, war ihm zum ersten Mal vor zehn Jahren eingefallen. Damals war er zurück zu seiner Mutter gezogen, um sie in ihren letzten Lebensjahren zu versorgen. Ihre Geräusche - meistens der durch das Emphysem verursachte Husten - weckten ihn oft auf der Liege im

Esszimmer, die ihm als Bett diente. Wenn sie sich beruhigt hatte, dachte Tommy über alles nach, was in seinem Leben falsch gelaufen war, wahrscheinlich um sich selbst einzureden, dass er fähig wäre, auch diesen Verlust zu überstehen. Er ließ die tausend Kränkungen und unverdienten Beleidigungen Revue passieren, die er ertragen hatte, und so dachte er dann und wann auch an den Prozess gegen Sabich. Er wusste, dass eine DNS-Untersuchung zur Befriedigung aller abklären würde, ob Rusty reingelegt worden war oder tatsächlich ungestraft einen Mord begangen hatte. Und er hatte es verlockend gefunden, darüber nachzudenken, wie eine solche Untersuchung veranlasst werden könnte. Doch am nächsten Tag nahm er wieder davon Abstand. Neugier war gefährlich. Adam, Eva, Äpfel und so weiter. Manche Dinge sollte man einfach nicht herausfinden. Er ließ sich den Plan noch einmal durch den Kopf gehen, dann erläuterte er ihn Brand.

Wie in den meisten Staaten gab es auch in diesem

ein Gesetz, das die Erstellung einer DNS-Datenbank vorschrieb. Biologisches Beweismaterial, das im Zusammenhang mit Sexualdelikten sichergestellt worden war, musste in dieser Datenbank erfasst und aufgeschlüsselt werden. Rusty war nur wegen Mordes angeklagt worden, nicht wegen Vergewaltigung, aber die Staatsanwaltschaft hatte die Theorie vertreten, dass Carolyn möglicherweise auch vergewaltigt worden war. Daher konnte die Polizei ohne Gerichtsbeschluss oder eine andere Form der Genehmigung die Blut- und Spermaproben von Rustys erstem Prozess aus dem Kühlraum der Rechtsmedizin holen und sie morgen testen. Im wahren Leben hatten die Cops natürlich schon alle Hände voll zu tun mit den gesammelten Beweisen aktueller Fälle und keine Zeit, sich auch noch mit Fällen zu befassen, die vor zwei Jahrzehnten mit Freispruch geendet hatten. Aber das Gesetz galt nun mal und war ohne Zeitlimit anwendbar, was bedeutete, dass Rusty hinsichtlich dieser alten Proben keinen Anspruch auf Wahrung der Privatsphäre hatte. Falls die Ergebnisse ihn

belasteten, konnte er im Prozess schimpfen und toben, soviel er wollte, es würde ihm nichts nützen. Zur besseren Tarnung konnte Brand den Kriminaltechnikern sagen, sie sollten alle Proben aus den Jahren vor 1988 an die Polizei übergeben, und zwar die ältesten zuerst, da die am ehesten vom Zerfall bedroht waren.

Brand war begeistert. »Wir können sofort starten«, sagte er. »Gleich morgen. Schon in ein paar Tagen könnten wir die Ergebnisse haben.« Er durchdachte die Sache noch einmal. »Das ist super«, sagte er. »Und wenn er Dreck am Stecken hat, können wir die schweren Geschütze auffahren, nicht? Durchsuchungsbeschluss für seinen Computer? Zeugenvernehmungen? Richtig? Ende der Woche können wir loslegen. Müssen wir ja, nicht? Da kann keiner mehr einen Aufstand machen. Das ist super«, sagte Brand. »Einfach super!« Er warf während der Fahrt seinen schweren Arm um Molto und schüttelte ihn.

»Jimmy, du liegst falsch«, sagte Tommy leise. »Das wäre schlecht.«

Der Erste Staatsanwalt wich zurück. Darüber hatte Tommy in der letzten Woche einige schlaflose Nächte lang nachgedacht.

»Jimmy, es gibt hier zwei Möglichkeiten. Die eine ist schlecht, die andere noch schlechter«, sagte Tommy. »Falls die DNS nicht übereinstimmt, sind wir im Eimer. Endgültig. Schluss, aus. Richtig?«

Brand betrachtete Molto mit einem Gesichtsausdruck, der schwer zu deuten war, aber er schien zu wissen, dass Tommy nur ungern weitersprach.

»Es reicht nicht, Jimmy. Nicht bei der Geschichte. Ehe wir zum Labor rennen, musst du dir klarmachen, dass es um alles oder nichts geht.«

»Herrje«, sagte Brand und fing an, die gesamte Beweislage noch einmal durchzugehen, doch Tommy unterbrach ihn.

»Jimmy, du hattest von Anfang an recht. Er ist ein durchtriebener Hund. Aber falls wir praktisch beweisen, dass er den ersten Mord nicht begangen

hat, können wir heute keine Anklage erheben. Dann wären wir bloß zwei rachsüchtige Arschlöcher, die eine unliebsame Wahrheit einfach nicht akzeptieren wollen. Im Gerichtssaal und davor würde sich alles nur um meine fixe Idee drehen. Dieser Fall ist papierdünn. Und falls wir auch noch einräumen müssen, dass Rusty schon einmal von derselben Behörde fälschlich beschuldigt wurde, plus die Tatsache, dass er Chefrichter am Berufungsgericht ist, für den alle außer Gott als Leumundszeugen auftreten, kriegen wir niemals einen Schuldspruch. Also müssen wir jetzt herausfinden, was die DNS ergibt. Denn wenn sie ihn im ersten Fall entlastet, dann ist hier und jetzt eindeutig Schluss.«

Brand starrte auf die Straße, wo der Verkehr dichter wurde, je näher sie der Innenstadt kamen. Ganz Kindle County war in Feierstimmung. Die Büroangestellten, die Mittagspause machten, trugen alle möglichen Kostüme. Fünf Männer, die wie unterschiedliche Mitglieder der Village People verkleidet waren, gingen mit Hamburgern in der

Hand spazieren.

»Wieso sollten denn entlastende DNS-Ergebnisse überhaupt als Beweise zugelassen werden?«, fragte Brand. »Selbst wenn sie ihn in dem Fall vor zwanzig Jahren entlasten, na und? Okay, dann haben wir eben falschgelegen. Die Motive der Anklagevertretung sind irrelevant.«

»Aber nicht die des Angeklagten. Du willst einen Indizienprozess führen und behaupten, der Mann wäre das Risiko eingegangen, seine Frau abzumurksen? Denkst du etwa, er hätte nicht das Recht zu zeigen, dass er einmal wegen eines Mordes vor Gericht stand, den er nicht begangen hat? Und wird dadurch nicht höchst unwahrscheinlich, dass er zwanzig Jahre später ein solches Risiko eingeht?«

»Scheiße, dem Mistkerl trau ich alles zu. Vielleicht wird es dadurch sogar noch wahrscheinlicher. Der Mann kennt das System in- und auswendig. Vielleicht ist er so clever und denkt sich, dass wir ihm wegen des ersten Prozesses nicht mehr ans

Leder können. Vielleicht rechnet er sich aus, dass ihm die DNS Rückendeckung für diesen Mord gibt.«

»Und damit hätte er recht«, sagte Tommy zu Brand. Vor einer Ampel starrten sie einander an, bis Brand schließlich wegschaute, um einen Blick auf seine Uhr zu werfen. Er fluchte, weil er zu spät dran war. Molto erwog, ihm anzubieten, für den Mercedes einen Parkplatz zu suchen, aber Jim war im Augenblick zu aufgewühlt für Scherze.

»Wir beweisen ihm den ersten Mord«, sagte Brand. »Ich wette um fünfzig Mäuse, dass wir ihm die Sache beweisen.«

»Und das wäre die noch schlechtere Möglichkeit«, entgegnete Tommy. »Das Beste, was uns passieren könnte, wäre, einen Vorwand dafür zu finden, die Finger von dem Fall zu lassen. Richtig schlecht wäre, wenn sich rausstellt, dass das vor zwanzig Jahren tatsächlich Rustys Sperma war. Wenn er nämlich der Täter war, dann geht es nicht darum, ob wir den Fall heute gewinnen können. Dann

müssen wir ihn gewinnen. Mit dem Wissen, dass er ein zweifacher Mörder ist, können wir nicht zulassen, dass er im Obersten Gericht sitzt. Das können wir einfach nicht.«

»Genau meine Rede. Aber das wird ja auch jeder verstehen. Dann wissen alle, dass wir keine Gespenster jagen.«

»Aber wir werden verlieren. Das ist ja das Allerschlimmste dabei. Wir haben einen Fall, den wir vor Gericht bringen müssen und den wir verlieren werden. Weil die DNS nämlich niemals als Beweis zugelassen wird, wenn wir sie vorlegen. Niemals. Das ist eine Einbahnstraße. Er wurde freigesprochen. Wir können die alten Beweise nicht mehr gegen ihn verwenden. Das wäre absurd, außer der alte Fall kommt neu vor Gericht, und das kriegen wir bei keinem Richter durch. Außerdem gab es gegen Ende des Prozesses so viele Fragen zu der Spermaprobe, dass neun von zehn Richtern sie heute ohnehin als Beweis ablehnen würden. Falls die DNS gut für Rusty ist, wird sie zugelassen. Und falls sie ihn als Mörder

überführt, bleibt sie draußen. Der Fall ist und bleibt also dünn, selbst mit der DNS. Wir müssen schon die Daumen drücken, dass die Anklage nicht abgelehnt wird, weil wir zu wenig in der Hand haben, um zu beweisen, dass überhaupt ein Mord begangen wurde.«

»Nein.« Brand schüttelte heftig den Kopf auf seinem dicken Hals. »Ausgeschlossen. Du willst dich nur absichern, Boss. Das machen wir alle.«

»Nein, Jimmy. Du hast es selbst gesagt. Der Mann ist clever. Sehr clever. Falls er sie getötet hat, dann hat er alles ganz genau durchdacht. Und er hat sich überlegt, wie er es machen kann und wieder ungeschoren davonkommt. Und das wird er.«

Sie waren am Gericht angekommen. Endlich sah Brand Tommy an und sagte: »Das wäre wirklich schlecht.«

Rustys Geburtstag 19.03.2007 - Barbaras Tod 29.09.2008 - Die Wahl 04.11.2008

Kapitel 21

Nat, 28. September 2008

Man lebt erst dann richtig in einer Beziehung, wenn man anfängt, die Macken des jeweils anderen zu sehen - so wie ich manchmal eine volle Stunde kein Wort rausbringe, wenn ich mit meinen Eltern zu tun hatte, oder wie sie völlig ausrastet, wenn ich Ray Horgan auch nur erwähne, diesen alten Sack, mit dem sie mal was hatte. Manchmal dauert es eine Weile, bis man die kleinen verrückten Winkel entdeckt, die jeder Mensch gern verbirgt. Ich war schon fast ein Jahr mit Kat zusammen und machte mir schon manchmal Sorgen, dass sie einfach zu normal für mich war, als sie eines Morgens aus dem Bett aufstand und über Schmerzen im Knie klagte. Als ich sie fragte, wie sie sich verletzt hatte, sah sie mich todernst an

und sagte: »In einem meiner früheren Leben war ich ein Kreuzfahrer und hab einen Schlag mit einer Keule abbekommen.« An so einem Punkt geht es nur noch darum, wie gut der Mist, den man mit sich selbst rumschleppt, zu ihrem Mist passt. Kann man sich trotzdem noch gegenseitig ernst nehmen und auf einer Wellenlänge bleiben?

Mein Leben mit Anna war bis jetzt, ungelogen, ziemlich paradiesisch, aber es gibt etwas, worauf sie schon den ganzen Monat völlig durchgeknallt reagiert, und das sind meine Eltern. Ich glaube, die erdrückende Art, die meine Mutter manchmal mir gegenüber an den Tag legt, nervt Anna fast so sehr wie mich, und außerdem scheint sie verunsichert, was ihr Verhältnis zu meinem Dad angeht. Vielleicht fürchtet sie, in seinen Augen immer nur eine Untergebene zu bleiben. Insgeheim frage ich mich auch, ob ihre Affäre mit Ray irgendwas damit zu tun hat. Ich vermute, sie geht davon aus, dass mein Vater Bescheid weiß, und das ist ihr peinlich, weil er sie bestimmt für vernünftiger gehalten hätte als Horgan, über den sie inzwischen

vollends hinweg zu sein scheint.

Aus all diesen Gründen bekam Anna fast einen Anfall, als ich ihr sagte, ich müsste meiner Mom von uns erzählen, weil sie mich mit Fragen löcherte, wo ich denn ab kommenden Monat wohnen wollte. Und als ich Anna sagte, dass meine Mom uns zum Dinner eingeladen hatte, fragte ich mich wirklich einen Moment, ob ich den Notarzt rufen sollte. Schließlich verlangte meine Mom, die eine unwiderstehliche Kraft sein kann, Anna am Telefon zu sprechen, und trieb sie genauso in die Enge, wie sie mich immer in die Enge treibt; aber selbst nachdem Anna einwilligte, scheint die Vorstellung für sie fast unerträglich.

Letzten Donnerstagabend, nur wenige Tage vor unserer Verabredung mit meinen Eltern, kam ich von der Arbeit, und sie war schon zu Hause. Neben ihr lag eine Packung Zigaretten, und im Aschenbecher waren mindestens acht Kippen. Dabei ist es ein Nichtraucherhaus.

»Was ist?«, fragte ich und bekam keine Antwort.

Sie saß wie erstarrt am Küchentisch. Als ich mich auf den Stuhl neben ihr setzte, ergriff sie meine beiden Hände.

»Ich liebe dich so sehr«, sagte sie. Sie bekam die Worte kaum heraus.

»Ich liebe dich auch«, antwortete ich. »Was hast du denn?« Sie sah mich fassungslos an, erforschte lange mein Gesicht, während ihr Tränen wie Juwelen aus den grünen Augen quollen. »Ich wünsche mir so so so sehr, dass das mit uns gut geht«, sagte sie. »Ich würde alles dafür tun.«

»Es wird gut gehen«, beruhigte ich sie, was aber anscheinend nicht viel nützte. Ein paar Tage lang wirkte sie ein wenig ruhiger, aber heute ist sie wieder ganz aufgelöst, während wir uns für das Abendessen bei meinen Eltern fertig machen.

Unterwegs, als wir gerade die Nearing-Brücke überqueren, sagte Anna. »Ich glaub, mir wird schlecht.« Die Hängebrücke ist bekannt dafür, dass sie bei starkem Wind ziemlich schwankt, aber es ist ein herrlicher Tag, eher sommerlich als

herbstlich, und die Abendsonne hat ein goldenes Netz übers Wasser geworfen. Wir schaffen es gerade noch auf die andere Seite, als Anna auch schon ihren neuen Prius auf einen Picknickplatz am Waldrand steuert und aus dem Auto springt. Ich bin rechtzeitig bei ihr, um sie von hinten festzuhalten, während sie sich in eine rostige Öltonne erbricht, die als Abfalleimer dient.

Obwohl ich es besser weiß, frage ich, ob sie was Falsches gegessen hat.

»Nat, es liegt an diesem Scheißdinner«, antwortet sie. »Wir können absagen«, sage ich. »Ihnen sagen, dass du krank bist.«

Sie hält sich immer noch an der Tonne fest, schüttelt aber heftig den Kopf. »Bringen wir's hinter uns. Bringen wirs einfach hinter uns.«

Als sie sich wieder gut genug fühlt, um ein paar Schritte zu tun, gehen wir zu einer quietschenden Bank an einem klapprigen Picknicktisch, dessen Oberfläche mit aufgesprühten Sprüchen und Vogelkacke übersät ist.

»Igitt!«, sagt sie.

»Was ist?«

»Ich hab mir in die Haare gekotzt.« Sie inspiziert die hellen Strähnen mit offensichtlichem Ekel.

Ich hole eine halb volle Flasche Wasser aus dem Auto und ein paar Servietten, die von Fast-Food-Snacks übrig geblieben sind, und sie versucht, so gut es geht, ihre Haare zu säubern.

»Erklär deinen Eltern einfach, du hättest mich unter einer Brücke gefunden.«

Ich sage, sie sieht toll aus. Was nicht stimmt. In ihrem Gesicht ist kein bisschen Farbe mehr, und ihr Haar sieht aus, als hätte sich ein Rudel Nagetiere darin eingenistet. Ich habe es aufgegeben, sie zu trösten oder zu fragen, warum.

Sie bittet mich zu fahren, was bedeutet, dass sie mich als Hüter der Muffins ablösen muss. Ich halte das Tablett, bis sie sich angeschnallt hat. Anna hat sich bereit erklärt, den Nachtisch mitzubringen, und vier große Muffins gebacken, jedes mit

unserer jeweiligen Lieblingsgeschmacksnote und mit unseren Namen in Zuckerguss obendrauf. Mein Dad bekommt den mit Möhrengeschmack, weil er so gern Möhrenkuchen isst, und meine Mutter eine Art Heidelbeermuffin aus Sojamehl. Die für Anna und mich sind weit weniger gesund, beide mit viel Schokolade drin. Sie hält das Tablett mit beiden Händen auf dem Schoß fest und klemmt sich die Packung Eiscreme, die sie zusätzlich mitgebracht hat, zwischen die Füße.

»Ich möchte dich um eines bitten«, sagt sie, als ich gerade den Motor starten will. »Lass mich nicht mit einem der beiden allein. Okay? Ich bin nicht in Stimmung für irgendwelche vertraulichen Gespräche unter vier Augen. Sag einfach zu mir, ich soll nach oben gehen und mir dein Zimmer anschauen. Irgendwas in der Art, damit ich wegkann. Okay?«

»Okay.« In Wahrheit hat sie diese Bitte schon etliche Male geäußert.

Kurz darauf sind wir vor dem Haus, in dem ich

aufgewachsen bin. In letzter Zeit kommt es mir jedes Mal, wenn ich herkomme, irgendwie anders vor - kleiner, altertümlicher, ein bisschen wie aus einem Märchen. Es ist ein besonderes Haus, eines, das nur meine Mom aussuchen würde, mit vorquellenden Mörtelfugen und einem supersteilen Dach, ein Look, der irgendwie nicht zu der Fülle von Blumen passt, die immer noch in Kübeln und Töpfen vor dem Haus blühen. Während meiner Kindheit und Jugend beteuerte meine Mom ständig, sie könne es nicht erwarten, wieder zurück in die Stadt zu ziehen, aber als mein Dad vor ein paar Jahren genau das vorschlug, hatte sie ihre Meinung geändert. Dass sie immer noch hier sind, spiegelt die Sackgasse wider, in der sie sich befinden. Sie setzt sich durch. Er nimmt es widerwillig hin.

Meine Mom reißt die Tür auf, noch ehe wir die Eingangsstufe erreicht haben. Sie trägt ein bisschen Make-up und einen von diesen gesteppten Trainingsanzügen, was für sie, solange sie sich im Haus aufhält, schon ziemlich schick ist. Sie

umarmt mich und lobt dann die Törtchen in den höchsten Tönen, während sie das Tablett von Anna entgegennimmt und sie dabei rasch auf die Wange küsst. Sie entschuldigt sich, sobald wir durch die Tür sind. Mein Dad und sie haben den ganzen Tag im Garten gearbeitet und sind ein bisschen spät dran.

»Ich hab deinen Vater einkaufen geschickt, Nat. Er müsste gleich wieder da sein. Kommt rein. Anna, kann ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?«

Ich habe Anna gesagt, dass meine Mom gern Rotwein trinkt, und sie hat eine besonders gute Flasche gekauft, aber meine Mom beschließt, die fürs Abendessen zu verwahren. Erst mal nehmen Anna und ich beide ein Bier aus dem Kühlschrank.

Die Stimmungen meiner Mom sind so unberechenbar, dass ich, wenn ich herkomme, oft vorher meinen Dad auf seinem Handy anrufe, um über sie zu reden, als wäre sie ein Wetterballon. »Schlechter Tag«, warnt mein Dad mich dann beispielsweise. »Mieser als verdorbene

Miesmuscheln.« Aber sie ist nur selten so sichtlich begeistert wie heute Abend, während sie sich hektisch in der Küche zu schaffen macht. Aufgekratzt passt nicht in ihr emotionales Spektrum.

Anna war noch nie hier. Meine Mom lässt eigentlich nur Verwandte ins Haus, und ich führe Anna ins Wohnzimmer, nenne die Namen meiner inzwischen verstorbenen Großeltern und die meiner Cousins auf den Fotos und lasse sie über die vielen Kinderbilder von mir witzeln. Schließlich gehen wir wieder zu meiner Mom in die Küche.

»Es gibt nur was ganz Einfaches«, sagt meine Mom über das Essen, »genau wie ich versprochen habe. Steak, Maiskolben. Salat. Annas Muffins. Vielleicht mit ein bisschen Eis dazu.« Sie lächelt, eine Cholesterinfanatikerin, die den Gedanken an eine kleine Sünde genießt.

Anna und ich nehmen den Salat in Angriff. Anna, eine fantastische Köchin, hat gerade angefangen,

mit Olivenöl und Zitrone das Dressing anzurühren, als mein Dad mit mehreren Plastiktüten hereinkommt, auf denen das orangefarbene Logo von Mega-Drugs prangt. Er stellt sie auf der Arbeitsplatte ab, schüttelt Anna die Hand und umarmt mich kurz.

»Das hätte ich niemals gedacht«, sagt er und deutet auf uns beide. »Es ergibt einfach zu viel Sinn.«

Wir lachen alle, dann fordert meine Mom meinen Dad auf, sich Annas Gebäck anzusehen. Er bricht ein Stückchen Zuckerguss von ihrem Muffin ab. Anna und meine Mom schreien sofort auf.

»He, das ist meiner«, weist meine Mutter ihn zurecht.

»Du hast den längsten Namen«, erklärt mein Vater.

Mein Dad bewegt sich humpelnd durch die Küche, und ich frage, was sein Rücken macht.

»Tut im Augenblick lausig weh. Ich musste den

ganzen Nachmittag ein Loch für den neuen Rhododendron von deiner Mom graben.«

»Hier«, sagt meine Mutter. »Nimm dein Advil und hör auf zu jammern. Die Bewegung tut dir gut. Wegen dem Wahlkampf und George Masons Schulterproblemen hast du bestimmt schon seit Wochen keinen Sport mehr getrieben.« Normalerweise spielt mein Dad zweimal die Woche mit Richter Mason Squash, und er sieht etwas fülliger aus als sonst. Er legt die Tabletten, die meine Mom ihm reicht, auf die Arbeitsplatte, verschwindet dann ins Wohnzimmer und kommt mit einem Glas Wein für sie zurück.

»Hast du an die Horsd'ceuvres gedacht?«, fragt sie, als er zum Kühlschrank geht und sich selbst ein Bier nimmt.

»Abähr ja, Madame«, erklärt er mit übertrieben französischer Aussprache, wie er das schon gemacht hat, als ich noch ein Kind war. Er hat mittelalten Cheddar und italienische Salami gekauft, Leckerbissen für besondere Anlässe,

obwohl meine Mom nicht viel davon essen wird. Sie schätzt die eingelegten Heringe, die er mitgebracht hat, aber auch davon wird sie nur ein oder zwei Gabeln essen, weil das Salz schlecht für ihren Blutdruck ist, daher hat mein Dad außerdem noch Joghurt gekauft, in den er Zwiebelsuppenpulver für einen Dip einrührt, während Anna und ich Möhren und Selleriestangen anrichten, die schon im Kühlschrank bereitstanden, sowie andere Sachen, die mein Vater besorgt hat.

Während wir alle arbeiten, fragt meine Mom Anna nach ihrem Job und dann übergangslos nach ihrer Familie.

»Einzelkind«, erklärt sie.

»Wie Nat. Wahrscheinlich eine wichtige Gemeinsamkeit.«

Anna hackt gerade eine Zwiebel für den Salat, wovon ihr die Augen tränen, und sie macht einen Witz darüber.

»So schlimm war meine Kindheit nun auch wieder nicht«, sagt sie.

Wir drei lachen schallend über die Bemerkung. Jetzt, wo es endlich so weit ist, scheint Anna sich gut zu schlagen. Ich verstehe das. Mehr Jahre, als ich zählen konnte, war ich in jedem Frühling der festen Überzeugung, dass ich nie lernen würde, wie man einen Baseball schlägt, und ich war absolut baff, als ich zum ersten Mal die Vibration des satten Aufpralls spürte und den Schläger summen hörte.

Anna umgeht weitere Fragen, indem sie sich bei meinem Dad nach seinem Wahlkampf erkundigt.

Während er die Salami schneidet, sagt er: »Ich kann den Namen John Harnason bald nicht mehr hören.«

Meine Mom wendet sich von der Arbeitsplatte ab und wirft meinem Dad einen Blick zu. »Die Sache ist unerträglich«, sagt sie. »Einfach unerträglich.«

Ich sehe Anna in die Augen, um sie vor dem

Thema zu warnen, was ich schon früher hätte tun sollen.

Mein Dad sagt: »Es ist bald vorbei, Barbara.«

»Nicht früh genug. Dein Vater schläft schon den ganzen Monat keine Nacht mehr durch.«

Sie genießt diese Rolle, meinen Dad zu verpetzen, und er wendet sich ab, klug genug, keinen weiteren Kommentar zu riskieren. Ich dachte, die schlaflosen Nächte meines Vaters gehörten längst der Vergangenheit an. Als ich noch ein Junge war, gab es Phasen, in denen er ständig nachts durchs Haus geisterte. Manchmal hörte ich ihn und fand es sogar beruhigend, weil er wach war und mich vor den nächtlichen Gespenstern und Dämonen schützen konnte, die ich fürchtete. Als ich jetzt zuhöre und beobachte, spüre ich, dass sich die Gewichtung zwischen meinen Eltern kaum merklich verlagert hat. Der Wahlkampf scheint ihre normalerweise stummen Konflikte hervorzulocken.

Mein Vater, der die Mäkeleien meiner Mutter

gewohnt ist, hält ihr das Tablett mit den Horsd'oeuvres hin, von denen er und Anna inzwischen kräftig genascht haben. Dann holt mein Vater die Steaks aus dem Kühlschrank und fängt an, sie zu würzen. Er braucht mehr Knoblauchpulver, sagt er und geht runter in den Keller, um welches zu holen.

»Wir Männer am Grill?«, fragt mein Dad, als die Steaks so weit sind.

»Mom, hast du was dagegen, wenn Anna sich oben ein bisschen umschaut, während wir draußen sind? Ich wollte, dass sie mal mein Zimmer sieht.«

»Gehen Sie nur, Anna, fühlen Sie sich wie zu Hause. Nat lässt mich absolut nichts wegwerfen. Könnten Sie vielleicht ein Regal voll alter Baseballpokale in der neuen Wohnung gebrauchen?«

Wieder lachen wir alle. Es ist schwer zu sagen, ob diese Heiterkeit nervliche Anspannung überspielt oder echte Freude ist, aber sie ist untypisch für das Haus, in dem ich aufgewachsen bin.

Unbemerkt von den anderen, sieht Anna von der Treppe zu mir rüber und verdreht die Augen, während ich meinem Dad auf die Veranda folge. Die Sonne geht unter, versinkt mit einem prächtigen Farbenspiel im Fluss, und ein wenig herbstliche Kühle liegt in der Luft.

Mein Dad und ich hantieren an den Knöpfen, bis der Grill anspringt, und schauen dann zu, wie sich die Flammen zwischen den Brennern ausbreiten, als wäre es ein religiöser Ritus. Als ich ein Kind war, umgab meine Mom mich immer auf eine Weise, die keiner Worte bedurfte, und vielleicht habe ich deshalb nie die Gabe entwickelt, mit meinem Dad zu reden. Im Grunde habe ich nie viel mit anderen geredet, bis ich Anna begegnet bin, was vermutlich irgendwas zu bedeuten hat. Natürlich führen mein Dad und ich Gespräche, aber die sind meistens kurz und bündig, es sei denn, wir reden über Jura oder die Trappers, die einzigen beiden Themen, bei denen wir uns auch schon mal angeregt unterhalten können. Normalerweise stelle ich Nähe zu meinem Vater so

wie jetzt her, durch Koexistenz, dadurch, dass wir beide dieselbe Luft atmen und dann und wann einen Kommentar über die Flammen oder über das brutzelnde Fleisch abgeben.

In meinem vorletzten Jahr an der Highschool wurde mir klar, dass ich eigentlich nicht besonders gern Baseball spielte. Damals hatte ich in der Nearing-Mannschaft einen Stammplatz als Center Fielder, obwohl ich sicher war, meinen Platz an einen talentierten Neuling namens Josey Higgins zu verlieren, der im Gegensatz zu mir keine Probleme hatte, schwierige Bälle zu schlagen, und auf dem Feld sogar noch schneller war als ich. Er ging später an die Wisconsin State und kam dort in die Auswahlmannschaft. Der Grund, warum ich mir Baseball im Fernsehen angeschaut hatte und jeden Sommer seit meinem sechsten Lebensjahr aufs Feld getrabt war, wurde mir eines Tages förmlich in Sekundenschnelle klar, während ich beim Training einen Ball im hohen Bogen auf mich zufliegen sah: nur um mit meinem Vater darüber reden zu können. Ich war nicht sonderlich

aufgebracht, nur unwillig, so weiterzumachen, nachdem ich es einmal begriffen hatte. Als ich aufhörte, erhob unser Trainer kaum Einspruch. Er war ziemlich erleichtert, dass ihm das unvermeidliche Gerede vom Wohl der Mannschaft erspart blieb. Alle - mein Dad eingeschlossen - glaubten, ich wollte lieber aufhören, als auf der Bank zu sitzen, und ich hab sie gern in dem Glauben gelassen.

Als wir eine Weile so dagestanden haben, fragt er mich, was ich ab nächster Woche machen will, wenn mein Referendariat zu Ende ist. Ich habe beschlossen, wieder als Vertretungslehrer zu arbeiten, während ich meinen Aufsatz für die Law Review zu Ende schreibe, mit dem ich in letzter Zeit ein gutes Stück weitergekommen bin. Er nickt, als wollte er sagen, klingt vernünftig.

»Und sonst?«, fragt er, während er sich rechts und links am Rauch vorbeiduckt.

»Ich bin wirklich glücklich, Dad.«

Als ich mich zu ihm umdrehe, steht er still da,

mustert mich aufmerksam mit ziemlich unergründlicher Miene und lässt sich von den Rauchschwaden einhüllen. Mir wird klar, wie lange es her ist, dass ich meinem Vater oder meiner Mutter so geantwortet habe. Im Laufe der Jahre habe ich sie überwiegend mit einem schlichten Okay abgespeist, wenn sie sich nach meinem Befinden erkundigten.

Um der Aufmerksamkeit meines Dads zu entgehen, trinke ich jetzt einen kräftigen Schluck Bier und blicke in den kleinen Garten, in dem ich als Kind gespielt habe. Damals kam er mir groß wie eine Prärie vor. Heute wird die freie Fläche von dem neuen Rhododendron unterbrochen, knapp einen Meter hoch, mit glänzenden Blättern und umringt von der frischen Erde, die mein Vater heute umgegraben hat. Die Dinge ändern sich, und manchmal zum Guten. Ich bin stolz, dass Anna mit mir hier ist, ich bin zufrieden mit mir, weil ich erkannt habe, wie gut sie für mich sein könnte, weil ich hartnäckig geblieben bin und ihre Liebe errungen habe, und ich bin glücklich, dass ich sie

mit den beiden anderen Menschen zusammengebracht habe, die ich liebe. Es ist einer dieser Momente, die ich nie vergessen werde: jener Tag, an dem ich so glücklich war.

Rustys Geburtstag 19.03.2007 - Barbaras Tod 29.09.2008 - Die Wahl 04.11.2008

Kapitel 22

Tommy, 4. November 2008

Im Laufe der Zeit hatte die Staatsanwaltschaft wie jede andere Institution ihre ganz eigene Etikette entwickelt. Der Boss rührte sich nicht vom Fleck. Der Oberstaatsanwalt betrat morgens mit dem Aktenkoffer unter dem Arm sein Büro und verließ

es nicht mehr außer zum Lunch oder für Gerichtstermine. Nominell war das ein Zeichen der Achtung. Wer mit ihm sprechen musste, kam zum Berg. Doch in Wahrheit schützte diese Praxis die lockeren Umgangsformen im Büro der Staatsanwaltschaft. Da standen Männer dreißig Meter voneinander entfernt auf dem Gang und erörterten ihre Fälle, während sie sich einen Softball zuwarfen. Jeder konnte »Scheiße« sagen, so laut er wollte. Staatsanwälte konnten über Richter herziehen, und Cops konnten große Reden schwingen. Im Allerheiligsten seines Büros wahrte der Oberstaatsanwalt eine Würde, die der Alltag seiner Behörde niemals widerspiegeln würde.

Die Folge davon war, dass Tommy sich manchmal regelrecht eingesperrt fühlte. Er hatte nur über Sprechanlage oder Telefon Kontakt zur Außenwelt. Über dreißig Jahre lang war er über die Flure gewandert, hatte in das ein oder andere Büro geschaut und über Fälle und die Kinder zu Hause geredet. Und im Augenblick war er die Warterei satt. Heute Morgen war Brand als Erstes

zu einer Besprechung im Kriminallabor gegangen, wo man ihm die DNS-Ergebnisse der zwanzig Jahre alten Spermaprobe von dem Prozess gegen Sabich mitteilen würde. Inzwischen hatte Tommy sein Büro schon sechsmal verlassen, um nachzuschauen, ob Brand wieder da war.

Die Tatsache, dass diese Ergebnisse Tommy in die eine oder andere Richtung zwingen und ihn zwischen einer schlechten Möglichkeit und einer noch schlechteren wählen lassen würden, kam ihm im Augenblick weniger wichtig vor. Und auch die Idee, mit der Brand auf einmal liebäugelte, dass Tommy doch nächstes Jahr für das Amt des Oberstaatsanwalts kandidieren sollte, wenn sie erst gegen Rusty Sabich einen Schuldspruch erreicht hatten, ließ ihn kalt. Falls das wirklich der Fall sein sollte und eine Richterstelle frei wurde, würde Tommy wahrscheinlich Brand den Stab zuwerfen. Jedes Mal wenn Brand laut in dieser Richtung spekulierte, brachte Tommy ihn zum Schweigen. Politik war nie seine Leidenschaft gewesen. Was Tommy Molto wirklich am Herzen

lag, das hatte ihm auch schon in seinen Jahren als einfacher Staatsanwalt am Herzen gelegen. Gerechtigkeit. Die Frage, ob etwas richtig war oder ob es falsch war.

Wenn sie also vor zwanzig Jahren einen Unschuldigen angeklagt hatten, dann wäre er der Erste, der sich bei Rusty dafür entschuldigen würde. Und wenn das Gegenteil der Fall war, wenn Rusty Carolyn getötet hatte - was dann? Er wusste es sofort. Es würde sein wie seine Ehe. Es würde sein wie seine Begegnung mit Dominga, als er sich in sie verliebt hatte. Und sie Tomaso bekommen hatten. Der einzige dunkle Fleck auf seiner Karriere würde weggewischt werden. Aber noch wichtiger war, dass Tommy selbst endlich Gewissheit hätte. Das Schuldgefühl, das seit damals immer noch an ihm nagte, weil er so dumm gewesen war, Nico gegenüber aus der Schule zu plaudern, würde sich auflösen. Er würde im Nachhinein recht bekommen, in seinen eigenen Augen mehr als in allen anderen. Er würde neunundfünfzig Jahre alt sein. Und

praktisch neu geboren. Nur Gott konnte ein Leben so von Grund auf neu erschaffen. Tommy wusste das. Er nahm sich einen Moment Zeit, um schon im Voraus ein Dankgebet zu sprechen.

Dann hörte er Brand in sein Büro nebenan poltern und ging sofort rüber. Jim hielt noch seinen Aktenkoffer in der Hand und war erst halb aus dem Mantel, als er überrascht Tommy in der Tür stehen sah. Der hohe Herr im Sklavenquartier. Er starrte ihn einen Moment lang an. Dann lächelte er. Und sagte das, wovon Tommy immer gewusst hatte, dass jemand es irgendwann sagen würde.

Brand sagte: »Er war's.«

TEIL ZWEI

III.

Kapitel 23

Nat, 22. Juni 2009

»Nennen Sie bitte Ihren vollständigen Namen und buchstabieren Sie Ihren Nachnamen fürs Protokoll.« Sandy Stern räuspert sich auf seinem Platz am Walnussholztisch der Verteidigung. Er hat sich angewöhnt, das reflexartig zu tun, ehe er spricht und auch danach, ein schleimiges kleines Rasseln, das sich nie richtig normal anhört. »Rozat K. Sabich. S, A, B, I, C, H.«

»Nennt man Sie auch anders?«

»Rusty.«

Mein Vater in seinem gebügelten blauen Anzug bewahrt im Zeugenstand Haltung und ein gelassenes Auftreten. Ich an seiner Stelle wäre mit den Nerven am Ende, aber in den letzten Monaten hat mein Dad die abgehobene Aura eines Mystikers angenommen. Die meiste Zeit scheint er den Glauben an Ursache und Wirkung verloren zu haben. Dinge passieren einfach. Basta.

»Und dürfen wir Sie Rusty nennen?«, fragt Stern, wobei er elegant den Handrücken hebt, als wäre das vielleicht zu aufdringlich. Nachdem mein Vater die Frage bejaht hat, bittet Stern ihn, den Geschworenen zu erklären, was sein Beruf ist.

»Ich wurde letztes Jahr im November ins Oberste Bundesstaatsgericht gewählt, aber ich habe den Amtseid noch nicht abgelegt.«

»Und warum nicht, Sir?«

»Weil diese Anklage gegen mich erhoben wurde und ich es allen Beteiligten gegenüber fairer fand, den Ausgang dieses Verfahrens abzuwarten. Bis dahin bin ich nach wie vor leitender Richter am

Berufungsgericht des dritten Bezirks hier in Kindle County, habe mich aber beurlauben lassen.«

Stern verdeutlicht, dass sowohl das Oberste Gericht als auch das Berufungsgericht sogenannte Revisionsgerichte sind, also über Berufungen entscheiden.

»Würden Sie uns bitte erklären, was es heißt, Richter an einem Revisionsgericht zu sein?«

Mein Dad erläutert die Pflichten des Amtes. Auf der anderen Seite des Saales erhebt sich Tommy Molto, um Einspruch zu erheben, als mein Dad darlegt, dass eine Berufung in einem Strafrechtsprozess den Richtern normalerweise nicht das Recht einräumt, die Sachentscheidung der Geschworenen aufzuheben.

Richter Basil Yee denkt offensichtlich über das Problem nach und wiegt seinen grauen Kopf hin und her. Er kommt aus Ware, im Süden des Staates, und wurde vom Obersten Gericht speziell für diesen Fall berufen, nachdem sich sämtliche Richter am Kammergericht von Kindle County,

dessen Entscheidungen mein Vater über ein Jahrzehnt lang routinemäßig geprüft hat, wegen Befangenheit kollektiv geweigert haben, den Vorsitz über die Verhandlung zu übernehmen. Er ist Einwanderer aus Taiwan, der mit elf Jahren nach Ware kam, ein Städtchen mit höchstens zehntausend Einwohnern, wo seine Eltern das einzige Chinarestaurant übernahmen. Richter Yee schreibt fehlerfreies Englisch, aber wenn er spricht, hört man, dass es nicht seine Muttersprache ist. Das liegt zum einen an dem starken Akzent mit den asiatischen Tonsprüngen, zum anderen an seiner Neigung, das Bindegewebe der Sprache zu vernachlässigen - Artikel, Präpositionen, Zustandsverben. Seine eigene Gerichtsschreiberin ist nicht mit in den Norden gekommen, und Jenny Tildens ständige lästige Unterbrechungen, um den Richter zu bitten, er möge das gerade Gesagte buchstabieren, haben ihn noch wortkarger gemacht, als er ohnehin schon ist.

Richter Yee entscheidet für meinen Dad, der daraufhin ziemlich dick aufträgt, genau wie Molto

gefürchtet hat, und den Geschworenen eindringlich klarmacht, dass sie das letzte Wort über seine Schuld oder Unschuld haben.

»Sehr gut«, sagt Stern. Er hustet und zieht sich mühsam am Tisch hoch. Sandy hat von Richter Yee die Erlaubnis bekommen, Zeugen im Sitzen zu befragen, wenn er möchte. Es gibt die unglaublichsten Folgeerscheinungen, die die Medizin vielleicht nie wird erklären können, und eine davon ist, dass Sandys Variante des nicht kleinzelligen Lungenkarzinoms bekanntermaßen Arthritis in einem Knie auslöst, weshalb er jetzt humpelt. Marta, seine Tochter und Partnerin in der Kanzlei, sitzt neben ihm und legt reflexartig ihre linke Hand mit den leuchtend lackierten Fingernägeln an den Ellbogen ihres Vaters, um ihm ein wenig hochzuhelfen. Ich habe schon als kleiner Junge von Sandys faszinierender Ausstrahlung im Gerichtssaal gehört. Wie so vieles im Leben entzieht sie sich so ziemlich jedem Erklärungsversuch. Er ist klein - höchstens ein Meter achtundsechzig groß - und offen gestanden

ziemlich plump. Auf der Straße würde man Sandy Stern vermutlich gar nicht wahrnehmen. Aber wenn er sich im Gericht erhebt, ist das so, als hätte jemand ein Leuchtfeuer entzündet. Obwohl er vom Krebs gezeichnet ist, hat jedes Wort, jede Bewegung von ihm eine Präzision, die es unmöglich macht, den Blick von ihm abzuwenden.

»Würden Sie uns jetzt ein wenig über sich selbst erzählen, Rusty.« Stern dirigiert meinen Vater durch seinen Lebenslauf. Sohn eines Einwanderers. Collegestipendium. Jurastudium mit zwei Nebenjobs.

»Und nach dem Examen?«, fragt Stern.

»Bekam ich eine Stelle bei der Staatsanwaltschaft von Kindle County.«

»Ist das die Behörde, der Mr Molto heute vorsteht?«

»Richtig. Mr Molto und ich haben beide im Abstand von wenigen Jahren dort angefangen.«

»Einspruch«, sagt Molto leise. Er hat den Blick

nicht von dem Block gehoben, auf dem er sich Notizen macht, aber die Anspannung ist ihm am Kinn anzusehen. Er durchschaut, was mein Dad und Stern beabsichtigen, nämlich den Geschworenen in Erinnerung zu rufen, dass mein Dad und Tommy eine gemeinsame Geschichte haben, wenngleich sie das wahrscheinlich schon aus den Zeitungen wissen, die tagtäglich den Prozess von damals in allen Einzelheiten durchkauen. Die Geschworenen schwören jeden Morgen, nichts über den Prozess gelesen oder gehört zu haben, aber Marta und ihr Dad wissen, dass fast immer irgendwas bis ins Geschworenenzimmer vordringt.

Richter Yee sagt: »Ich denke, Thema ist erschöpfend behandelt.«

Die Augen noch immer auf seinen Notizblock geheftet, signalisiert Tommy seine Zufriedenheit mit einem knappen Nicken. Ich kann Tommy Molto mit seinen schlaffen Gesichtszügen und dem Hundeblick besser ertragen, als ich gedacht hatte. Aber sein Erster Staatsanwalt Jim Brand geht

mir auf die Nerven. Er gibt sich die meiste Zeit knallhart, aber manchmal auch unglaublich herablassend, und das ist dann noch schlimmer.

Stern lässt meinen Dad seinen Werdegang in ebender Behörde schildern, die jetzt Anklage gegen ihn erhoben hat, bis hin zu seinem Aufstieg auf die Richterbank. In seiner Darstellung werden die erste Anklage und der Prozess nicht erwähnt, genau wie der Richter angeordnet hat. Im Gerichtssaal ist die Chronologie nahtlos und jede Bodenwelle eingeebnet.

»Sind Sie verheiratet, Rusty?«

»Verwitwet. Ich habe meine Frau Barbara vor über achtunddreißig Jahren geheiratet.«

»Kinder?«

»Mein Sohn Nat sitzt da vorne in der ersten Reihe.« Stern blickt sich mit gespielter Neugier um, als hätte er mir nicht genau gesagt, wo ich mich hinsetzen soll. Er ist im Gerichtssaal ein so gewiefter Schauspieler, dass ich zwischendurch

schon fast hoffe, auch sein schlechter Gesundheitszustand wäre gespielt, aber ich weiß, dass dem nicht so ist.

Rund ums Gericht werde ich immer wieder von Leuten beiseitegenommen und leise gefragt, wie es Stern geht. Die meisten vermuten, dass jemand, der meinen Vater zweimal in einer Mordanklage verteidigt, ein engerer Freund der Familie sein muss, als es tatsächlich der Fall ist. Ich antworte immer mehr oder weniger das Gleiche. Stern legt den Mut eines Klippenspringers an den Tag, aber wie es wirklich um seinen Gesundheitszustand bestellt ist, weiß ich nicht. Er spricht nicht über seine Krankheit. Marta gibt sich philosophisch, aber ebenso wortkarg, obwohl zwischen uns beiden, die wir als Kinder lokaler Juristenprominenz in die Fußstapfen unserer Väter getreten sind, eine fast spontane Verbundenheit besteht. Vater und Tochter Stern sind ungemein professionell.

Im Augenblick geht es in unseren Begegnungen um die Probleme meines Vaters, nicht um ihre.

Aber man muss kein Mediziner sein, um zu sehen, dass Stern schwer krank ist. Letztes Jahr wurde ihm ein Teil des linken Lungenflügels entfernt, was damals die Hoffnung weckte, dass die Krankheit sich noch nicht ausgebreitet hatte. Aber in den letzten vier bis fünf Monaten hat er mindestens zwei Chemo- und Bestrahlungstherapien durchgestanden. Hai Marko, ein alter Schulfreund von mir, der jetzt eine chirurgische Facharztausbildung macht, hat spekuliert, dass Stern einen Rückfall erlitten hat, und er fügte in diesem unglaublich unterkühlten Ton hinzu, den sich auch meine Freunde aus dem Jurastudium angewöhnt haben, um zu demonstrieren, dass sie ihre Menschlichkeit zugunsten der Professionalität abgelegt haben, dass Sterns mutmaßliche Lebenserwartung unter einem Jahr liegt. Ich weiß nicht, ob das stimmt, nur dass die Therapien Stern schwer gezeichnet haben. Er leidet unter einem hartnäckigen Husten und Kurzatmigkeit, beides keine Folge des Krebses, sondern Nebenwirkungen der Bestrahlung. Er behauptet, wieder Appetit zu haben, aber im

Vorfeld des Prozesses hat er praktisch nichts gegessen, und der Mann, den ich selbst in seinen schlanksten Phasen stets als dicklich wahrgenommen habe, ist jetzt regelrecht mager. Er hat sich keine neue Garderobe zugelegt, und sein Anzug hängt an ihm wie ein Kaftan. Immer wenn er sich hochwuchtet, hat er sichtlich Schmerzen. Um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, hat er von dem letzten Medikament, einem Second-Line-Wirkstoff, leuchtend roten Ausschlag am ganzen Körper einschließlich des Gesichts bekommen. Von der Geschworenenbank aus muss es aussehen, als hätte er sich auf einer Seite eine große Fuchsie eintätowieren lassen. Die Entzündung kriecht über seine Wange nach oben um das Auge herum bis zu einem einsamen Inselchen oberhalb der Schläfe und weist dann unbarmherzig auf seinen kahlen Schädel.

Richter Yee hat einen Aufschub gewährt, doch trotz Sandys Aussehen haben er und mein Dad beschlossen, keinen weiteren zu beantragen. Sein Verstand ist nach wie vor scharf, und wenn er mit

seinen Kräften haushaltet, kann er die körperlichen Strapazen des Prozesses überstehen. Aber Sandys Entscheidung, auf einen Aufschub zu verzichten, kann nur eines bedeuten: Jetzt oder nie.

»Nun, Rusty, Sie wurden als erster Zeuge der Verteidigung in diesem Prozess aufgerufen.«

»Richtig.«

»Sie wissen, dass Sie laut Verfassung der Vereinigten Staaten nicht verpflichtet sind, in Ihrem eigenen Prozess auszusagen.«

»Das weiß ich.«

»Sie haben sich dennoch entschlossen auszusagen.«

»Ja.«

»Und Sie waren die ganze Zeit dabei, während die Anklage ihre Zeugen befragte?«

»Ja.«

»Und Sie haben sie alle gehört? Mr Harnason? Dr. Strack, den Toxikologen? Dr. Gorvetich, den

Computerexperten? Alle vierzehn Personen, die von der Anklagevertretung in den Zeugenstand gerufen wurden?«

»Ich hab sie alle gehört.«

»Ihnen ist also bewusst, dass Sie hier beschuldigt werden, Ihre Ehefrau, Barbara Bernstein Sabich, ermordet zu haben?«

»Ja.«

»Haben Sie das getan, Rusty? Mrs Sabich ermordet?«

»Nein.«

»Waren Sie in irgendeiner Weise daran beteiligt, Ihren Tod herbeizuführen?«

»Nein.«

Schon allein der sonderbare Umstand, dass ein ins Oberste Bundesstaatsgericht gewählter Richter zum zweiten Mal des Mordes angeklagt ist, und das auch noch von demselben Staatsanwalt, hat weltweites Presseinteresse geweckt. Jeden Tag

stehen Leute vor dem Gerichtssaal Schlange, um einen Platz zu ergattern, und weiter hinten drängen sich in zwei Reihen Gerichtszeichner und Journalisten. Das geballte Interesse der Welt scheint den Saal zu durchdringen, in dem so viele Leute jedes Wort auf die Goldwaage legen und so für eine knisternde Atmosphäre sorgen. Das »Nein« meines Vaters hallt jetzt nach, wie von der Tragweite der Erklärung in der Schwebe gehalten. Alle Blicke ruhen auf Stern, der sich in dem großen Rokoko-Gerichtssaal umschaut und leicht zurückweicht, als würde ihm erst jetzt etwas klar, von dem die besser Informierten wissen, dass er es die ganze Zeit geplant hat.

»Keine weiteren Fragen«, sagt er und wankt mit tödlicher Müdigkeit zurück zu seinem Platz.

Der Prozess meines Vaters ist der erste, bei dem ich von Anfang bis Ende dabei bin. Gerichtsverfahren haben so unglaublich viel vom Leben meines Vaters in Anspruch genommen, als

Anklagevertreter und als Richter, und obwohl die ganze Situation sagenhaft belastend für mich ist, finde ich es gleichzeitig ungemein lehrreich, hier zu sitzen. Endlich sehe ich, was er während der vielen Stunden gemacht hat, die er nicht zu Hause war, und bekomme eine Ahnung, was er daran so verlockend fand. Und obwohl der Gerichtssaal nie das Richtige für mich sein wird, bin ich doch fasziniert von den kleinen Ritualen und Inszenierungen, vor allem den Momenten, die zu banal sind, als dass sie im Fernsehen oder Kino dargestellt werden. Der Augenblick jetzt zum Beispiel, wenn die Seiten wechseln, ein Anwalt sich hinsetzt und der Gegner aufsteht, ist das juristische Äquivalent zu der Zeit zwischen den Innings beim Baseball, ein Moment des Verharrens. Der Computer der Gerichtsschreiberin hört auf zu klackern. Die Geschworenen rutschen auf ihren Plätzen hin und her und kratzen sich, wo's juckt, und die Zuschauer räuspern sich. Papiere schaben über beide Tische, weil die Anwälte ihre Unterlagen sortieren.

Irgendeine Laune des Schicksals wollte es, dass der Prozess meines Vaters in einem der vier älteren Gerichtssäle des Hauptjustizgebäudes stattfindet, wo im obersten Stockwerk auch das Berufungsgericht untergebracht ist. Er kommt jeden Morgen hierher, um sich einer Mordanklage in einem Gebäude zu stellen, in dem er zumindest nominell der höchstrangige Jurist ist, noch dazu gleich neben dem Gerichtssaal, in dem er vor über zwanzig Jahren freigesprochen wurde. Die alten Räumlichkeiten, in denen seit nunmehr siebzig Jahren Kapitalverbrechen verhandelt werden, sind Schmuckstücke einer verspielten Architektur vergangener Tage, mit geschwungenen Walnussholzgeländern, die die Geschworenenbänke abtrennen. Ein solches Geländer verläuft auch vor dem Zeugenstand und vor der wuchtigen Richterbank, wo Richter Yee über dem Gerichtssaal thront. Die Plätze für die Zeugen und den Richter werden durch rote Marmorsäulen hervorgehoben, die einen mit kitschigen Holzkugeln verzierten Baldachin aus Walnussholz tragen.

Unter diesem Überhang sitzt mein Dad nun teilnahmslos und wartet darauf, dass Tommy Molto mit seinem Kreuzverhör beginnt. Zum ersten Mal lässt er seine blauen Augen zu mir herübergleiten, und einen ganz kurzen Moment lang schließt er sie fest. Los geht's, scheint er zu sagen. Der wilde Raketenritt des Lebens, den wir beide seit dem Tod meiner Mutter vor neun Monaten absolviert haben, wird enden, wir können mit dem Fallschirm abspringen und zurück zur Erde schweben, wo wir entweder eine geschrumpfte Version unseres früheren Lebens führen werden oder uns ein neuer Albtraum erwartet, wenn ich mich mit meinem Vater bis ans Ende seiner Tage einmal die Woche durch eine kugelsichere Glasscheibe unterhalte.

Wenn ein Elternteil stirbt - das sagt jeder, daher weiß ich, dass es nicht besonders originell ist —, ändert sich das Leben von Grund auf. Einer der Pole, Nord oder Süd, ist vom Erdball gefegt worden und wird sich nie wieder materialisieren.

Doch mein Leben hatte sich real verändert. Ich war

irgendwie viel zu lange Kind geblieben, und dann war ich auf einmal da, wo ich war. Ich war mit Anna zusammen. Meine Mom war tot. Und mein Dad wurde beschuldigt, sie getötet zu haben.

Da das, was meinen Eltern passiert ist, in beiden Fällen so viel schlimmer ist als das, was mir passiert ist, klingt es nicht gut, wenn ich sage, dass ich ein Martyrium durchlebt habe. Aber das habe ich. Natürlich war der plötzliche Verlust meiner Mutter der schlimmste Schlag. Aber die Anklage gegen meinen Dad hat mich in ein Dilemma gestürzt, das sich die meisten Menschen nicht mal ansatzweise vorstellen können. Die längste Zeit meines Lebens stand mein Dad in der Öffentlichkeit, was bedeutete, dass häufig sein Schatten auf mich fiel. Als ich mich entschloss, Jura zu studieren, war mir klar, dass es dadurch nur noch schlimmer werden würde, dass ich immer als Rustys Sohn gelten würde und seine Reputation und seine Leistungen hinter mir herschleifen würden wie bei einer Braut, die nicht weiß, wie sie ihre Schleppe durch eine Drehtür bekommen soll.

Aber jetzt ist er nicht mehr berühmt, sondern berüchtigt, eine Figur, die Hass und Spott auf sich zieht. Wenn ich sein Bild im Internet oder im Fernsehen sehe - oder gar auf dem Titelblatt einer Zeitschrift —, hab ich irgendwie das Gefühl, dass er nicht mehr richtig zu mir gehört. Und natürlich weiß keiner, wie er mit mir umgehen oder was er sagen soll. So ähnlich muss das sein, wenn sich herumspricht, dass man Aids hat. Die Leute wissen, dass du eigentlich nichts Falsches getan hast, können aber trotzdem den Impuls, zurückzuschrecken, nicht ganz unterdrücken.

Doch das Schlimmste ist das, was in mir selbst abläuft, denn ich weiß von einem Moment auf den anderen nicht, wie ich mich fühle oder auch fühlen sollte. Wahrscheinlich sind Eltern immer bewegliche Objekte. Wir wachsen heran, und unsere Perspektive ändert sich laufend. In diesem Gerichtssaal gibt es nur eine Frage - hat er es getan oder nicht? Aber ich stehe schon seit Monaten vor einem weit komplizierteren Problem, weil ich versuche, etwas herauszufinden, wofür die

meisten Kinder ein Leben lang Zeit haben - nämlich wer mein Alter Herr in Wirklichkeit ist. Nicht der, für den ich ihn gehalten habe. Zumindest das habe ich inzwischen erkannt.

Dieser Prozess begann am Wahltag mit einem wütenden Hämmern an Annas Wohnungstür. Eine kleine Frau hatte ihre Dienstmarke gezückt.

»KCP.« Kindle County Police. »Hätten Sie vielleicht einen Moment Zeit?«

Es war wie im Fernsehen, daher wusste ich, dass ich jetzt eigentlich sagen müsste: Worum geht's denn? Aber ehrlich, warum sollte ich das tun? Sie trat unaufgefordert in die Wohnung, stolzierte eher, eine kleine, rundliche Frau mit ihrer Mütze unter dem Arm und dem drahtigen, messingfarbenen Haar zu einem Pferdeschwanz nach hinten gebunden.

»Debby Diaz.« Sie sprach es Dai Äss aus. Sie streckte mir eine schmale, raue Hand hin und platzierte sich auf ein blaues Sitzkissen im zotteligen Retrolook, das Anna eigentlich mehr als

Gag vor einigen Wochen gekauft hatte. »Ich kenne Ihren Dad schon eine halbe Ewigkeit. Ich war noch Gerichtsdienerin, als er am Kammergericht angefangen hat. Ich erinnere mich sogar noch an Sie.«

»An mich?«

»Ja, ich hatte ein paarmal Dienst in seinem Gerichtssaal, wenn Sie da waren. In den Verhandlungspausen haben Sie sich oben auf seinen Platz gesetzt. Unten vom Saal aus konnte man Sie gar nicht richtig sehen, aber das hat Ihnen keiner gesagt. Junger Mann, Sie haben den Richterhammer ganz schön malträtiert. Ein Wunder, dass er das ausgehalten hat.« Die Erinnerung erheiterte sie, und ich konnte mich auf einmal tatsächlich an die Szene erinnern und an das musikalische Echo, wenn ich den Hammer auf den Eichenblock knallte. »Damals war ich jung und schlank«, sagte sie. »Wartete darauf, zur Polizei zu kommen.«

»Das haben Sie ja offenbar geschafft.« Ich sagte das

nur, weil mir nichts anderes einfiel, aber sie fasste es als Scherz auf und lächelte leicht.

»Genau das hab ich gewollt. Oder es zumindest geglaubt.« Sie schüttelte kurz den Kopf über die Torheit der Jugend. Dann blickte sie mich mit einer verstörend übergangslosen Intensität an. »Wir sind dabei, den Tod Ihrer Mutter abzuklären.«

»Abzuklären?«

»Antworten auf ein paar Fragen zu bekommen. Sie wissen ja, wie das ist. Einen ganzen Monat lang passiert rein gar nichts, und dann auf einmal muss alles innerhalb einer Woche vom Tisch. Die Kollegen vor Ort haben eine ausführliche Aussage Ihres Vaters aufgenommen, aber keiner hat daran gedacht, auch mit Ihnen zu reden. Als ich Ihren Namen gehört hab, dachte ich, ich komm mal rüber und erledige das selbst.«

Manchmal lernt man Menschen kennen und weiß, dass sie daran gewöhnt sind, nicht das zu sagen, was sie in Wirklichkeit meinen, und Detective Diaz gehörte zweifellos in diese Kategorie. Ich überlegte

kurz, wie sie mich gefunden hatte, doch dann fiel mir ein, dass ich diese Nachsendeanschrift beim Gericht angegeben hatte, als ich dort aufhörte. Alles in allem war es mir lieber, am Wahltag zu Hause mit ihr zu reden, als wenn sie in der Schule aufgetaucht wäre. Es gibt immer noch jede Menge Leute im Lehrkörper, die sich an meine Zeit an der Nearing High erinnern und sich kaum vorstellen können, dass ich ein gutes Vorbild abgebe.

»Mir ist immer noch nicht klar, was Sie mich fragen wollen«, sagte ich zu ihr, und sie machte eine Handbewegung, als wäre das alles zu vage, zu polizeitypisch, zu bürokratisch, um es zu erklären.

»Setzen Sie sich«, sagte sie, »dann werden Sie's ja hören.« Von ihrem Platz auf dem Sitzkissen aus dirigierte sie mich in meinen eigenen vier Wänden zu einem Stuhl. Mir wurde klar, dass ich eigentlich meinen Vater anrufen sollte, oder wenigstens Anna. Aber so, wie Detective Diaz dasaß, kam mir der Gedanke ziemlich nutzlos vor. So klein sie war, sie hatte eine Härte an sich, dieses

Polizistenauftreten, das unmissverständlich verkündete: Ich hab hier das Sagen, mach mir keinen Ärger.

»Meine Mom ist an Herzversagen gestorben«, sagte ich.

»Stimmt.«

»Und? Was gibt's da zu fragen?«

»Nat«, sagte sie. »Ich darf Sie doch >Nat< nennen, oder? Jemand hat gesagt, wir müssen den Sohn vernehmen, um das abzuschließen, also bin ich hier, um Sie zu vernehmen. Mehr nicht.« Sie griff nach einer Illustrierten, einer Ausgabe von People, die Anna dort liegen gelassen hatte, und blätterte ein paar Seiten um. »Was interessieren mich Brad und Angelina?«, fragte sie, ehe sie die Zeitschrift wieder fallen ließ. »Sind Ihre Eltern in den letzten Jahren gut miteinander ausgekommen?«

Ich musste unwillkürlich lächeln. Das war eine gute Beschreibung für das Verhältnis zwischen meinen Eltern - die meiste Zeit kamen sie

miteinander aus. In ihren getrennten Leben.

»Wie immer«, antwortete ich.

»Aber sie hatten keinen Krach untereinander oder mit Ihnen?«

»Alles wie gehabt.«

»Und wie geht's Ihrem Dad jetzt? Noch ziemlich fertig?« Sie hatte von irgendwo einen kleinen Spiralblock hervorgeholt und notierte sich etwas.

»Mein Dad ist ziemlich stoisch. Ich meine - ich weiß nie so richtig, was in ihm vorgeht. Aber ich denke, wir stehen beide noch ziemlich unter Schock. Er hat seinen Wahlkampf mehr oder weniger auf Eis gelegt. Wenn er mich gefragt hätte, hätte ich ihm gesagt, er soll mehr machen, um sich abzulenken.«

»Hat er eine Freundin?«

»Meine Güte, nein.« Dass mein Vater etwas mit einer anderen Frau anfangen könnte, ein Gedanke, den einige gehirnamputierte Menschen in den

Wochen nach dem Tod meiner Mom geäußert hatten, wühlte mich jedes Mal auf.

»Kommen Sie mit Ihrem Dad klar?«, fragte sie.

»Natürlich«, sagte ich. »Sind Sie deshalb hier? Geht's um meinen Dad? Macht ihm irgendwer Ärger?«

Als ich in die zweite Klasse ging, wurde mein Vater unter Mordanklage gestellt. Im Rückblick staune ich immer wieder, wie lange ich brauchte, bis ich die ganze Dimension dieser einfachen Feststellung erfasste. Damals erzählten mir meine Eltern, mein Dad hätte einen schlimmen Streit mit einem seiner befreundeten Kollegen gehabt, so wie ich manchmal schlimmen Streit mit Freunden in der Schule hatte, und dass die früheren Freunde jetzt böse auf ihn wären und gemeine, unfaire Dinge machten. Ich akzeptierte das natürlich - akzeptiere es eigentlich bis heute. Aber ich spürte, dass mehr dahintersteckte, schon allein weil mich alle Erwachsenen, die ich kannte, auf einmal vorsichtiger behandelten, als stünde ich auch unter

irgendeinem Verdacht - die Eltern meiner Freunde, die Lehrer in der Schule und vor allem meine Eltern, die mich kaum aus den Augen ließen, als steckte mir irgendeine furchtbare Krankheit in den Knochen. Mein Dad ging nicht mehr zur Arbeit. Eines Tages schwärmte ein Trupp Polizisten durch unser Haus. Und irgendwann erfuhr ich, entweder durch gezielte Fragen oder zufällig, dass meinem Vater was sehr Schlimmes passieren könnte - dass er vielleicht viele Jahre fortmusste und möglicherweise nie wieder mit uns zusammenleben würde. Er war vor Furcht gelähmt; das spürte ich. Und meine Mutter auch. Und so packte auch mich die nackte Angst. Sie schickten mich den Sommer über in ein Ferienlager, wo ich noch mehr Angst bekam, weil ich nicht zu Hause war. Ich spielte Baseball oder tobte mit Freunden herum, doch ständig überfiel mich das Gefühl, dass zu Hause vielleicht gerade etwas Schreckliches geschah. Jede Nacht weinte ich mir die Augen aus, bis man beschloss, mich zurückzuschicken. Und als ich nach Hause kam, war diese Sache, die sie Prozess nannten, vorüber.

Alle wussten, dass mein Vater nichts Böses getan hatte, dass seine früheren Freunde diese bösen Sachen gemacht hatten, genau wie meine Eltern immer gesagt hatten. Aber es war immer noch nicht alles in Ordnung. Mein Dad arbeitete nicht. Und irgendwie konnten meine Eltern nicht mehr normal miteinander umgehen. Es war keine Überraschung für mich, als meine Mom mir eröffnete, wir beide würden wegziehen. Ich hatte die ganze Zeit gewusst, dass irgendeine Katastrophe passiert war.

»Denken Sie, Ihr Dad hat Ärger verdient?«, fragte Detective Diaz.

»Selbstverständlich nicht.«

»Wir erfinden nichts«, sagte sie. Ich hatte mich noch nicht hingesetzt, und sie zeigte wieder auf den Stuhl, diesmal mit einem Stift. »Jemand wie Ihr Dad, der schon ewig und drei Tage dabei ist, da hat so jeder seine Meinung. Manche Leute, wissen Sie, die haben hier und da ein Hühnchen zu rupfen. Aber so ist das nun mal, nicht? Richter,

Staatsanwälte, Cops, die streuen sich ständig gegenseitig Sand ins Getriebe. Aber Ihr Dad kandidiert fürs Oberste Gericht. Das ist das Entscheidende. Irgendwer hat sich die Akte angesehen und gesagt: Das müssen wir abklären, ehe er vereidigt wird, sämtliche offenen Fragen beantworten.«

Sie bat mich, ihr zu schildern, was an dem Tag passiert war, als meine Mom starb. Oder, genauer gesagt, am Tag danach.

»Ist das der Grund?«, fragte ich. »Hat das eigenartig gewirkt - dass er einen Tag lang neben der Leiche gesessen hat?«

Sie hob eine Hand - die gleiche Geste, sie machte nur ihre Arbeit. »Ich weiß nicht. Die Familie von meiner Mom kam aus Irland, die haben die Leiche ins Wohnzimmer gelegt, Kerzen angemacht und die ganze Nacht dabeigesessen. Also, nein, denke ich. Wenn Leute jemanden verlieren, gibt's kein Handbuch, wie man sich zu verhalten hat. Da reagiert jeder anders. Aber wenn jemand auf Ärger

aus ist, würde er vielleicht sagen: >Nanu, das ist aber seltsam. Wieso hat er alles weggeräumt?< Sie wissen ja, wie die Leute manchmal sind: Was hat er da beseitigt? Was will er verdecken?«

Ich nickte. Das klang einleuchtend, obwohl mir selbst diese Fragen nie in den Sinn gekommen waren.

»Einer von den Kollegen hat sich notiert, dass Sie gesagt haben, Ihr Dad wollte nicht die Polizei verständigen?«

»Er war verwirrt. Ganz einfach. Ich meine, er müsste doch nun wirklich wissen, dass man die Cops benachrichtigen muss, oder?«

»Scheint mir auch so«, sagte Detective Diaz.

»Ja, aber das lag an der Situation«, sagte ich. »Ich meine, das schwache Herz lag bei ihr in der Familie, aber meine Mom war in bester Verfassung, trieb Sport, hielt sich fit. Haben Sie schon mal so plötzlich und unerwartet einen geliebten Menschen verloren? Das ist, als gäb's

plötzlich keine Schwerkraft mehr, als würde alles anfangen zu schweben. Sie wissen nicht, ob Sie stehen oder sitzen sollen. Sie können gar nicht mehr richtig denken. Sie müssen das erst mal in den Griff bekommen.«

»Kam Ihnen irgendwas ungewöhnlich vor, als Sie dort eintrafen?«

Und ob mir was ungewöhnlich vorkam: Meine Mutter lag tot im Bett meiner Eltern. Wie kam diese Frau bloß darauf, dass ich mich noch an irgendwas anderes erinnern könnte? Mein Vater hatte ihre Hände oben auf die Decke gelegt, und sie hatte eine Färbung angenommen, blass wie Wasser, die allein schon keinen Zweifel daran ließ, dass sie tot war. Ich weiß nicht, wann ein Kind zum ersten Mal begreift, dass seine Eltern vor ihm den Abgang machen werden. Aber meine Mutter schien vom Alter immer unberührt zu bleiben. Wenn einer der beiden irgendwann einfach umkippen würde, dann hätte ich das eher von meinem Vater erwartet, der in den letzten Jahren ein wenig aufgedunsen ist und oft über seinen

Rücken und hohes Cholesterin klagt.

»Und wann haben Sie Ihre Mom das letzte Mal lebend gesehen?«

»Am Abend davor. Wir waren zum Abendessen dort. Meine Freundin und ich.«

»Und wie war das?«

»Es war das erste gemeinsame Essen für uns vier. Alle wirkten ein bisschen nervös, was eigentlich seltsam war, weil meine Freundin meine Eltern schon kannte, ehe wir ein Paar wurden. Aber wissen Sie, manchmal erschwert das die Dinge, weil sich der Kontext geändert hat. Und ich glaube, meine Eltern hatten insgeheim immer Sorge, ich würde nie eine Frau finden, weil ich zu launisch bin und so, deshalb war es schon irgendwie ein wichtiger Anlass. Haben Sie Kinder?«

»Oh, ja. Alle schon richtig erwachsen, genau wie Sie.« Ich fand ihre Formulierung seltsam. Ich glaube nicht, dass mein Vater oder meine Mutter

mich je als richtig erwachsen bezeichnet hätten. Zugegeben, vielleicht hätte nicht mal ich selbst diese Worte benutzt. »Mein Sohn arbeitet bei Ford, hat schon zwei eigene Kinder, aber meine Tochter ist nicht verheiratet, und ich weiß nicht, ob sie's je sein wird. Kommt auf ihre Mutter, denk ich, will lieber allein bleiben. Ihr Vater? Der Mann war eine miese Ratte, aber heute wünschte ich, ich hätte ihr das nicht so oft gesagt. Sie ist auch bei der Polizei. Hab versucht, ihr das auszureden, aber sie wollte unbedingt.« Sie schüttelte verwundert den Kopf, und wir mussten beide lachen, doch dann stellte sie gleich die nächste Frage zu dem Abend, bevor meine Mutter starb.

»Wie wirkte Ihre Mom auf sie? Glücklich? Unglücklich? Ist Ihnen irgendwas in Erinnerung geblieben?«

»Meine Mom war seit Jahren wegen ihrer bipolaren Störung in Behandlung, wissen Sie, und manchmal merkt man ihr an, dass sie es nicht leicht hat. Merkte man ihr an.« Ich verzog das Gesicht wegen der Vergangenheitsform.

»Eigentlich kam mir alles ziemlich normal vor. Meine Mom war ein bisschen aufgekratzt, würde ich sagen, und mein Dad war stiller als normal, und meine Freundin war nervös.«

»Sie haben gesagt, Sie waren zum Abendessen da«, sagte Detective Diaz. »Wissen Sie noch, was es zu essen gab?«

»Zu essen?«

Sie blickte auf ihren Notizblock. »Genau, irgendwer will wissen, was Sie gegessen haben.« Sie zuckte die Achseln, nach dem Motto: Fragen Sie mich nicht, ich mache bloß meine Arbeit.

Das war das letzte Mal, dass ich meine Mom sah, deshalb war mir der Abend seit Wochen immer wieder durch den Kopf gegangen. Es fiel mir leicht, die Fragen zu beantworten, wer was zubereitet und was wir gegessen hatten, aber ich verstand nicht, wieso, und irgendwann dämmerte mir allmählich, dass ich besser den Mund halten sollte.

»Und wer hat Ihrer Mom beim Essen den Wein eingeschenkt? War das auch wieder Ihr Dad?«

Ich bedachte Detective Diaz mit einem vielsagenden Blick.

»Ich versuche bloß, jede Frage abzudecken, die irgendwer möglicherweise stellen könnte«, sagte sie. »Ich möchte Sie nicht noch einmal behelligen müssen.«

»Wer hat beim Essen den Wein eingeschenkt?«, überlegte ich laut, als wüsste ich es nicht mehr genau. »Vielleicht mein Dad. Er hat so einen speziellen Korkenzieher, mit dem meine Mom nie zurechtgekommen ist. Aber ich bin mir nicht sicher. Vielleicht war ich es sogar.«

Debby Diaz stellte noch ein paar Fragen, auf die ich ähnlich vage antwortete. Inzwischen hatte sie wahrscheinlich gemerkt, dass ich ihr was vormachte, aber das war mir egal. Schließlich schlug sie sich klatschend auf die Oberschenkel und ging zur Tür. Kaum hatte sie sie geöffnet, schnippte sie mit den Fingern.

»Ach übrigens, wie heißt Ihre Freundin? Vielleicht muss ich auch noch mit ihr reden.«

Ich hätte fast aufgelacht. Tolle Polizistin. Steht in der Wohnung der Frau und hat keine Ahnung. Aber ich schüttelte den Kopf, als könnte ich die Frage nicht beantworten. Darauf sah Diaz mich richtig durchdringend an. Wir hatten beide aufgehört, so zu tun, als ob.

»Tja, es kann ja kein Geheimnis sein«, sagte sie. »Zwingen Sie mich nicht dazu, es selbst rausfinden zu müssen.«

Ich sagte ihr, sie solle ihre Karte dalassen und ich würde sie an meine Freundin weiterleiten.

Noch ehe Detective Diaz unten durch die Lobby war, hatte ich meinen Dad schon auf seiner direkten Durchwahl erreicht. Er war gleich bei Öffnung der Wahllokale wählen gegangen und dann weiter zur Arbeit gefahren, als wäre es ein ganz normaler Tag, obwohl es in dieser Phase für keinen von uns beiden normale Tage gab.

Er klang richtig froh, als er meine Stimme hörte. So klingt er immer, wenn ich anrufe. Aber ich konnte kurz nicht sprechen. Bis zu diesem Moment war mir nicht richtig klar gewesen, was ich sagen würde.

»Dad«, sagte ich. »Dad, ich hab große Angst, dass du in Schwierigkeiten steckst.«

Kapitel 24

Tommy, 22. Juni 2009

Tommy Molto hatte Sandy Stern schon immer mit gemischten Gefühlen betrachtet. Sandy war gut, keine Frage. Ein Schuster, der stolz auf sein Handwerk war, bewunderte ja auch einen anderen, der aus makellosem Leder Schuhe fertigte, die hart wie Eisen waren und sich am Fuß wie Samt anfühlten. Sandy war ein Maestro im

Gerichtssaal. Er war argentinischer Abstammung und in den 1940ern während der Unruhen um Perón in die Vereinigten Staaten gekommen, und auch sechzig Jahre später spielte er noch den gelackten lateinamerikanischen Gentleman, mit einem ganz leichten Akzent, der seine Sprache würzte wie eine exotische Zutat - Trüffelöl oder Meersalz -, und mit Manieren wie der Empfangschef eines Luxushotels. Seine Masche kam dieser Tage besser an denn je, weil seine gelegentlichen halblauten Bemerkungen en espanol von mindestens zwei oder drei Geschworenen für die anderen übersetzt werden konnten.

Aber bei Sandy musste man aufpassen. Weil er so elegant wirkte, so korrekt, sah man ihm mehr nach als einem kleinen Anwalt, der bloß Kleinkriminelle vertrat. Tommy wusste, dass der ganze Schwachsinn, der ihm während Rusty Sabichs erstem Prozess um die Ohren geflogen war, die subtilen Vorwürfe, er wäre daran beteiligt gewesen, die Beweislage zu verfälschen, von

Sandy ausgebrütet worden war, der sich in den Jahren danach Tommy gegenüber verhalten hatte, als wäre nichts von Bedeutung passiert, als hätte er in Tommys Leben nicht einen Makel hinterlassen, der bis heute nicht getilgt war.

Derzeit führte Sandy einen Kampf gegen den Krebs. Seinem Aussehen nach zu urteilen, stand es nicht gut um ihn. Er hatte eine Yul-Brynner-Frisur und bestimmt dreißig Kilo abgenommen, und von den Medikamenten hatte er einen Ausschlag bekommen, der ihm regelrecht eine Feuerspur durchs Gesicht zog. Gerade eben, ehe die Verhandlung weiterging, hatte Tommy Sandy gefragt, wie es ihm ging.

»Stabil«, sagte Sandy. »Ich wehre mich. In ein paar Wochen wissen wir mehr. Die letzte Therapie hat ganz gut angeschlagen. Auch wenn ich jetzt aussehe wie eine Figur aus Star Wars.« Er zeigte auf seine Wange.

»Ich schließe Sie in meine Gebete ein«, sagte Tommy. So ein Versprechen gab er nie, ohne es

auch zu halten.

Aber so war das mit Sandy Stern. Man betete für seine Seele, und er fiel einem in den Rücken. Der Angeklagte trat nie als Erster in den Zeugenstand. Der Beschuldigte war in einem Prozess immer der letzte Akt, die Hauptattraktion, und er kam erst im allerletzten Augenblick zum Einsatz, damit die Entscheidung, als Zeuge aufzutreten, im Lichte der gesamten Beweisführung getroffen werden konnte und der Angeklagte bei den Geschworenen den größten Eindruck hinterließ, ehe die sich zur Beratung zurückzogen. Nicht dass Tommy völlig überrascht gewesen wäre. Er hatte schon die ganze Zeit mit Rustys Auftritt gerechnet, schon seit Richter Yee in der Vorverhandlung, im Richterzimmer, außer Hörweite der Presse, entschieden hatte, dass nichts aus dem ersten Prozess - weder die DNS-Ergebnisse noch der Mord an Carolyn Polhemus noch irgendetwas über das damit verbundene Gerichtsverfahren - in diesem Gerichtssaal zur Sprache kommen durfte. Aber Tommy hatte vorgehabt, die kommenden

Nächte zu opfern, um sich gründlich vorzubereiten, Rustys Kreuzverhör genau zu planen und mit Brand durchzuspielen. Jetzt jedoch würde es genauso sein wie zu Tommys Zeit am Drogengericht vor dreißig Jahren, als er so viele Fälle gleichzeitig betreute, dass er sich auf keinen richtig vorbereiten konnte und seine Kreuzverhöre intuitiv führen musste. Wenn damals tatsächlich mal ein Angeklagter in den Zeugenstand trat, hätte man ihn am liebsten als Erstes nach seinem Namen gefragt, der einem entfallen war.

Während Tommy am Tisch der Anklagevertretung stand und so tat, als ginge er seine Unterlagen noch einmal durch, als gäbe es in seinen hastig hingekritzelten Notizen tatsächlich eine bestimmte Ordnung, überkam ihn eine Ruhe, die ihn schon den ganzen Fall hindurch begleitet hatte. Niemand würde je behaupten, dass Tommy im Gerichtssaal einen gelassenen Eindruck machte, in diesem Prozess ebenso wenig wie in anderen. Aber anders als sonst in den letzten Jahren, wo er während laufender Verfahren nachts regelmäßig von

Ängsten heimgesucht wurde und mehrmals aufstand, war er jetzt mehr oder weniger entspannt und konnte neben Dominga die Nacht durchschlafen. Er wusste, die Auswirkungen, die dieses Urteil auf seine Zukunft und die seiner Familie haben würde, darauf, wie er für den Rest seines Lebens wahrgenommen werden würde, waren so groß, dass er sie schlicht als den Willen Gottes hinnehmen musste. Normalerweise hielt er nichts von der Vorstellung, dass Gott Seine Zeit damit vergeuden könnte, sich um ein so unbedeutendes Wesen wie Tommy Molto zu kümmern. Aber wieso hätten Rusty und er sich entgegen aller Wahrscheinlichkeit ein zweites Mal vor Gericht begegnen sollen, wenn der Ausgang des ersten Prozesses nicht gegen irgendeinen Grundsatz göttlicher Gerechtigkeit verstieß?

Zudem war Tommys Gefühlslage dadurch gefestigt worden, dass die Beweisführung der Anklage doch ein hübscheres Päckchen ergeben hatte, als er erwartet hatte. Tommy war seit dreißig Jahren Ankläger, und er wusste, wie wichtig es

war, in dieser Phase der Verhandlungen an sich selbst zu glauben. Selbst im Griff der Paranoia musste man auf seinen Sieg vertrauen, sonst hatte man nicht die geringste Chance, die Geschworenen zu überzeugen. Und er war argwöhnisch. Noch war nicht abzusehen, was Stern vorhatte, doch aufgrund seiner langjährigen Erfahrung mit dem Mann erwartete Tommy das Unerwartete.

Das Eröffinungsplädoyer, das Stern vor zwei Wochen bei Prozessbeginn gehalten hatte, war ein fades Mantra von »begründeten Zweifeln«, in dem Stern nicht weniger als acht Mal den Begriff »Indizienprozess« bemühte. »Die Beweisführung der Anklage hat kein Geständnis vorzuweisen, keinen Augenzeugen. Die Beweisführung wird sich fast gänzlich auf Hypothesen stützen, die verschiedene Sachverständige über das Geschehen aufgestellt haben. Sie werden die Sachverständigen der Anklagevertreter hören und dann mindestens ebenso qualifizierte Sachverständige der Verteidigung, die Ihnen sagen werden, dass die Sachverständigen der Anklage

sich mit hoher Wahrscheinlichkeit irren. Und, Ladys und Gentlemen, selbst die Sachverständigen der Anklagevertretung werden nicht mit Sicherheit sagen können, dass Mrs Sabich ermordet wurde, und schon gar nicht, von wem.« Stern war mit besorgtem Stirnrunzeln vor den Geschworenen stehen geblieben, als wäre ihm gerade erst klar geworden, wie abwegig es doch war, jemanden aufgrund einer derart dünnen Beweislage des Mordes überhaupt anzuklagen. Er war einige Schritte näher auf die Geschworenen zugegangen, als jeder Richter es normalerweise zulassen würde, und umklammerte das Geländer vor der Geschworenenbank, um sich abzustützen. Trotz der sommerlichen Hitze draußen trug Stern einen Dreiteiler, zweifellos aus seiner beleibtesten Lebensphase, der ihm jetzt so formlos um den Körper hing wie - kein Zufall - ein Krankenhaushemd. Es gab keinen Wechselfall des Lebens, den Sandy Stern nicht im Gerichtssaal zu seinen Gunsten ausschlachten würde. Sein ganzes Wesen war darauf ausgerichtet, er konnte nicht anders, so wie manche Männer nicht aufhören

konnten, an Sex oder Geld zu denken. Er hatte sogar eine Möglichkeit gefunden, die Tatsache, dass er so abstoßend aussah wie eine Horrorgestalt, zum Wohle seines Mandanten zu nutzen. Seine reine Anwesenheit schien zu vermitteln, dass er vom Totenbett auferstanden war, um eine himmelschreiende Ungerechtigkeit zu verhindern. Lasst Rusty frei, so schien er zu sagen, und ich kann in Frieden sterben.

Schwer zu sagen, ob die Geschworenen darauf reinfallen würden, aber falls sie die Beweisführung der Staatsanwaltschaft aufmerksam verfolgt hatten, mussten sie eigentlich einsehen, dass die Ankläger nicht unrecht hatten. Nach einigem Hin und Her hatten sie als ersten Zeugen Rustys Sohn Nat aufgerufen. Das war riskant, vor allem, da Yee bereits entschieden hatte, dass Nat nach seiner Aussage im Gerichtssaal bleiben durfte, um seinem Vater beizustehen, und zwar ungeachtet dessen, dass er auch noch als Zeuge der Verteidigung aussagen würde. Trotzdem, es machte sich immer gut, wenn man die Gegenseite

für sich aussagen lassen konnte, und Nat war ein ehrlicher Bursche, der Tag für Tag hier saß und mitunter aussah, als hätte er selbst so seine Zweifel. Im Zeugenstand räumte der jüngere Sabich ein, was er einräumen musste - dass sein Vater nach Barbaras Tod nicht die Polizei verständigen wollte oder dass Rusty an dem Abend, bevor sie starb, die Steaks gegrillt und den Wein eingeschenkt hatte, wodurch er reichlich Gelegenheit gehabt hätte, seiner Frau unbemerkt eine tödliche Dosis Phenelzin zu verabreichen.

Als Nächste wurde Nenny Strack aufgerufen. Sie trat besser auf als damals in Tommys Büro, nahm jedoch im Kreuzverhör fast alles zurück. Aber sie hatten sie nun mal am Hals. Wenn sie einen anderen Toxikologen aufgerufen hätten, dann würde Strack für die Verteidigung aussagen, den anderen Experten anfechten und beteuern, dass sie alle diese Bedenken auch der Staatsanwaltschaft gegenüber geäußert hatte. Stattdessen brachte Brand die Sache wieder in Ordnung, indem er den Rechtsmediziner aufrief, der aussagte, dass

Barbara seiner sachverständigen Meinung nach an einer Überdosis Phenelzin gestorben war. Im Kreuzverhör nahm sich Marta Stern Dr. Russell zur Brust, und er geriet schwer unter Beschuss. Marta machte deutlich, dass Russell anfänglich von einer natürlichen Todesursache ausgegangen war und diese Möglichkeit aufgrund von postmortaler Redistribution auch jetzt noch nicht definitiv ausschließen konnte.

Aus diesem tiefen Tal war die Anklagevertretung stetig wieder nach oben ins Sonnenlicht geklettert. Barbaras eigener Pharmakologe trat kurz in den Zeugenstand und sagte aus, dass er sie wiederholt vor den Gefahren von Phenelzin gewarnt und die Nahrungsmittel genannt hatte, die sie meiden musste, wenn sie das Medikament einnahm. Harnason war Harnason, wirkte verschlagen und eigenartig, aber er hielt sich ans Drehbuch. Im Gegenzug für seine Aussage würde seine Haftstrafe von hundert auf fünfzig Jahre verringert werden, aber Harnason schien der einzige Mensch im Saal zu sein, dem nicht bewusst war, dass er im

Gefängnis sterben würde. Er war der erste Zeuge, der nicht von Marta, sondern von Stern selbst ins Kreuzverhör genommen wurde, aber es war ein seltsam zurückhaltender Auftritt. Sandy hielt sich kaum damit auf, Harnason mit den garstigen Tatsachen zu attackieren, die der schon bei Brands Befragung eingestanden hatte — dass Harnason ein notorischer Lügner und Betrüger war, ein Flüchtling, der einen vor Gericht geleisteten Eid gebrochen hatte, und ein Mörder, der Nacht für Nacht neben seinem Geliebten geschlafen hatte, während er ihn gleichzeitig langsam vergiftete. Stattdessen ritt Stern die meiste Zeit auf Harnasons erster Anklage vor dreißig Jahren herum und ermunterte den Mann, sich darüber auszulassen, wie ungerecht seine Gefängnisstrafe gewesen war und wie Rustys Entscheidung praktisch sein Leben zerstört hatte. Aber Stern ging mit keinem Wort auf Harnasons Aussage ein, dass Rusty ihm vorab die Entscheidung des Berufungsgerichts verraten und ihn gefragt hatte, was es für ein Gefühl sei, jemanden zu vergiften.

Anschließend hatte George Mason, kommissarischer Chefrichter des Berufungsgerichts, ausführlich richterliche Grundprinzipien erläutert und Sabich damit ziemlich geschadet, wenngleich er im Kreuzverhör betonte, dass er ein langjähriger Freund Rustys sei und nach wie vor eine hohe Meinung von dessen Integrität und Glaubwürdigkeit habe.

Prima Dana Mann, glattzüngig, aber als Zeuge sichtlich nervös, hatte ausgesagt, dass seine Kanzlei ausschließlich Scheidungsfälle betreute, und zugegeben, dass er Rusty zweimal beraten hatte, das zweite Mal nur drei Wochen vor Barbaras Tod.

Zum Schluss hatte die Anklagevertretung ihre schwersten Geschütze aufgefahren: dass Rusty das Phenelzin abgeholt hatte, den Bericht über die Fingerabdrücke auf den Medikamenten aus Barbaras Arzneischrank, Rustys Einkäufe an Barbaras Todestag und schließlich Milo Gorvetich, den Computerexperten, der all die belastenden Dinge darlegte, auf die sie gestoßen waren,

nachdem sie Rustys Privatcomputer beschlagnahmt hatten.

Nachdem die Anklage ihre Beweisaufnahme abgeschlossen hatte, stellte Marta einen Antrag auf Klageabweisung und erklärte leidenschaftlich, die Anklagevertretung habe nicht nachweisen können, dass überhaupt ein Mord begangen worden war. Richter Yee behielt sich eine Entscheidung vor. Normalerweise war das ein Zeichen dafür, dass der Richter mit dem Gedanken spielte, dem Antrag stattzugeben, doch Tommy vermutete eher, dass das nur Basil Yees typische Art war, reserviert und vorsichtig wie manche Hauskatzen.

Während Tommy jetzt neben dem Tisch der Anklagevertretung stand und seine Notizen durchblätterte, rutschte Jim Brand, der noch nach seinem morgendlichen Aftershave roch, mit seinem Stuhl näher und beugte sich zu ihm.

»Fragst du ihn nach der Frau?«

Tommy hatte in diesem Punkt nicht viel Hoffnung, aber er spürte, dass Yee ungeduldig wurde. Er trat

vor. Yee hatte irgendwelche Unterlagen durchgesehen und blickte nun von der Richterbank zu Molto herunter.

»Euer Ehren, würden Sie uns anhören, ehe ich beginne?«

Nach drei Prozesswochen wussten die Geschworenen, was das bedeutete, und wurden unruhig. Mit Rücksicht auf Stern, der bei den geflüsterten Konferenzen neben der Richterbank nicht lange stehen konnte, ließ der Richter die Geschworenenbank räumen. Die Geschworenen mochten dieses Rein-und-raus-Schlurfen nicht, weil es ihnen das Gefühl gab, wie Kinder behandelt zu werden, die nicht mitbekommen sollten, worüber sich die Erwachsenen unterhielten.

Sobald sie draußen waren, trat Molto noch einen Schritt näher.

»Euer Ehren, da der Angeklagte sich entschlossen hat, als Zeuge aufzutreten, möchte ich ihn zu der Affäre befragen, die er vorletztes Jahr hatte.«

Sofort schoss Marta hoch, um Einspruch einzulegen. Es war für Tommy ein unerwarteter Rückschlag gewesen, dass Richter Yee dem Antrag der Verteidigung stattgegeben hatte, der es den Anklägern untersagte, den Beweis dafür anzutreten, dass Rusty im Frühjahr 2007 eine Geliebte gehabt hatte. Marta Stern hatte argumentiert, selbst wenn man die dürftigen Beweise für Sabichs Untreue akzeptierte - die Zeugen, die ihn in Hotels gesehen hatten, der Test auf Geschlechtskrankheiten -, so endeten diese doch fünfzehn Monate vor Barbaras Tod, allen voran das angebliche Verhaltensmuster des Chefrichters, von seinem Gehaltsscheck Bargeld abzuzweigen, um die Affäre zu finanzieren. Ohne hinreichende Belege dafür, dass Sabich mit dieser Frau auch noch zusammen war, als Mrs Sabich angeblich ermordet wurde, war der Sachverhalt irrelevant.

»Euer Ehren, es wäre ein mögliches Motiv«, hatte Tommy protestiert.«

»Inwiefern?«, fragte Yee.

»Weil er vielleicht mit dieser Frau zusammen sein wollte, Euer Ehren.«

»Vielleicht?« Richter Yee hatte den Kopf geschüttelt. »Beweisen, dass Richter Sabich irgendwann eine Affäre hatte - das kein Beweis dafür, dass er Mörder, Mr Molto. Wenn das Beweis«, sagte der Richter, »viele Männer sind Mörder.« Die Presseleute, die während der Vorverhandlung in der ersten Reihe saßen, hatten losgebrüllt, als hätte sich der stille Richter aus der Provinz in einen Komiker verwandelt.

Marta, die einen Brokatblazer trug, kam jetzt mit ihren roten Shirley-Temple-Löckchen nach vorne, um Tommys Bitte zu widersprechen, die der Richter schon vor Prozessbeginn abgelehnt hatte.

»Euer Ehren, das ist ein offensichtlich inakzeptabler Nachteil für den Angeklagten. Damit werden Spekulationen geweckt, dass Richter Sabich eine Affäre hatte, was, wie das Gericht bereits erklärt hat, für dieses Verfahren irrelevant ist. Und es ist dem Angeklagten

gegenüber unfair, dessen Entscheidung zur Aussage auf den früheren Beschlüssen des Gerichts beruht.«

»Euer Ehren«, sagte Tommy, »Ihre Entscheidung trug der Tatsache Rechnung, dass es keinen Beweis dafür gibt, dass der Angeklagte zum Zeitpunkt des Mordes mit dieser unbekannten Frau zusammen war. Aber jetzt, wo er im Zeugenstand ist, sollten wir ihn zumindest zu diesem Punkt befragen dürfen.«

Richter Yee blickte zur Decke und fasste sich ans Kinn.

»Jetzt«, sagte er.

»Wie bitte?«, fragte Tommy. Der Richter war mit seiner frugalen Wortwahl zuweilen rätselhaft.

»Fragen Sie jetzt. Nicht gleich mit Geschworenen.«

»Jetzt?«, echote Tommy. Irgendwie fing er Rustys Blick auf, der ebenso verblüfft wirkte wie Tommy.

»Sie wollen fragen«, sagte der Richter. »Fragen

Sie.«

Tommy hatte damit gerechnet, abgelehnt zu werden, und einen Moment lang fehlten ihm die Worte.

»Richter Sabich«, sagte er schließlich, »hatten sie im Frühjahr 2007 eine Affäre?«

»Nein, nein, nein«, sagte Yee. Er schüttelte, wie er das mitunter tat, oberlehrerhaft den Kopf. Der Richter war ein paar Pfund zu schwer, hatte ein Mondgesicht und schütteres graues Haar, das ihm am Schädel klebte. Wie Rusty kannte auch Tommy Yee schon seit vielen Jahren. Obwohl man bei dem Mann eigentlich nicht behaupten konnte, ihn zu kennen, dafür war er viel zu eigenbrötlerisch. Er war in Ware als Einzelgänger aufgewachsen, nicht nur, weil er für die dortige Landbevölkerung zu exotisch aussah und sprach, sondern auch weil er schon in der Schule eine dieser Intelligenzbestien war, die keiner verstehen konnte, selbst wenn er richtiges Englisch gesprochen hätte. Warum Yee beschlossen hatte, ausgerechnet Prozessanwalt zu

werden, was vielleicht der einzige Beruf der Welt war, wovon ihm jeder halbwegs vernünftige Mensch abgeraten hätte, war allen ein Rätsel. Er hatte Macken, jeder hatte welche. Aber die Staatsanwaltschaft von Morgan County konnte ihn unmöglich ablehnen, einen Einheimischen, dessen Leistungen im Studium - er war der Beste seines Jahrgangs gewesen - die jedes Bewerbers der letzten zwanzig Jahre in den Schatten stellten. Wider Erwarten hatte Yee sich als Staatsanwalt ganz gut geschlagen, obwohl er am ehesten bei Berufungsverhandlungen glänzte. Letzten Endes setzte der Oberstaatsanwalt Himmel und Hölle in Bewegung, um ihn auf die Richterbank zu bekommen, wo Basil Yee regelrecht glänzte. Er war dafür bekannt, bei Juristentagungen auf den Putz zu hauen. Er trank etwas zu viel und verbrachte die Nächte am Pokertisch, einer von diesen Männern, die nicht oft von zu Hause wegkamen und die wenigen Gelegenheiten weidlich auskosteten.

Als Yee vom Obersten Gericht für den Vorsitz in

diesem Prozess ernannt wurde, war Brand begeistert gewesen. Yee hatte in Prozessen, wo er allein über Schuld oder Unschuld befinden musste, erstaunlich einseitig zugunsten der Anklagevertretung entschieden, daher wussten sie, dass Stern sich keinesfalls gegen Geschworene aussprechen würde. Aber im Laufe der Jahre hatte Tommy gelernt, dass es bei jedem Prozess drei unterschiedliche Interessengruppen gab - die Anklage, die Verteidigung und das Gericht. Und das, was der Richter wollte, hatte häufig nichts mit den Sachverhalten des Falles zu tun. Yee war für diesen Prozess mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit aufgrund seiner Statistik ausgewählt worden, denn er war der Richter, dessen Urteile im Staat am seltensten aufgehoben wurden, worauf er ungemein stolz war. Aber er hatte diese Spitzenposition nicht zufällig erreicht. Damit ging einher, dass er keine riskanten Entscheidungen traf. Im Strafrecht hatte nur der Angeklagte das Recht, Berufung einzulegen, und somit würde Richter Yee in Fragen der Beweisführung nur dann gegen Sabich

entscheiden, wenn es Präzedenzfälle gab, die Tommys Argumentation eindeutig bestätigten. Im Herzen war Yee Staatsanwalt geblieben. Falls sie einen Schuldspruch für Rusty erreichten, würde er lebenslänglich bekommen. Doch bis dahin würde Richter Yee dem Angeklagten jeden erdenklichen Spielraum lassen.

»Besser ich frage, Mr Molto.« Der Richter lächelte. Im Grunde seines Herzens war er ein sanfter Mann. »Geht schneller«, sagte er. »Richter Sabich, als Ihre Frau starb, hatten Sie Affäre, Romanze, was immer« - Yee gestikulierte mit seinen kleinen Händen, um sich verständlich zu machen -, »irgendeinen Umgang mit anderer Frau?«

Rusty hatte sich auf dem Stuhl im Zeugenstand herumgedreht, um den Richter anzusehen. »Nein, Sir.«

»Und vorher, sagen wir, drei Monate - irgendeine Affäre, Romanze?«

»Nein, Sir.«

Der Richter nickte mit dem ganzen Oberkörper und forderte Molto mit einer Hand zu weiteren Fragen auf.

Tommy hatte sich zum Tisch der Anklagevertretung zurückgezogen und stand neben Brands Stuhl. Jim flüsterte: »Frag ihn, ob er sich amouröse Hoffnungen auf irgendeine Frau machte.«

Als Tommy die Frage stellte, reagierte Yee erneut mit einem entschiedenen Kopfschütteln.

»Nein, nein, Mr Molto, nicht in Amerika«, sagte der Richter. »Keine Gefängnisstrafe für was in Kopf eines Mannes.« Yee sah Rusty an. »Richter«, sagte Yee, »haben Sie mit anderer Frau über Liebe geredet? Irgendwann, sagen wir, drei Monate vor Tod von Ehefrau?«

Rusty antwortete sofort: »Nein, Sir.«

»Meine Entscheidung bleibt, Mr Molto«, sagte der Richter.

Tommy zuckte die Achseln und schaute zu Brand

rüber, der aussah, als hätte Yee ihn mit einer Klinge durchbohrt. Die ganze Vorgehensweise brachte Tommy ein bisschen über Yee ins Grübeln. So spießig er auch wirkte, mit seinen Viskosehemden und der altmodischen Plastikbrille, er könnte auf Abwege geraten sein. Stille Wasser sind tief. Wenn es um Sex ging, wusste man nie.

»Holen Sie Geschworenen zurück«, sagte Richter Yee zu dem Gerichtsdiener.

Jetzt, wo es richtig losging, wusste Tommy plötzlich nicht mehr weiter.

»Wie soll ich ihn anreden?«, flüsterte er Brand zu. »Stern hat >Rusty< zu ihm gesagt.«

»>Richter<«, flüsterte Brand beschwörend. Er hatte natürlich recht. Wenn sie sich mit Vornamen ansprachen, würde das wieder diesem Vendetta-Gerede Futter liefern.

Tommy knöpfte sein Jackett zu. Wie immer war es um den Bauch rum ein klein wenig zu eng.

»Richter Sabich«, sagte er.

»Mr Molto.«

Auf dem Zeugenstand brachte Rusty immerhin ein Kopfnicken und ein Mona-Lisa-Lächeln zustande, das irgendwie ihrer jahrzehntelangen Bekanntschaft Tribut zollte. Es war eine dezente, aber gezielte Geste, eine von diesen Kleinigkeiten, die Geschworene immer registrierten. Auf einmal erinnerte sich Tommy an etwas, das er schon monatelang verdrängt hatte. Tommy war nur ein oder zwei Jahre nach Rusty zur Staatsanwaltschaft gekommen, sodass sie im Laufe der Zeit um dieselben Prozesse, dieselben Beförderungen hätten rivalisieren können. Aber dazu kam es nicht. Tommys bester Freund, Nico Deila Guardia, war Rustys Hauptkonkurrent gewesen. Tommy schaffte es nie bis dahin. Es war für alle offensichtlich, dass er nicht Rustys Intelligenz, Rustys Ausgebufftheit besaß. Alle hatten das gewusst, erinnerte sich Molto. Nicht zuletzt er selbst.

Kapitel 25

Nat, 22. Juni 2009

Sobald ich höre, worüber Tommy Molto mit Richter Yee sprechen möchte, husche ich zum Tisch der Verteidigung, gehe in die Hocke und flüstere Stern zu, dass ich mir draußen die Beine vertrete. Sandy nickt ernst. Ich haste zur Tür, ehe Molto viel sagen kann.

Wenige Stunden nach Debby Diaz' Besuch am Wahltag hatte mein Dad herausgefunden, dass er angeklagt werden würde. In den Wochen nach dem Tod meiner Mutter hatte er seinen Wahlkampf mehr oder weniger auf Eis gelegt. Koll tat es ihm für kurze Zeit gleich, brachte aber Mitte Oktober wieder seine angriffslustigen Werbespots. Mein Dad reagierte mit eigenen offensiven Spots, doch die einzige Veranstaltung, an der er teilnahm,

war eine Podiumsdiskussion, zu der ihn eine Wählerinnenvereinigung eingeladen hatte und die auch im Fernsehen übertragen worden war.

Der Wahlabend verlangte jedoch nach einer Party, weniger für ihn als für seine Wahlhelfer, die sich wochenlang für ihn eingesetzt hatten. Ich ließ mich kurz vor zehn Uhr dort blicken, weil Ray Horgan mich gebeten hatte, hinzukommen und mich auf Fotos mit meinem Dad ablichten zu lassen. Da ich wusste, dass Ray dort sein würde, bedrängte ich Anna nicht, als sie mich bat, allein hinzugehen.

Ray hatte eine große Ecksuite im Dulcimer gebucht, und als ich ankam, waren ungefähr zwanzig Leute da, die auf den Fernseher schielten, während sie sich um die Platten mit den Häppchen drängten. Mein Dad war nirgends zu sehen, und irgendwer bugsierte mich in einen Nebenraum, wo mein Dad in ein ernstes Gespräch mit Ray vertieft war. Sie waren allein im Zimmer, und wie ich mir schon gedacht hatte, schwirrte Ray ab, sobald er mich sah. Mein Dad hatte seinen Krawattenknoten tief heruntergezogen und sah

noch abwesender und verbrauchter aus als in den ersten Wochen nach Moms Tod. Meine Eltern hatten es nie leicht miteinander gehabt, aber ihr Ableben schien ihn bis ins Innerste ausgehöhlt zu haben. Er war so tieftraurig, wie ich es nicht erwartet hätte.

Ich umarmte ihn und gratulierte, aber Debby Diaz hatte mich so nervös gemacht, dass ich ihn gleich darauf ansprach.

»Hab ich«, sagte er, als ich ihn fragte, ob er herausgefunden hatte, was das Ganze sollte. Er bedeutete mir, mich zu setzen. Ich nahm mir ein Stück Käse von einem Tablett auf dem Couchtisch zwischen uns. Mein Vater sagte: »Tommy Molto hat vor, gegen mich Anklage wegen Mordes an deiner Mutter zu erheben.« Er hielt meinen Blick fest, während das Festplattenlaufwerk in meinem Gehirn eine ganze Weile vergeblich arbeitete.

»Das ist doch verrückt, oder?«

»Es ist verrückt«, antwortete er. »Ich vermute, sie werden dich als Zeugen benennen. Sandy war

heute Nachmittag bei ihnen, und sie haben ihm höflicherweise einen kleinen Einblick in ihre Beweise gegeben.«

»Ich? Wieso bin ich Zeuge?«

»Du hast nichts falsch gemacht, Nat, aber das soll dir Sandy erklären. Ich sollte nicht mit dir über die Beweislage reden.

Aber es gibt ein paar Dinge, die ich dir lieber selbst sagen möchte.«

Mein Dad stand auf und schaltete den Fernseher ab. Dann ließ er sich zurück in den Polstersessel fallen. Er sah aus, wie alte Leute aussehen, wenn sie den Faden verloren haben und sich Unsicherheit auf ihrem Gesicht ausbreitet, mit einem leichten Beben in der Kinnpartie. Mir ging es nicht besser. Ich spürte, dass mir jeden Augenblick die Tränen kommen würden. Irgendwie hat es mich schon immer verlegen gemacht, vor meinem Dad zu weinen, weil ich weiß, dass er so etwas nie tun würde.

»Ich bin sicher, es kommt heute Abend in den Nachrichten und morgen in den Zeitungen«, sagte er. »Sie haben das Haus gegen sechs Uhr durchsucht, sobald die Wahllokale geschlossen hatten. Da war Sandy noch bei der Staatsanwaltschaft. Nette Geste«, sagte mein Vater und schüttelte den Kopf.

»Wonach suchen sie denn?«

»Ich weiß es nicht genau. Ich weiß, dass sie meinen Computer mitgenommen haben. Was problematisch ist, weil da so viel vertrauliches Material vom Gericht drauf ist. Sandy hat schon mit George Mason gesprochen.« Mein Dad schaute zu den schweren Brokatvorhängen mit Paisleymuster hinüber, hässliche Dinger, von denen anscheinend irgendwer gedacht hatte, sie sähen luxuriös aus. Er schüttelte leicht den Kopf, weil er wusste, dass er vom Thema abgeglitten war. »Nat, wenn du mit Sandy über den Fall sprichst, wirst du einiges erfahren, von dem ich weiß, dass es dich enttäuschen wird.«

»Was denn?«

Er faltete die Hände im Schoß. Ich habe die Hände meines Vaters schon immer geliebt, groß und dick, rau zu jeder Jahreszeit.

»Letztes Jahr war ich mit jemandem zusammen, Nat.«

Zuerst verstand ich nicht, was er sagen wollte.

»Meinst du eine Frau? Du warst mit einer anderen Frau zusammen?«

»Zusammen sein«, das klang so schön harmlos.

»Richtig.« Ich merkte, dass mein Dad versuchte, tapfer zu sein und nicht wegzusehen.

»Wusste Mom davon?«

»Ich hab es ihr nie gesagt.«

»Mein Gott, Dad.«

»Es tut mir leid, Nat. Ich will nicht mal versuchen, es irgendwie zu erklären.«

»Richtig, lass es lieber«, sagte ich. Mir hämmerte

das Herz, und ich war rot angelaufen, und dachte gleichzeitig, Warum zum Teufel schäme ich mich denn? »Verdammt, Dad. Wer war sie?«

»Das spielt doch wirklich keine Rolle, oder? Sie ist sehr viel jünger. Ich bin sicher, ein Psychologe würde sagen, ich hätte versucht, meine Jugend nachzuholen. Es war schon lange aus und vorbei, als deine Mutter starb.«

»Kenne ich sie?«

Er schüttelte mit Nachdruck den Kopf.

»Verdammt«, sagte ich noch mal. Ich war noch nie schnell von Begriff. Egal worum es geht, ich muss die Dinge eine Weile in mir gären lassen, ehe ich eine eigene Meinung entwickele, und ich sah ein, dass ich mich mit dieser Neuigkeit ziemlich lange würde rumschlagen müssen. Nur eines wusste ich ganz sicher, nämlich dass das absolut nicht cool war und ich wegwollte. Ich stand auf und sagte das Erste, was mir in den Sinn kam. »Verdammt noch mal, Dad. Warum hast du dir nicht lieber einen Scheißsportwagen gekauft?«

Seine Augen blickten zu mir hoch und senkten sich wieder. Ich sah ihm an, dass er sozusagen bis zehn zählte. Die Missbilligung meines Vaters hat zwischen uns beiden schon immer zu Problemen geführt. Er hält sich für stoisch und unergründlich, aber ich merke unweigerlich, wenn seine Stirn sich kräuselt, und sei es auch nur minimal, und seine Pupillen dunkler werden. Und die Wirkung auf mich ist ähnlich hart wie eine Ohrfeige. Selbst in diesem Moment, wo ich doch alles Recht der Welt hatte, wütend zu sein, schämte ich mich für meine Bemerkung.

Endlich antwortete er leise.

»Weil ich wohl keinen Scheißsportwagen haben wollte«, sagte er.

Ich hatte eine Papierserviette in der Faust zusammengeknüllt und warf sie jetzt auf den Tisch. »Noch etwas, Nat.«

Ich war inzwischen zu aufgewühlt, um noch zu reden.

»Ich habe deine Mutter nicht getötet. Ich kann dir das jetzt nicht alles erklären, aber dieser Fall ist alter Wein in neuen Schläuchen. Ein Haufen abgestandener Schwachsinn von einem Besessenen, der einfach nicht loslassen kann.« Mein Vater, normalerweise der Inbegriff der Mäßigung, wirkte selbst verblüfft über seine unverblümte Einschätzung des Staatsanwalts. »Aber glaube mir. Ich habe nie jemanden getötet. Und erst recht nicht deine Mutter, Gott ist mein Zeuge. Ich habe sie nicht getötet, Nat.« Seine blauen Augen blickten erneut in meine.

Ich stand über den Tisch gebeugt und hatte nur noch den Wunsch, endlich abzuhauen, also stieß ich einfach ein »Ich weiß« hervor und ging.

Marta Sterns Kopf schaut aus der Tür zum Gerichtssaal. Sie hat dieses zerzaust wirkende, rötliche Lockenhaar, trägt lange moderne Ohrringe mit buntem Glas darin und hat das leicht vertrocknete Aussehen einer ehemals dicken

Person, die dünn geworden ist, indem sie Sport treibt wie eine "Wahnsinnige. Während des Prozesses war sie bis jetzt sozusagen für mich verantwortlich, irgendwas zwischen Schutzengel und Aufpasserin.

»Es geht los.« Während ich neben ihr hergehe, fasst sie meinen Arm und flüstert: »Yee ist bei seiner Entscheidung geblieben.«

Ich zucke die Achseln. Wie so oft, bin ich auch diesmal unsicher, ob ich erleichtert sein soll, weil ich nun nicht gezwungen sein werde, Gleichgültigkeit zu heucheln, während ich vor aller Augen Details über die Affäre meines Vaters erfahre, oder ob ich das Kreuzverhör nicht sogar selbst machen will. Ich sage etwas, das ich schon zahllose Male gedacht habe, seit dieser ganze Wahnsinn anfing.

»Bringen wir's hinter uns.«

Ich nehme meinen Platz in der ersten Reihe im selben Moment ein, als die Geschworenen zurück in den Saal kommen. Tommy Molto steht bereits

vor meinem Dad, ein bisschen wie ein Boxer, der von seinem Hocker aufgesprungen ist, ehe die Glocke ertönt. Neben meinem Vater ist die Leinwand wieder geöffnet worden, auf der die Staatsanwaltschaft den Geschworenen digitale Dias von verschiedenen Unterlagen gezeigt hat, die als Beweismittel zugelassen wurden.

»Bitte, Mr Molto, fahren Sie fort«, sagt Richter Yee, als die sechzehn Geschworenen - vier als Ersatz - wieder in den verspielten Holzsesseln der Jury Platz genommen haben.

»Richter Sabich«, sagt Molto.

»Mr Molto.« Mein Dad nickt leicht, als wüsste er schon seit tausend Jahren, dass sie beide sich irgendwann so gegenüberstehen würden.

»Mr Stern hat Sie gefragt, ob Sie die Aussagen der Zeugen der Anklage gehört haben.«

»Ich erinnere mich.«

»Ich möchte Sie nun zu diesen Aussagen befragen und dazu, wie Sie sie verstanden haben.«

»Natürlich«, sagt mein Vater. Als Zeuge in diesem Fall darf ich nicht zu den Anwälten gehören, die meinen Dad vertreten, aber ich helfe den Sterns abends nach Verhandlungsende, Sachen zurück in ihre Kanzlei zu bringen. Nun, da ich meine Zeugenaussage für die Anklage hinter mir habe, bleibe ich meistens noch da, bis Anna Feierabend hat. An den letzten drei Abenden hat das Anwaltsteam meines Dads in einem Konferenzraum bei Stern & Stern sein Kreuzverhör geprobt. Ray Horgan war da, um meinen Dad in die Mangel zu nehmen, und Stern und Marta und Ray und Mina Oberlander, die sie extra engagiert haben, weil sie die Reaktion der Geschworenen einschätzen soll, gingen hinterher die Videoaufzeichnung durch und gaben meinem Dad Tipps. In der Hauptsache wurde ihm empfohlen, kurz und bündig zu antworten und, falls er widerspricht, möglichst keinen unkooperativen Eindruck zu erwecken. Im Kreuzverhör kommt es vor allem für den Angeklagten darauf an, so zu wirken, als hätte er nichts zu verbergen.

»Sie haben die Aussage von John Harnason gehört?«

»Ja.«

»Ist es zutreffend, dass Sie Mr Harnason in einem Gespräch unter vier Augen zu verstehen gaben, dass seine Berufung abgelehnt werden würde?«

»Das ist zutreffend«, sagt mein Dad in dieser einstudierten knappen und prompten Art zu antworten. Mir ist diese Tatsache seit letzten November bekannt, aber die Bestätigung meines Vaters kommt für viele im Gerichtssaal überraschend, und ein spürbarer Ruck geht durch den Raum und durch die Geschworenenbank, wo einige John Harnason gewiss so eigenartig fanden, dass sie ihn für unglaubwürdig hielten. Tommy Molto spitzt offensichtlich verblüfft die dünnen Lippen. Er hat Mel Tooley als Zeugen in der Hinterhand und hatte vermutlich gehofft, meinen Dad fertigzumachen, falls der abgestritten hätte, Harnason informiert zu haben.

»Sie haben Richter Masons Aussage während der

Beweiserhebung der Anklage gehört, dass Sie damit gegen etliche Grundprinzipien richterlichen Verhaltens verstoßen haben, nicht wahr?«

»Ich hab seine Aussage gehört.«

»Sind Sie anderer Ansicht als er?«

»Nein.«

»Richter Sabich, war es ungebührlich, mit einem Angeklagten über seinen Fall zu sprechen, während dieser Fall noch nicht entschieden war?«

»Zweifellos.«

»Damit haben Sie gegen die Regel verstoßen, dass bei Gesprächen über einen anhängigen Fall stets beide Parteien anwesend sein sollten, richtig?«

»Vollkommen.«

»Und stand es Ihnen als Richter am Berufungsgericht frei, die Entscheidungen des Gerichts offenzulegen, ehe diese bekannt gemacht wurden?«

»Es gibt keine ausdrückliche Vorschrift, die dies

untersagt, Mr Molto, aber ich wäre von jedem anderen Gerichtsmitglied, das so etwas getan hätte, enttäuscht gewesen, und ich halte es für eine schwerwiegende Fehleinschätzung meinerseits.«

Als Reaktion auf dieses Eingeständnis meines Vaters lässt sich Molto von meinem Dad bestätigen, dass ausgeklügelte Sicherheitsmaßnahmen am Berufungsgericht ein verfrühtes Bekanntwerden von richterlichen Entscheidungen verhindern sollen und dass auch Referendare und andere Mitarbeiter bei ihrer Einstellung ausdrücklich zum Stillschweigen ermahnt werden.

»Nun, Richter Sabich, wie viele Jahre sind Sie schon Richter?«

»Einschließlich meiner Zeit als Prozessrichter am Kammergericht?«

»Genau.«

»Seit über zwanzig Jahren.«

»Und wie oft haben Sie während dieser vollen

zwei Jahrzehnte als Richter eine noch nicht bekannt gegebene Entscheidung nur einer der beiden Parteien verraten?«

»Das habe ich nie getan, Mr Molto.«

»Dann war Ihr Verhalten also nicht nur ein schwerwiegender Verstoß gegen die Regeln, sondern auch gegen die Art, wie Sie Ihr Amt stets ausgefüllt haben?«

»Es war eine schlimme Fehleinschätzung.«

»Es war doch wohl mehr als nur eine Fehleinschätzung, Richter Sabich. Es war ungebührlich.«

»Wie ich schon sagte, Mr Molto, es gibt keine ausdrückliche Vorschrift, aber ich bin mit Richter Mason einer Meinung, dass es zweifellos falsch war, Mr Harnason über den Ausgang des Verfahrens in Kenntnis zu setzen. In der damaligen Situation erschien es mir als reine Formalität, weil ich wusste, dass der Fall endgültig abgeschlossen war. Ich bin gar nicht auf den

Gedanken gekommen, dass Mr Harnason daraufhin die Flucht ergreifen könnte.«

»Sie wussten, dass er gegen Kaution auf freiem Fuß war?«

»Selbstverständlich. Ich habe die Kaution gewährt.«

»Genau darauf wollte ich hinaus«, sagt Molto. Klein, kompakt, mit seiner bauchigen Form und dem verbrauchten Gesicht, wendet sich Tommy schwach lächelnd den Geschworenen zu. »Sie wussten, dass er für den Rest seines Lebens ins Gefängnis wandern würde, sobald seine Verurteilung bestätigt wäre.«

»Natürlich.«

»Aber Sie sind nicht auf den Gedanken gekommen, dass er fliehen könnte?«

»Bis dahin war er nicht geflohen, Mr Molto.«

»Aber nach der Entscheidung Ihres Gerichts blieben ihm realistischerweise keine Möglichkeiten

mehr, nicht wahr? Sie waren doch sicher, dass das Oberste Bundesstaatsgericht seinen Fall ablehnen würde, oder etwa nicht? Sie sagten Harnason, dass für ihn Endstation war, richtig?«

»Das ist richtig.«

»Und da wollen Sie uns erzählen, dass Sie, der Sie wie lange Staatsanwalt waren - fünfzehn Jahre?«

»Fünfzehn Jahre.«

»Nachdem Sie fünfzehn Jahre Staatsanwalt und anschließend zwanzig Jahre Richter waren, kam Ihnen nicht in den Sinn, dass dieser Mann im Voraus wissen wollte, wie die Entscheidung ausfallen würde, um gegebenenfalls zu fliehen?«

»Er machte einen sehr aufgewühlten Eindruck, Mr Molto. Er sagte mir, wie er das auch hier bei seiner Zeugenaussage zugegeben hat, dass er von Angst überwältigt war.«

»Er hat Sie ausgetrickst?«

»Ich glaube, Mr Harnason hat ausgesagt, dass er

den Beschluss zur Flucht erst fasste, nachdem er von der Entscheidung erfahren hatte. Es war, wie gesagt, ein Fehler, ihm die Entscheidung zu verraten, unter anderem auch deshalb, weil damit das Risiko entstand, dass er untertauchen würde. Und doch, zum damaligen Zeitpunkt kam mir nicht in den Sinn, dass er die Flucht ergreifen würde.«

»Weil Sie mit den Gedanken woanders waren?«

»Wahrscheinlich.«

»Nämlich bei der Frage, wie Sie Ihre Frau vergiften könnten, nicht wahr?«

Das sind die Schliche und Tricks im Gerichtssaal. Molto weiß, dass mein Dad wahrscheinlich Angst hatte, mit seiner Geliebten erwischt zu werden. Aber das kann er nicht sagen. Er muss sich mit einem schlichten »Nein« als Antwort begnügen.

»Richter Sabich, würden Sie sagen, dass Sie Mr Harnason einen Gefallen erwiesen haben?«

»Ich weiß nicht, ob ich das so nennen würde.«

»Nun, er bat Sie um etwas Ungebührliches, und Sie taten ihm den Gefallen. Richtig?«

»Richtig.«

»Und als Gegenleistung - als Gegenleistung wollten Sie von ihm wissen, wie das war, jemanden zu vergiften, nicht wahr?«

Eine goldene Regel beim Kreuzverhör besagt, dass man niemals eine Frage stellen sollte, deren Antwort man nicht kennt. Wie mein Vater mir oft genug erklärt hat, ist diese Regel nicht unbegrenzt anwendbar. Genauer gesagt lautet die Regel, dass man niemals eine Frage stellen sollte, deren Antwort man nicht kennt - wenn einem die Antwort wichtig ist. In diesem Fall muss Molto das Gefühl haben, auf sicherem Boden zu sein. Falls mein Vater abstreitet, danach gefragt zu haben, wie das war, jemanden zu vergiften, wird Molto Harnasons Glaubwürdigkeit untermauern, indem er die Teile des Gesprächs aufzählt, die mein Dad bereits bestätigt hat.

»Es gab keine »Gegenleistung«, Mr Molto.«

»Ach nein? Wollen Sie damit sagen, dass Sie gegen all diese Regeln verstießen und Mr Harnason eine Information zukommen ließen, die er unbedingt haben wollte - ohne den Gedanken gehegt zu haben, dass Mr Harnason auch etwas für Sie tun könnte?«

»Ich habe es getan, weil ich Mitleid für Mr Harnason empfand und aufgrund von Schuldgefühlen, weil ich ihn, als Sie und ich noch beide junge Staatsanwälte waren, wegen eines Delikts ins Gefängnis geschickt habe, von dem ich heute glaube, dass es diese Strafe nicht rechtfertigte.«

Überrumpelt starrt Tommy meinen Dad an. Er weiß - genau wie jeder andere im Saal -, dass mein Dad die Geschworenen nicht nur an seine frühere Beziehung zu Tommy erinnern will, sondern auch daran, dass Anklagevertreter manchmal zu weit gehen.

»Also, Sie haben Mr Harnasons Aussage gehört?«

»Das hatten wir bereits geklärt.«

Die leicht schnippische Antwort ist das erste Anzeichen dafür, dass mein Dad die Situation nicht völlig unter Kontrolle hat. Stern lehnt sich zurück und sieht ihm in die Augen, eine Aufforderung an ihn, sich zusammenzureißen.

»Wollen Sie behaupten, Mr Harnason habe gelogen, als er aussagte, Sie hätten ihn gefragt, wie es war, jemanden zu vergiften?«

»Ich habe das Gespräch nicht genauso im Gedächtnis wie Mr Harnason, aber ich erinnere mich, dass diese Frage gestellt wurde.«

»Von Ihnen gestellt wurde?«

»Ja, ich habe ihn das gefragt. Ich wollte -«

»Verzeihung, Richter Sabich. Ich habe nicht danach gefragt, was Sie wollten. An wie vielen Verhandlungen haben Sie als Staatsanwalt oder Prozessrichter oder Richter am Berufungsgericht aktiv oder beobachtend teilgenommen?«

Im Zeugenstand lächelt mein Dad wehmütig in Gedanken an die vergangene Zeit.

»Das kann ich unmöglich sagen. An Tausenden.«

»Und nach Tausenden von Verhandlungen, Richter Sabich, wissen Sie doch sicherlich, dass Sie die Fragen beantworten sollen, die ich Ihnen stelle, nicht die Fragen, die Sie gern gestellt bekämen?«

»Einspruch«, sagt Stern.

»Abgelehnt«, sagt Yee. Bei einem normalen Zeugen könnte man Tommy vielleicht Einschüchterung unterstellen, aber bei einem Richter im Zeugenstand hat er mehr Spielraum.

»Das weiß ich, Mr Molto.«

»Ich habe Sie lediglich Folgendes gefragt: Haben Sie Mr Harnason gefragt, wie das war, jemanden zu vergiften?«

Mein Vater zögert nicht. Er sagt: »Das habe ich.« Sein gequälter Tonfall deutet an, dass sehr viel mehr dahintersteckt, aber dennoch läuft prompt genauso ein Raunen durch den Saal, wie ich es immer unrealistisch fand in Fernsehserien wie Law & Order, die ich als Kind regelmäßig gekuckt

habe, weil ich dabei das Gefühl hatte, mir Videoaufnahmen von meinem Dad bei der Arbeit anzuschauen. Tommy Molto hat gepunktet.

Ehe sich die Unruhe legt, wird Tommy von Brand an den Tisch der Anklagevertretung gewinkt. Der Erste Staatsanwalt flüstert ihm etwas zu, und Tommy nickt.

»Ja, Mr Brand hat mich gerade auf etwas hingewiesen. Der Klarheit halber, Richter Sabich, als Ihre Frau starb, war Mr Harnason noch nicht wieder gefasst worden, richtig?«

»Ich denke, das ist richtig.«

»Er war über ein Jahr lang untergetaucht?«

»Ja.«

»Dann hatten Sie also, als Ihre Frau starb, keinen ernsthaften Grund zur Besorgnis, Mr Harnason würde der Polizei von Ihrer Frage erzählen, wie es war, jemanden zu vergiften?«

»Offen gestanden, Mr Molto, hab ich über diesen

Teil des Gesprächs nie nachgedacht. Mir machte viel mehr die Tatsache zu schaffen, dass ich Harnason unabsichtlich den Anlass zur Flucht geliefert hatte.« Nach einer Sekunde fügt er hinzu: »Mein Gespräch mit Mr Harnason fand über fünfzehn Monate vor dem Tod meiner Frau statt, Mr Molto.«

»Bevor Sie sie vergifteten.«

»Ich habe sie nicht vergiftet, Mr Molto.«

»Nun, das werden wir noch sehen, Richter Sabich. Haben Sie für die Berufungsverhandlung das Protokoll von Mr Harnasons Prozess gelesen?«

»Selbstverständlich.«

»Könnte man sagen, dass Sie das Protokoll sorgfältig gelesen haben?«

»Ich hoffe doch, dass ich jedes Prozessprotokoll gründlich lese, bevor ich über eine Berufung entscheide.«

»Und Mr Harnason hatte seinen Lebensgefährten

mit Arsenik vergiftet, Richter Sabich. Ist das richtig?«

»Die Anklagevertretung vertrat diese Auffassung.«

»Und Mr Harnason bestätigte Ihnen, dass er das getan hatte?«

»Das ist richtig, Mr Molto. Ich dachte, wir sprechen darüber, was im Protokoll stand.«

Molto nickt. »Danke für die Richtigstellung, Richter Sabich.«

»Deshalb habe ich Mr Harnason ja auch gefragt, wie es war, jemanden zu vergiften - weil er zugegeben hatte, dass er es getan hatte.«

Molto blickt auf, und auch Stern legt seinen Stift aus der Hand. Richter Yee hat angeordnet, dass der Rest des Gesprächs zwischen Harnason und meinem Vater, bei dem es um den ersten Prozess ging, nicht zur Sprache kommen darf. Mein Vater hat gegenüber Molto wieder ein wenig Boden gutgemacht, aber ich sehe Sandy an, dass er fürchtet, mein Vater könnte sich zu weit vorwagen

und die Tür zu einem weit gefährlicheren Thema aufstoßen. Molto scheint kurz darüber nachzudenken, entscheidet sich aber dann, auf seinem alten Kurs zu bleiben.

»Nun, dieses Protokoll enthielt unter anderem eine sehr detaillierte Aufzählung der Wirkstoffe, auf die American Medical Service, das Labor, das für die Rechtsmedizin von Kindle County arbeitet, bei der toxikologischen Untersuchung von Blutproben, die bei einer Obduktion entnommen wurden, routinemäßig testet. Erinnern Sie sich daran, dass Sie diese Aufzählung gelesen haben?«

»Ich gehe davon aus, dass ich sie gelesen habe, Mr Molto.«

»Und daraus geht hervor, dass es sich bei Arsenik um einen Wirkstoff handelt, der bei einer herkömmlichen toxikologischen Untersuchung nicht erfasst wird. Ist das richtig?«

»Daran erinnere ich mich.«

»Und aus diesem Grund wäre Mr Harnason

beinahe nicht des Mordes überführt worden, nicht wahr?«

»Wenn ich mich recht erinnere, kam der Rechtsmediziner zunächst zu dem Ergebnis, dass Mr Millan eines natürlichen Todes gestorben war.«

»Was der Rechtsmediziner anfänglich auch bei Mrs Sabich annahm. Richtig?«

»Ja.«

»Nun, Richter Sabich, ist Ihnen eine Gruppe von Medikamenten bekannt, die als >MAO-Hemmer< bezeichnet werden?«

»Mit diesem Terminus konnte ich früher nicht viel anfangen, aber inzwischen ist er mir sehr wohl geläufig, Mr Molto.«

»Und wie steht es mit einem Medikament namens Phenelzin. Ist Ihnen auch das bekannt?«

»Allerdings, ja.«

»Woher kennen Sie Phenelzin?«

»Phenelzin ist ein Antidepressivum, das meine

Frau gelegentlich einnahm. Es wurde ihr über Jahre hinweg verschrieben.«

»Und Phenelzin ist ein MAO-Hemmer, nicht wahr, Richter Sabich?«

»Heute weiß ich das, Mr Molto.«

»Sie wissen es schon ziemlich lange, nicht wahr?«

»Das kann ich wirklich nicht sagen.«

»Nun, Richter Sabich, Sie haben die Aussage des Zeugen der Anklage Dr. Gorvetich gehört, nicht wahr?«

»Ja.«

»Und Sie werden sich gewiss daran erinnern, dass er eine forensische Untersuchung erläuterte, die er an Ihrem Privatcomputer vornahm, nachdem das Gerät bei Ihnen zu Hause sichergestellt worden war. Hab ich recht?«

»Ich erinnere mich an seine Aussage und daran, dass mein Haus auf Ihre Anweisung hin durchsucht und mein Computer beschlagnahmt

wurde.« Mein Dad ist bemüht, nicht zu verbittert zu klingen, aber er unterstreicht ganz bewusst die Verletzung seiner Privatsphäre.

»Sie werden sich zudem an Dr. Gorvetichs Aussage erinnern, dass laut dem Cachespeicher Ihres Webbrowsers zu einem bestimmten Zeitpunkt, den er auf Ende September 2008 eingrenzen konnte, auf ihrem Computer zwei Seiten aufgerufen wurden, auf denen es um Phenelzin geht.«

»Ich erinnere mich an diese Aussage.«

»Werfen wir einen Blick auf diese Seiten, Richter Sabich.« Tommy wendet sich einem Assistenten am Tisch der Staatsanwaltschaft zu und nennt die Nummer eines Beweisstücks. Die leere Leinwand neben meinem Dad füllt sich, und Tommy hebt mit einem Laser-Pointer eine Passage hervor, die er laut vorliest. »>Phenelzin ist ein Monoaminooxidase-Hemmer (MAO-Hemmer).< Sehen Sie das?«

»Natürlich.«

»Erinnern Sie sich daran, dass Sie das Ende September 2008 gelesen haben, Richter Sabich?«

»Nein, ich erinnere mich nicht, Mr Molto, aber ich verstehe, worauf Sie hinauswollen.«

»Und im Prozessprotokoll Harnason, Beweisstück der Anklage Nummer 47, das Sie, wie Sie vorhin selbst sagten, gelesen haben, steht auf Seite 463, dass bei einer toxikologischen Untersuchung, die im Rahmen einer Obduktion nach einem plötzlichen Todesfall routinemäßig erfolgt, nicht auf MAO-Hemmer getestet wird. Ist das korrekt?«

»Ja, das steht da.«

Dann holt Molto die Urteilsbegründung von Richterin Hamlin, die sie für sich und Richter Mason im Fall Harnason geschrieben hatte, auf die Leinwand. Auch darin steht, dass bei Obduktionen genommene Blutproben nicht auf Arsenik und viele andere Wirkstoffe wie zum Beispiel MAO-Hemmer untersucht werden.

»Haben Sie die Urteilsbegründung von Richterin

Hamlin gelesen?«

»Ja, Sir. Mehrere Entwürfe.«

»Dann wissen Sie also, dass eine Überdosis Phenelzin bei einer routinemäßigen toxikologischen Untersuchung nicht bemerkt werden würde, hab ich recht, Richter Sabich? Genau wie das Arsenik, mit dem Mr Harnasons Lebensgefährte getötet wurde?«

»Einspruch, argumentativ«, sagt Stern.

Richter Yee wackelt mit dem Kopf, als wäre das keine große Sache, sagt aber: »Stattgegeben.«

»Lassen Sie mich die Frage folgendermaßen formulieren, Richter Sabich: Haben Sie Ihre Frau mit Phenelzin getötet, weil Sie wussten, dass es bei einer routinemäßigen toxikologischen Untersuchung nicht nachgewiesen werden würde, und Sie daher hofften, dass man ihren Tod natürlichen Ursachen zuschreiben würde?«

»Nein, Mr Molto, das habe ich nicht.«

Tommy legt eine kleine Pause ein und geht ein paar Schritte hin und her. Der Kernpunkt seiner Argumentation ist klar geworden.

»Richter Sabich, haben Sie die Aussage von Officer Krilic gehört, der am Tag nach dem Tod Ihrer Frau den Inhalt ihres Arzneischranks sicherstellte?«

»Ich weiß noch, dass Officer Krilic mich fragte, ob er die Medikamente mitnehmen könne, anstatt bei uns im Haus alles umständlich aufzulisten, und ich weiß noch, dass ich ihm die Erlaubnis erteilte, Mr Molto.«

»Es hätte ziemlich verdächtig gewirkt, wenn Sie sich geweigert hätten, nicht wahr?«

»Ich habe ihm gesagt, er solle alles tun, was er tun müsse, Mr Molto. Falls ich gewollt hätte, dass niemand die Tablettenfläschchen untersucht, hätte ich mir bestimmt eine Begründung einfallen lassen können, warum er sich vor Ort die Namen der Medikamente notieren sollte.«

Am Tisch der Staatsanwaltschaft tut Jim Brand so,

als wollte er sich ans Kinn fassen, während er mit den Fingern eine Kreiselbewegung Richtung Molto macht. Er signalisiert Molto, zum nächsten Punkt zu kommen. Mein Dad hat gerade gepunktet.

»Kommen wir zur Sache, Richter Sabich. Das da sind Ihre Fingerabdrücke auf dem Phenelzinfläschchen aus dem Arzneischrank Ihrer Frau, richtig?« Tommy ruft die Nummer eines Beweisstücks, und ein Assistent der Staatsanwaltschaft wirft eine Bilderserie an die Leinwand, die einige goldene Fingerabdrücke auf einem schimmernden Untergrund zeigt. Mit Gold mattiert, sehen die Abdrücke aus wie aus der Bundeslade entnommen.

»Ich habe Dr. Dickermans Aussage gehört.«

»Wir alle haben seine sachverständige Meinung gehört, dass das Ihre Fingerabdrücke sind, Richter Sabich, aber jetzt frage ich Sie vor den Geschworenen.« Tommy deutet mit einer ausladenden Bewegung auf die sechzehn Personen hinter ihm. »Ich frage Sie, ob Sie einräumen, dass

die Fingerabdrücke auf dem Phenelzinfläschchen Ihrer Frau tatsächlich von Ihnen sind.«

»Ich habe Barbaras Medikamente regelmäßig in der Apotheke abgeholt und sie oft auch in ihren Arzneischrank geräumt. Ich habe keinen Grund, daran zu zweifeln, dass das da meine Fingerabdrücke sind. Ich erinnere mich, dass Barbara in der Woche vor ihrem Tod einmal gerade im Garten arbeitete, als ich nach Hause kam. Ihre Hände waren schmutzig, und sie bat mich, ihr ein Fläschchen zu zeigen, das ich abgeholt hatte, und es dann in ihren Arzneischrank zu stellen, aber ich kann Ihnen nicht mit Sicherheit sagen, ob das Phenelzin war.«

Molto starrt ihn kurz mit einem angedeuteten Grinsen an und genießt die offensichtliche Zweckdienlichkeit dieser Erklärung.

»Sie sagen also, die Abdrücke rühren daher, dass Sie Ihrer Frau das von Ihnen abgeholte Fläschchen gezeigt haben?«

»Ich sage, dass das eine Möglichkeit ist.«

»Gut, dann schauen wir mal etwas genauer hin, Richter Sabich.« Tommy geht zum Tisch der Staatsanwaltschaft und kommt mit dem Fläschchen in einem Plastikbeutel zurück. »Zu Beweisstück Nummer 1 - das Phenelzin, das Sie vier Tage vor dem Tod Ihrer Frau in der Apotheke abholten - sagen Sie aus, dass Sie es Ihrer Frau zeigten, etwa so?« Er umfasst das Fläschchen im Plastikbeutel und hält es meinem Vater hin.

»Wie gesagt, falls ich ihr tatsächlich Phenelzin gezeigt habe, dann ja.«

»Und ich halte das Fläschchen zwischen meinem rechten Daumen und der Seite meines Zeigefingers, richtig?«

»Richtig.«

»Und mein rechter Daumen zeigt nach unten auf das Etikett vorne auf dem Fläschchen, nicht wahr?«

»Ja.«

»Aber wenn wir uns noch einmal Beweisstück 1A

anschauen, die Aufnahme der Fingerabdrücke, die Dr. Dickerman entwickelt hat, dann weisen drei der vier Abdrücke, Ihr rechter Daumen, Ihr rechter Zeigefinger und Ihr rechter Mittelfinger, in Richtung auf das Etikett nach oben. Nicht wahr?«

Mein Dad betrachtet die Aufnahme einen Moment lang. Dann nickt er und wird von Richter Yee aufgefordert, fürs Protokoll laut zu sprechen.

»Ich musste in die Tüte greifen, um das Fläschchen herauszuholen, Mr Molto.«

»Aber die Abdrücke sind unten an der Flasche, nicht wahr, Richter Sabich?«

»Vielleicht stand das Fläschchen in der Tüte auf dem Kopf.«

»Laut Dr. Dickermans Aussage deuten Länge und Breite all dieser Abdrücke darauf hin, dass Sie das Fläschchen fest umfassten, um den kindersicheren Verschluss zu öffnen. Haben Sie diese Aussage gehört?«

»Ja. Aber vielleicht habe ich es auch fest umfasst,

um es aus der Tüte zu ziehen.«

Molto fixiert ihn mit einem weiteren angedeuteten Lächeln. Mein Dad hat sich bislang ganz gut geschlagen, mal abgesehen von der Tatsache, dass auf dem Fläschchen keine Fingerabdrücke von meiner Mutter sind.

»Kommen wir auf die Apotheke zu sprechen, Richter Sabich. Am 25. September 2008, vier Tage vor dem Tod Ihrer Frau, wurden in Ihrer Apotheke zehn Phenelzintabletten gekauft.«

»So ist die Beweislage.«

»Und die Unterschrift auf dem Kreditkartenbeleg, Beweisstück 42, das ist Ihre, nicht wahr?« Eine Aufnahme des Belegs, der nach der Zulassung als Beweismittel den Geschworenen in einem weiteren durchsichtigen Beutel herumgereicht wurde, erscheint auf der Leinwand neben dem Zeugenstand. Mein Vater sieht nicht mal hin. »Ja.«

»Sie haben also das Phenelzin gekauft?«

»Ich kann mich nicht daran erinnern, Mr Molto.

Ich kann nur bestätigen, dass es sich offensichtlich um meine Unterschrift handelt, und Ihnen sagen, dass ich regelmäßig auf dem Heimweg Medikamente abholte, wenn Barbara mich darum gebeten hatte. Die Apotheke liegt gegenüber der Bushaltestelle, wo ich jeden Abend nach der Arbeit ausgestiegen bin.«

Molto wirft einen Blick auf seine Beweisliste und fordert im Flüsterton das nächste Dia an.

»Und zu Beweisstück 1B, eine Fotografie, haben Sie Officer Krilics Aussage gehört, dass das Fläschchen Phenelzin auf dem Foto in demselben Zustand ist wie zu dem Zeitpunkt, als er es aus dem Arzneischrank nahm.«

»Ja.«

»Wenn Sie sich Beweisstück 1B bitte einmal anschauen würden, so sehen Sie, dass nur sechs Tabletten in dem Behältnis sind, ist das richtig?«

Das Foto zeigt den Inhalt des Plastikfläschchens, die sechs Tabletten auf dem Boden, die haargenau

so aussehen wie die orangefarbenen Ibuprofentabletten, die ich manchmal gegen Kopfschmerzen nehme. Kaum vorstellbar, dass so harmlos aussehende Pillen jemanden umbringen können.

»Richtig.«

»Wissen Sie, wo die vier fehlenden Tabletten geblieben sind?«

»Mr Molto, falls Sie fragen, ob ich irgendetwas mit der Entnahme dieser Tabletten zu tun hatte, so lautet die Antwort Nein.«

»Aber Sie haben Dr. Stracks Aussage gehört, dass vier Tabletten Phenelzin auf einmal genommen eine tödliche Dosis wären.«

»Das habe ich gehört.«

»Haben Sie irgendeinen Grund, dem zu widersprechen?«

»Mir ist klar, dass vier Tabletten Phenelzin auf einmal genommen eine tödliche Dosis sind. Aber

Sie haben festgestellt, dass ich das Medikament am 25. September abgeholt habe. Und eine Tablette pro Tag ist die empfohlene Dosis. Der fünfundzwanzigste, der sechsundzwanzigste, der siebenundzwanzigste und der achtundzwanzigste.« Mein Vater zählt die Tage an den Fingern der linken Hand ab.

»Sie behaupten also, dass Ihre Frau kurz vor ihrem Tod täglich Phenelzin eingenommen hat?«

»Ich will hier gar nichts behaupten, Mr Molto. Ich weiß, dass Dr. Strack, Ihre Sachverständige, die Möglichkeit eingeräumt hat, dass die Kombination einer normalen Dosis Phenelzin mit bestimmten Nahrungsmitteln oder Getränken eine tödliche Reaktion auslösen könnte.«

»Dann war der Tod Ihrer Frau ein Unfall?«

»Mr Molto, sie lebte, als ich mich schlafen legte, und sie war tot, als ich aufwachte. Wie Sie wissen, kann keiner der Experten mit Sicherheit sagen, ob das Phenelzin Barbara getötet hat. Kein einziger von ihnen kann ausschließen, dass sie wie ihr

Vater an einer hypertensiven Reaktion gestorben ist.«

»Nun gut, Richter Sabich, betrachten wir einmal die Möglichkeit, dass es ein Unfall war, ja?«

»Ganz wie Sie wollen, Mr Molto. Ich bin hier, um Ihre Fragen zu beantworten.« Wieder ist die Reaktion meines Vaters ein wenig zu bissig. Tommy und ich - und jetzt auch die Geschworenen - wissen alle eines über meinen Vater. Nach zwanzig Jahren auf der Richterbank und zwölf davon als Chefrichter ist er es nicht gewohnt, überhaupt irgendwem Fragen zu beantworten. Der leichte Anflug von Arroganz kommt Molto zugute, weil es den Eindruck vermittelt, dass mein Dad im tiefsten Innern sein eigenes Gesetz sein könnte.

»Sie erwähnten vorhin die Möglichkeit, dass es zu einer schweren Vergiftungsreaktion kommen kann, wenn Phenelzin in Kombination mit bestimmten Nahrungsmitteln eingenommen wird, ist das richtig?«

»So habe ich es gelernt.«

»Bleiben wir kurz dabei, was Sie gelernt haben, Richter Sabich. Als Dr. Gorvetich aussagte, dass Informationen über die Gefahren von Phenelzin in Kombination mit einer Vielzahl von Nahrungsmitteln, die Tyramin enthalten - Rotwein und älterer Käse und Hering und Hartwurst -, frei im Internet zugänglich sind, hat Sie das überrascht?«

»Mr Molto, ich wusste, dass eines der Medikamente, die Barbara gelegentlich nahm, mit bestimmten Nahrungsmitteln interagieren kann. Ja, das war mir bekannt.«

»Genau darauf wollte ich hinaus. Und aufgrund von Dr. Gorvetichs Aussage wissen wir nun auch, dass die beiden Webseiten, die Sie Ende September aufgerufen haben, genau diese Wechselwirkungen beschreiben, nicht wahr?«

Molto nickt einmal, und die beiden Seiten aus dem Internet erscheinen neben meinem Vater. Einige Zeilen darauf sind gelb hervorgehoben.

»Ich kann sehen, was auf den Seiten steht, Mr Molto.«

»Wollen Sie bestreiten, dass Sie diese Seiten Ende September letzten Jahres aufgerufen haben?«

»Das weiß ich nicht mehr, Mr Molto. Meine Frau nahm ungefähr zwanzig verschiedene Medikamente, von denen manche gefährlicher waren als andere. Gelegentlich habe ich mich, nachdem ich Barbaras Medikamente abgeholt hatte, im Internet über deren jeweilige Eigenschaften auf den neusten Stand gebracht, um meiner Frau dabei zu helfen, den Überblick zu behalten. Aber wenn Sie fragen, ob ich diese Webseiten auf meinem Computer zu Hause kurz vor Barbaras Tod aufgerufen habe —«

»Genau das ist meine Frage, Richter Sabich.«

»Soweit ich mich erinnern kann, nein.«

»Nein?« Tommy ist verblüfft. Genau wie ich. Mein Dad hat bereits eine plausible Erklärung dafür geliefert, warum er sich diese Seiten angeschaut

haben könnte. Es scheint unnötig, das abzustreiten. Stern hat nicht aufgehört, sich Notizen zu machen, aber ich sehe an der Art, wie sich seine Lippen zusammenziehen, dass er nicht erfreut ist.

»Nun denn«, sagt Tommy. Er geht ein paar Schritte und streicht mit der Hand über den Tisch der Anklagevertretung, ehe er sich wieder meinem Dad zuwendet. »Aber wir sind uns doch wohl einig, dass Sie an dem Abend, bevor Ihre Frau starb, tatsächlich losgingen und Rotwein, älteren Cheddarkäse, eingelegte Heringe, Joghurt und italienische Salami einkauften. Ist das korrekt?«

»Ja, daran erinnere ich mich.«

»Also daran erinnern Sie sich, immerhin«, sagt Tommy, eine von diesen kleinen Sticheleien, wie sie in Gerichtssälen beliebt sind, um die lückenhafte Erinnerung meines Vaters zu betonen.

»Ja, das tu ich. Meine Frau hatte wieder ein Medikament abzuholen, und sie bat mich, doch gleich auch noch diese Sachen einzukaufen.«

»Die Einkaufsliste, die sie Ihnen mitgegeben hat, haben Sie wohl nicht mehr, oder, Richter Sabich?«

»Einspruch«, sagt Stern, doch mein Dad nimmt seine Begründung vorweg.

»Ich habe nichts von einer Einkaufsliste gesagt, Mr Molto. Meine Frau bat mich, eine Flasche Rotwein zu kaufen, den sie gern trank, mittelreifen Cheddar, italienische Salami und Vollkornkräcker, weil unser Sohn, der zum Dinner kam, das alles mag. Außerdem sollte ich Heringe mitbringen - die sie mochte - und Joghurt für einen Dip zu dem frischen Gemüse, das sie schon hatte.«

Es stimmt, dass ich schon seit Kindertagen gern Käse und Salami esse. Wie meine Eltern oft zum Besten gegeben haben, wollte ich mit vier oder fünf Jahren kaum etwas anderes zu mir nehmen, und das werde ich auch aussagen, wenn ich in ein paar Tagen erneut in den Zeugenstand gerufen werde. Seit dem Besuch von Debby Diaz habe ich eine ganz deutliche Erinnerung, wie meine Mom die Sachen, die mein Vater für den Abend mit mir

und Anna eingekauft hatte, aus den weißen Zellophan tüten nimmt und jedes einzelne Teil begutachtet. Obwohl ich mich manchmal frage, ob ich meine Erinnerungen vor lauter Verzweiflung manipuliert habe oder inwieweit meine Hoffnung, dass mein Dad unschuldig ist, Einfluss auf mein Gedächtnis nimmt, bin ich beinahe sicher, dass mein Dad sie gefragt hat: »Hab ich das Richtige mitgebracht?« Auch das werde ich im Zeugenstand aussagen. Aber ich weiß nicht, ob meine Mom ihm genau aufgezählt hat, was er kaufen sollte, oder lediglich gesagt hat, er solle Wein und ein paar Appetizer mitbringen, oder ob er selbst vorgeschlagen hat, sich um die Vorspeisen zu kümmern. Alle drei Möglichkeiten sind denkbar, obwohl es für meine Mom tatsächlich eher typisch gewesen wäre, wenn sie ihm ganz genau gesagt hätte, was sie haben wollte. Sie könnte ihm sogar die Marken genannt und exakt beschrieben haben, in welchem Gang er was finden würde.

»Nun, Richter Sabich. Wer hat die Einnahme der

Medikamente kontrolliert, die Ihrer Frau gegen ihre manische Depression verschrieben wurden? Wer hat die Medikamente tagtäglich ausgewählt?«

»Meine Frau. Wenn sie Fragen hatte, rief sie Dr. Vollman an.«

»War sie eine intelligente Frau?«

»Hochintelligent, meiner Meinung nach.«

»Und haben Sie Dr. Vollmans Zeugenaussage gehört, dass er sie wiederholt gewarnt hat, während der Einnahme von Phenelzin sehr genau darauf zu achten, was sie aß?«

»Ja, die habe ich gehört.«

»Laut seiner Aussage hat Dr. Vollman auch Sie regelmäßig darauf hingewiesen. Erinnern Sie sich an seine Warnungen vor den Gefahren von Phenelzin?«

Mein Dad schaut zu der Kassettendecke des Gerichtssaals und ihren mit Kreuzmuster verzierten Walnussholzbalken hinauf.

»Ich erinnere mich vage, Mr Molto, aber ja, ich glaube, er hat mich darauf hingewiesen.« Eine weitere Tatsache, die mein Dad einräumen muss. Ich frage mich, ob die Geschworenen seine Offenheit würdigen werden oder ob sie sie nur als raffinierten Kunstgriff eines Menschen einstufen, der den größten Teil seines Erwachsenenlebens in Gerichtssälen verbracht hat.

»Und trotzdem wollen Sie uns weismachen, dass Ihre Frau Sie bat, Wein und Käse und Salami und Heringe zu kaufen, obwohl sie wusste, dass sie Phenelzin einnahm? Und, noch schlimmer, dass sie Wein trank und Käse und Salami aß?«

»Entschuldigen Sie, Mr Molto, aber soweit ich weiß, hat niemand ausgesagt, dass meine Frau Wein getrunken oder Käse gegessen hat. Ich jedenfalls habe das ganz sicher nicht gesagt, weil ich mich nämlich nicht daran erinnern kann.«

»Ihr Sohn hat ausgesagt, dass Ihre Frau Wein getrunken hat, Sir.«

»Mein Sohn hat ausgesagt, dass ich meiner Frau

ein Glas Wein eingeschenkt habe. Ich habe nicht gesehen, dass Barbara es getrunken hat. Nat und ich sind gleich danach rausgegangen, um die Steaks zu grillen, daher weiß ich nicht, wer was gegessen hat.«

Tommy stockt. Zum ersten Mal hat mein Dad ihm wirklich einen Treffer verpasst. Und mein Dad hat recht, mit allem. Aber wenn ich meine Erinnerung an diesen Abend Revue passieren lasse, meine ich, meine Mutter mit einem Weinglas in der Hand gesehen zu haben, beim Essen ganz sicher.

»Aber seien wir doch mal ehrlich, Richter Sabich. Angenommen, Ihre Frau nahm einmal täglich Phenelzin, wie Sie behauptet haben. Ergibt Ihre eigene Aussage für Sie dann einen Sinn, Sir, nämlich dass sie Ihnen eine Einkaufsliste mit lauter Sachen mitgegeben hat, die für sie tödlich sein könnten? Dass sie beispielsweise Heringe haben wollte, oder Joghurt, den sie, wie Sie sagen, zu essen beabsichtigte?«

»Da müsste ich mutmaßen, Mr Molto, aber ich

würde wetten, dass Barbara genau wusste, wie viel sie ohne nachteilige Auswirkungen mogeln konnte. Wahrscheinlich hat sie mit einem Schluck Wein und einem kleinen Stückchen Hering angefangen und dann im Laufe der Jahre herausgefunden, wie viel sie vertrug. Sie hatte dieses Medikament ja schon sehr lange immer mal wieder genommen.«

»Danke, Richter Sabich.« Moltos Stimme nimmt plötzlich einen triumphierenden Tonfall an, während er dasteht und meinen Dad beäugt. »Aber falls Ihre Frau den Wein nicht getrunken hat und falls sie die Salami nicht gegessen hat und den Käse nicht gegessen hat oder die Heringe oder den Joghurt, dann kann ihr Tod doch wohl kaum ein Unfall gewesen sein, oder?«

Nur eine Sekunde verstreicht, ehe mein Dad antwortet. Er - ebenso wie ich - begreift, dass soeben etwas Wichtiges geschehen ist.

»Mr Molto, Sie bitten mich, über Dinge zu spekulieren, die sich ereignet haben, als ich nicht

im Zimmer war. Es wäre ungewöhnlich für Barbara gewesen, diese Dinge in größeren Mengen zu sich zu nehmen. Und ich kann mich nicht erinnern, dass sie das getan hat. Aber sie hat sich extrem gefreut, meinen Sohn und seine Freundin zu sehen. Sie fand, die beiden wären ein tolles Paar. Daher kann ich nicht ausschließen, dass sie sich vielleicht vergessen hat. Darum nennt man es ja Unfall.«

»Nein, Richter Sabich. Ich bitte Sie nicht um Mutmaßungen. Ich versuche, Sie mit der Logik Ihrer eigenen Aussage zu konfrontieren.«

»Einspruch«, sagt Stern. »Argumentativ.«

»Abgelehnt«, sagt der Richter, der ziemlich deutlich signalisiert, dass mein Dad sich selbst in diesen Schlamassel hineingeritten hat.

»Sie haben gesagt, dass Ihre Frau regelmäßig Phenelzin genommen hat und durch einen Unfall gestorben ist, nicht war?«

»Ich habe gesagt, dass das eine Möglichkeit ist, die

durch die Aussage aufgeworfen wurde.«

»Sie haben gesagt, dass es die Entscheidung Ihrer Frau war, Sie all die Sachen einkaufen zu lassen, die für sie gefährlich waren, obwohl sie Phenelzin nahm. Richtig?«

»Ja.«

»Und dann haben Sie gesagt, dass Ihre Frau das vielleicht getan hat, weil sie gar nichts davon essen wollte oder nur ganz winzige Mengen, von denen sie wusste, dass sie ihr nicht schaden würden. Richtig?«

»Ich habe Mutmaßungen angestellt, Mr Molto. Das war nur eine Möglichkeit.«

»Und Sie haben gesagt, dass sie nichts davon gegessen oder getrunken hat. Richtig?«

»Ich erinnere mich zumindest nicht daran.«

»Und falls Ihre Frau tatsächlich nichts gegessen oder getrunken hat, das Tyramin enthielt, dann kann sie auch nicht durch einen Unfall an einer

tödlichen Phenelzinreaktion gestorben sein. Korrekt?«

»Einspruch«, sagt Stern von seinem Platz aus. »Der Zeuge ist kein Sachverständiger.«

Richter Yee schaut nachdenklich nach oben und gibt dem Einspruch dann statt. Mein Dad hat sich selbst in die Enge getrieben und daher Prügel einstecken müssen. Molto reitet großartig auf den kleinen Widersprüchen herum, die mir schon die ganze Zeit keine Ruhe lassen. Jetzt lässt er das Erreichte einen Moment sacken und blättert seine Unterlagen durch.

»Richter Sabich, einer der Gründe, warum wir hier darüber reden, was Ihre Frau gegessen und getrunken haben könnte, ist der, dass die Untersuchung ihres Mageninhaltes bei der Obduktion keine Antwort auf diese Frage brachte. Richtig?«

»Sie haben recht, Mr Molto. Der Mageninhalt war nicht aufschlussreich.«

»Man konnte nicht feststellen, ob sie Käse oder Steak gegessen hatte, richtig?«

»Korrekt.«

»Aber wenn die Obduktion, wie normalerweise üblich, innerhalb der ersten vierundzwanzig Stunden nach Eintritt des Todes erfolgt wäre, hätten wir jetzt eine bessere Vorstellung davon, was sie am Vorabend gegessen hatte, nicht wahr?«

»Ich habe die Aussage des Rechtsmediziners gehört, Mr Molto, und ohne vorgreifen zu wollen, Sie wissen, dass unser Sachverständiger, Dr. Weicker aus Los Angeles, da anderer Meinung ist, vor allem hinsichtlich der Frage, wie schnell die Salami oder der Hering von der Magensäure zersetzt worden wäre.«

»Aber Sie und ich und die Experten, wir können uns doch wohl auf Folgendes verständigen: Die vierundzwanzig Stunden, die Sie neben der Leiche Ihrer Frau gesessen haben, ohne irgendwen von ihrem Tod in Kenntnis zu setzen - diese Verzögerung konnte die genaue Bestimmung

dessen, was sie gegessen hatte, nur erschweren.«

Mein Vater wartet. An seinen Augenbewegungen ist zu erkennen, dass er nach einem Ausweg sucht.

»Das hat es erschwert, ja.« Auch dieser Punkt kommt auf der Geschworenenbank an. Molto macht seine Sache gut.

»Ich möchte noch einmal darauf zurückkommen, was Sie uns gerade eben gesagt haben. Sie sagten, dass Ihre Frau sich an dem Abend sehr gefreut hat, Ihren Sohn und seine Freundin zu sehen.«

»Richtig.«

»Wirkte sie glücklich?«

»>Glücklich< ist ein schwieriger Begriff, Mr Molto, wenn wir über Barbara reden. Sie wirkte sehr zufrieden.«

»Aber Sie haben doch der Polizei gegenüber ausgesagt, dass Ihre Frau beim Abendessen oder an den Tagen davor nicht depressiv wirkte, ist das richtig? Haben Sie das gesagt?«

»Das habe ich gesagt.«

»War das die Wahrheit?«

»Das war mein Eindruck, zum damaligen Zeitpunkt.«

»Und das Phenelzin, Richter Sabich - Sie haben die Aussage von Dr. Vollman gehört, dass sie dieses Medikament als die Atombombe bezeichnete, die sie nur bei schlimmsten Verstimmungen nahm.«

»Das habe ich gehört.«

»Und nach den über fünfunddreißig Jahren mit Ihrer Frau, glaubten Sie da, die Stimmungen Ihrer Frau gut einschätzen zu können?«

»Ihre schweren Depressionen waren meistens offensichtlich. Aber es kam auch vor, dass ich ihren Gemütszustand vollkommen falsch einschätzte.«

»Aber noch mal, Richter Sabich, wir wissen, dass das Phenelzin für ihre schlimmsten Tage gedacht war, und am Vorabend ihres Todes sahen Sie

keinerlei Anzeichen dafür, dass sie sich in einer derartigen Verfassung befand. Ist das richtig?«

»Ja.«

»Oder an den Tagen davor?«

»Nein.«

Dasselbe habe auch ich bereits ausgesagt. Wenn ich an den Abend zurückdenke, hätte ich Mom sogar als regelrecht aufgekratzt beschrieben. Sie schien sich auf alles zu freuen.

»Also, Richter Sabich, ausgehend von dem, was Sie beobachteten und auch der Polizei gegenüber aussagten, gab es keinen Grund, warum Ihre Frau täglich hätte Phenelzin nehmen müssen.«

»Noch einmal, Mr Molto, ich habe mir nie eingebildet, ihren Gemütszustand fehlerfrei einschätzen zu können.«

»Aber als Sie das Phenelzin drei Tage zuvor abholten, haben Sie sie da gefragt, ob sie sich depressiv fühlte?«

»Ich erinnere mich nicht an ein derartiges Gespräch.«

»Obwohl Sie gerade die Atombombe für sie abgeholt hatten?«

»Ich erinnere mich nicht, besonders darauf geachtet zu haben, was ich für sie abholte.«

»Obwohl Ihre Fingerabdrücke auf dem Fläschchen waren?«

»Es war mechanisch, Mr Molto. Ich holte die Medikamente ab. Ich stellte sie in den Schrank.«

»Sie sagen, dass Sie nicht registriert haben, was Sie da abholten, obwohl Sie Ende September Webseiten aufriefen und nach Informationen über das Medikament suchten?«

»Einspruch«, sagt Stern. »Der Sachverhalt ist geklärt. Richter Sabich hat bereits ausgesagt, inwieweit er sich an diese Internetrecherche erinnert.«

Die Unterbrechung stört zumindest Moltos

Rhythmus, und genau das ist der Grund, warum Stern mühsam auf die Beine gekommen ist. Aber jeder im Saal weiß, dass Tommy Molto dabei ist, meinen Vater nach allen Regeln der Kunst auseinanderzunehmen. Es ergibt keinen Sinn. So einfach ist das. Bei allem Übrigen mag mein Vater recht haben. Vielleicht schätzte er ihre Stimmungen falsch ein. Es konnte passieren, vor allem wenn meine Mom wütend war, dass man ihr nichts anmerkte, bis die Wut sich plötzlich Bahn brach. Und da auch ich für sie Sachen aus der Apotheke holte, als ich noch zu Hause wohnte, kann ich ihm glauben, dass er nicht mehr registrierte, um welches von ihren zahllosen Medikamenten es sich jeweils handelte. Aber diese Internetrecherchen - die sind vernichtend. Das Einzige, was sich zur Entschärfung sagen ließe, und ich bin sicher, Stern wird das in seinem Schlussplädoyer tun, ist, dass es ziemlich seltsam wäre, wenn ein Richter und ehemaliger Staatsanwalt, der einen Mord in allen Einzelheiten plant, dafür seinen eigenen Computer in dieser Weise nutzen würde. Worauf Molto das

Offensichtliche erwidern wird: dass er nicht damit rechnete, erwischt zu werden, dass er vorhatte, es so aussehen zu lassen, als wäre meine Mutter eines natürlichen Todes gestorben.

Doch das alles ist abhängig von der grotesken Epistemologie des Gerichtssaals, wo die Millionen alltäglichen Details eines Lebens plötzlich zu Beweismaterial für einen Mord werden. Tatsache ist, dass mein Dad wie fast jeder andere auch das Phenelzin registriert und sich dann drei Tage zuvor diese Webseiten angesehen haben könnte, nur um sich zu vergewissern, dass es tatsächlich die A-Bombe war, und dann den Dingen ihren Lauf zu lassen, vor allem bei der Art von Ehe, wie meine Eltern sie führten. Im Haus meiner Eltern gab es ganze Ozeane von Themen, die unangesprochen blieben - immer war die Atmosphäre aufgeladen mit Dingen, die keinesfalls gesagt werden durften. Und meine Mom mochte es nicht, wenn man sie nach ihren Medikamenten fragte. Zahllose Male hab ich sie sagen hören, sie könne auf sich selbst aufpassen.

Richter Yee weist den Einspruch ab, und mein Vater wiederholt ruhig, dass er sich beim besten Willen nicht daran erinnern könne, diese Seiten aufgerufen zu haben. Die Antwort ärgert Tommy.

»Wer lebte Ende September 2008 außer Ihnen noch in Ihrem Haus?«

»Nur meine Frau.«

»Wollen Sie behaupten, dass Ihre Frau sich auf Ihrem Computer über Phenelzin informiert hat?«

»Das wäre denkbar, wenn sie zum Beispiel eine Frage hatte.«

»Hatte sie einen eigenen Computer?«

»Ja.«

»Hat sie Ihren Computer regelmäßig benutzt?«

»Nicht regelmäßig. Und nicht lange an einem Stück. Aber mein Computer war gleich neben unserem Schlafzimmer, daher hat sie mir gelegentlich Bescheid gesagt und ihn kurz benutzt.«

Das habe ich nie mitbekommen, aber es wäre meiner Mom zuzutrauen. Alles in allem hätte sie wohl am liebsten einen Computer am Gürtel getragen. Molto hat gerade die alte Prozessregel bestätigt, dass man des Guten nie zu viel tun sollte. Die letzte Runde Fragen scheint eher an meinen Dad gegangen zu sein, und Molto, der nicht gerade ein Pokerface hat, weiß das offenbar, denn er geht mit finsterem Blick ein paar Schritte hin und her. Unschwer zu sehen, dass Tommy ein erfolgreicher Prozessanwalt war. Er ist aufrichtig. Vielleicht fehlgeleitet. Aber er macht den Eindruck eines Menschen, der keine miesen Tricks auf Lager hat.

»Nur noch mal zur Klärung, Richter Sabich, stimmen Sie mir zu, dass Ihre Frau nicht durch ein unglückliches Versehen starb?«

Mein Dad hat Sandy angewiesen, mir die Beweislage offen darzulegen, daher wusste ich schon fast alles, was hier im Gerichtssaal zur Sprache gekommen ist. Mein Dad wollte nicht, dass ich von irgendwas überrascht werde. Und ich

habe darüber nachgedacht, es mit Anna erörtert, wenn sie bereit war, mir zuzuhören, und mir sogar einige Notizen gemacht. Aber darüber nachzudenken, ob dein Vater deine Mutter ermordet hat, ist sogar noch schlimmer, als darüber nachzudenken, dass die eigenen Eltern Sex haben. Ein Teil des Gehirns sagt stur: »Ausgeschlossen, Mann.« Daher habe ich mir noch nie klargemacht, wie diese Dinge rückblickend ineinandergreifen. Falls meine Mom nicht durch ein unglückliches Versehen gestorben ist, dann hat sie wahrscheinlich auch nicht täglich Phenelzin genommen. Und wenn sie nicht täglich Phenelzin genommen hat, dann hatte sie keinen Grund, sich Nachschub zu besorgen. Das wiederum bedeutet - oder scheint zu bedeuten -, dass mein Dad diese Tabletten benötigte. Und dafür gibt es nur einen erkennbaren Grund.

»Mr Molto, noch einmal, ich bin kein Pathologe und auch kein Toxikologe. Ich habe meine Theorien, Sie haben Ihre Theorien. Ich weiß nur eines mit Sicherheit, dass nämlich Ihre Theorie

falsch ist. Ich habe sie nicht getötet.«

»Dann bleiben Sie also dabei, dass es ein Unfall gewesen sein könnte?«

»Die Experten sagen, dass es so gewesen sein könnte.«

»Falls Ihre Frau also möglicherweise eine Tablette täglich einnahm, dann würde das doch wohl bedeuten, dass sie das Phenelzinfläschchen mindestens viermal angefasst haben muss, richtig?«

»Allerdings.«

»Und doch hat Ihre Frau keine Fingerabdrücke auf dem Fläschchen hinterlassen, ist das korrekt?«

»Das hat Dr. Dickerman jedenfalls ausgesagt.«

»Wir wissen, dass Officer Krilic insgesamt einundzwanzig Tablettenfläschchen aus dem Arzneischrank Ihrer Frau entnommen und inventarisiert hat.«

»Ja.«

»Und laut Dr. Dickerman sind auf siebzehn dieser Fläschchen die Fingerabdrücke Ihrer Frau. Auf zwei weiteren sind verschmierte Abdrücke, die nicht eindeutig zugeordnet werden können, obwohl er einige Vergleichspunkte fand, die zu den Abdrücken Ihrer Frau passen würden. Ist das so weit richtig?«

»Ich habe seine Aussage so in Erinnerung.«

»Nun, Richter Sabich, Sie waren als Ankläger tätig, als Prozessrichter und als Richter am Berufungsgericht. In wie vielen Fällen wurden Ihrer Erinnerung nach Fingerabdrücke als Beweismittel vorgelegt?«

»Bestimmt in Hunderten von Fällen.«

»Und könnte man sagen, Sir, dass Sie im Laufe der Jahre sehr viel über Fingerabdrücke gelernt haben?«

»Wir könnten darüber streiten, wie viel genau, aber ja, ich habe viel gelernt.«

»Seit fünfunddreißig Jahren mussten Sie in der

einen oder anderen Funktion über die Tauglichkeit oder Untauglichkeit von Fingerabdrücken als Beweismittel befinden. Ist das richtig?«

»Durchaus.«

»Könnte man Sie als Experten bezeichnen?«

»Ich bin nicht so ein Experte wie Dr. Dickerman.«

»Das ist niemand«, sagt Molto.

»Dann fragen Sie ihn doch einfach«, sagt mein Vater. Das könnte als unfaire Bemerkung aufgefasst werden, aber die Geschworenen haben Dickerman im Zeugenstand erlebt, und einige von ihnen lachen laut auf. Und das Gelächter breitet sich im Gerichtssaal aus. Sogar Richter Yee muss schmunzeln. Auch Molto findet die Bemerkung amüsant. Er droht meinem Dad bewundernd mit einem Finger.

»Sie wissen aber doch, dass manche Menschen auf aufnahmefähigen Oberflächen wie zum Beispiel auf Tablettenfläschchen üblicherweise Fingerabdrücke hinterlassen. Habe ich recht?«

»Mir ist bekannt, dass es grundsätzlich darauf ankommt, wie stark die Hände schwitzen. Manche Menschen schwitzen stärker als andere. Aber auch bei ein und derselben Person kann die Schweißabsonderung variieren.«

»Würden Sie mir recht geben, dass es ungewöhnlich wäre, wenn jemand auf neunzehn oder auch nur siebzehn anderen Fläschchen Abdrücke hinterlässt und dann dieses Phenelzinfläschchen« - und jetzt hält Molto das eigentliche Fläschchen in dem versiegelten Plastikbeutel hoch - »viermal anfasst, ohne Fingerabdrücke zu hinterlassen?«

»Das kann ich nicht mit Sicherheit beantworten, Mr Molto. Und ich kann mich auch nicht daran erinnern, dass Dr. Dickerman das gesagt hätte.«

Im Zeugenstand hatte Dickerman Brand, der ihn befragte, in diesem Punkt offensichtlich weniger geliefert, als der hören wollte. Zurück in der Kanzlei, hatten Stern und mein Dad gesagt, dass das bei Dickerman immer mal wieder vorkam. Der

Mann betrachtete diese Unberechenbarkeit als Beweis für seine unangefochtene Bedeutung.

»Übrigens, ist Dr. Dickerman ein Freund von Ihnen?«

»Ich würde sagen, ja. Genau wie er ein Freund von Ihnen ist. Wir kennen ihn ja beide schon sehr lange.«

Molto wollte andeuten, dass Dickerman meinem Dad vielleicht möglichst wenig schaden wollte, aber in diesem Punkt hat er den Kürzeren gezogen.

»Um es ganz klar zu sagen, Richter Sabich, es gibt nur zwei Fläschchen im Arzneischrank Ihrer Frau, von denen wir ohne jeden Zweifel sagen können, dass ihre Fingerabdrücke nicht darauf sind. Entspricht das den Tatsachen?«

»Allem Anschein nach.«

»Und eines davon ist das Fläschchen Schlaftabletten, das Sie an dem Tag vor Ihrem Tod abholten, richtig?«

»Ja.«

»Und dieses Fläschchen ist voll, richtig?«

»Richtig.«

»Wenn wir also das ungeöffnete Fläschchen Schlaftabletten beiseitelassen, dann ist das einzige Behältnis aus dem Arzneischrank, von dem die Experten zweifelsfrei sagen können, dass daran keine Fingerabdrücke Ihrer Frau nachzuweisen sind, das Fläschchen Phenelzin, korrekt?«

»Es gibt keine eindeutig identifizierbaren Abdrücke von Barbara auf dem Phenelzinfläschchen und, wie Sie bereits sagten, auf drei weiteren Behältnissen.«

»Ich beantrage, die Antwort zu streichen«, sagt Molto, was bedeutet, dass mein Dad die Frage seiner Auffassung nach nicht beantwortet hat.

Richter Yee lässt sich die Frage und die Antwort noch einmal vorlesen.

»Die Antwort bleibt im Protokoll«, sagt Yee, »aber,

Richter Sabich, nur eine geöffnete Flasche, wo Sachverständige mit Sicherheit sagen können, keine Fingerabdrücke von Ihrer Frau. Ja?«

»Könnte man so sagen, Euer Ehren.«

»Okay.« Yee bedeutet Molto mit einem Nicken, fortzufahren.

»Und auf diesem Fläschchen Phenelzin stammen die einzigen Fingerabdrücke, die nachgewiesen wurden, von Ihnen, richtig?«

»Meine Abdrücke sind auf diesem Fläschchen und auf sieben anderen, einschließlich der Schlaftabletten, die noch ungeöffnet waren.«

»Ich beantrage, die Antwort zu streichen«, sagt Molto wieder.

»Stattgegeben«, sagte Yee ein wenig drohend. Er hat meinem Dad die Chance gegeben, sich ordnungsgemäß zu verhalten, und der hat sie nicht genutzt.

»Soweit wir das anhand der Fingerabdrücke sagen

können, sind Sie die einzige Person, die das Phenelzin angefasst hat.«

Nach dem Warnschuss von Richter Yee antwortet mein Dad vorsichtiger.

»Wenn man nur die Fingerabdrücke in Erwägung zieht, ist das richtig, Mr Molto.«

»Also gut«, sagt Tommy. Erst im Nachhinein scheint ihm klar zu werden, dass er sich angehört hat, als würde er Stern imitieren. Einer der Geschworenen, ein Schwarzer mittleren Alters, bemerkt das und lächelt. Offenbar gefällt ihm Tommys Auftritt. Molto steht jetzt wieder am Tisch der Staatsanwaltschaft und blättert seinen Notizblock durch, ein Zeichen dafür, dass er das Thema wechseln wird.

»Wäre das guter Zeitpunkt für Pause?«, fragt der Richter.

Molto nickt. Der Richter lässt seinen Hammer knallen und erklärt, dass die Verhandlung für fünf Minuten unterbrochen ist. Die Zuschauer erheben

sich und fangen sofort an zu murmeln. Seit Jahrzehnten ist mein Dad in Kindle County ein bekannter Mann, vor allem bei der Bevölkerungsgruppe, die sich gern Gerichtsverfahren anschaut. Man mag es bezeichnen, wie man will, Blutdurst oder Sensationsgier, aber viele von ihnen sind hier, um seinen Sturz mitzuerleben, um sich in ihrer Annahme bestätigt zu sehen, dass Macht korrumpiert und man alles in allem ohne sie besser dran ist. Ich vermute, hier in den Sitzreihen gibt es außer mir kaum jemanden, der immer noch hofft, dass mein Dad unschuldig ist.

Kapitel 26

Nat, 22. Juni 2009

Solange ein Zeuge im Zeugenstand ist, darf niemand mit ihm über seine Aussage sprechen,

auch nicht seine Anwälte. Stern und Marta nicken meinem Dad vom Tisch der Verteidigung aus zu, und Sandy reckt eine kleine Faust, um ihm zu sagen, er soll durchhalten, aber keiner geht zu ihm. Mir missfällt das. Dass er von allen im Saal gemieden wird, spiegelt die Wirklichkeit der letzten Zeit zu genau wider, und so gehe ich rüber, um ihn zu fragen, ob er ein frisches Glas Wasser möchte. Er antwortet mit einem weiteren gleichgültigen Achselzucken.

»Alles klar?«, frage ich.

»Angeschlagen, aber noch nicht k. o. Er treibt mich durch den Ring.«

Ich sollte nicht darauf antworten, und wie könnte ich es auch? Ich sage dieselbe Dummheit, die er mir früher vom Spielfeldrand aus zurief, wenn meine Highschool-Baseballmannschaft hoffnungslos zurücklag.

»Lass dich nicht unterkriegen.«

»Wir werden sehen.« Er lächelt schwach. In den

letzten Monaten ist er so unnahbar fatalistisch geworden, dass es mir oft Angst macht. Wer auch immer mein Dad war, er wird nie wieder der Alte sein, selbst wenn Zeus ihn in diesem Moment mit einem Donnerschlag befreien würde. Er wird nie wieder richtig zurück ins Leben finden. Er legt mir kurz eine Hand auf die Schulter und erklärt: »Ich geh pinkeln.«

Dieses Gespräch ist mehr oder weniger typisch für die letzten Monate. Ich habe nicht direkt aufgehört, mit meinem Dad zu reden. Ich sage nur so gut wie nichts mehr, was irgendwie von Bedeutung wäre, sogar im Vergleich zu den steifen Unterhaltungen, die wir früher führten. Ich bin sicher, dass ihm das aufgefallen ist, aber die Rechtslage lässt uns ja auch keine andere Wahl. Ich bin Zeuge in seinem Prozess und darf mit ihm weder über die Beweislage noch über den Fortgang des Verfahrens sprechen, und im Augenblick scheint er praktisch an nichts anderes mehr zu denken, und mir geht es ebenso. Das Schweigen kommt mir entgegen. Ich weiß nicht, ob mein Dad

schuldig ist oder nicht. Falls ja, wird ein großer Teil von mir das niemals akzeptieren. Aber ich wusste gleich mit geradezu verlässlicher Intuition, dass der Tod meiner Mutter irgendwie mit seiner Affäre zusammenhing. Anna, die dieses Thema ungern ausführlicher erörtert, weil sie nicht zwischen mich und meinen Vater geraten will, hat mich mehr als einmal gefragt, warum ich mir dessen so sicher bin. Die Antwort lautet kurz gesagt, weil ich meine Mom kannte. Wie dem auch sei, ich glaube, dass mein Dad im Grunde nur eines von mir wissen will, nämlich was ich über ihn denke und, genauer ausgedrückt, ob ich ihn noch liebe. Manchmal habe ich das Gefühl, ich sollte ihm einen Post-it-Zettel reichen, auf dem steht: »Ich sag dir Bescheid, wenn ich's rausgefunden habe.«

Meinen Dad zu verstehen war nie einfach. Offenbar ist er mir gegenüber gern der große Unbekannte, eine Haltung, die mir, je älter ich wurde, immer weniger gefiel. Natürlich kenne ich ihn auf die schonungslose Art, wie Kinder ihre

Eltern kennen, also ungefähr so, wie jemand einen Hurrikan erlebt, wenn er in dessen Auge steht. Ich kenne all seine unangenehmen Angewohnheiten - sein plötzliches Abgleiten mitten im Gespräch, als wäre ihm gerade etwas eingefallen, das wesentlich wichtiger ist als sämtliche Personen im Raum; sein Verstummen, sobald sein Gegenüber persönliche Dinge anspricht, und wenn es nur um so banale Dinge geht wie juckende Füße in Wollsocken; oder diese wichtigtuerische Art, die er im Umgang mit mir an den Tag legt, als wäre die Aufgabe, mein Vater zu sein, ebenso verantwortungsvoll wie das Hüten der Geheimcodes für sämtliche Atomwaffen der Vereinigten Staaten. Aber der Prozess, die Anklage, die Affäre, all das hat mir deutlich gemacht, dass ich meinen Vater im Grunde nicht richtig kenne.

Während ich versuche, mir auf das alles einen Reim zu machen, schwanke ich von einem Extrem ins andere. Manchmal fürchte ich, dass die nicht enden wollende Angst, die meinen Vater letztlich zum ausgebrannten Zombie gemacht hat, ihn

irgendwann umbringt und ich innerhalb eines Jahres auch noch meinen zweiten Elternteil verlieren werde. Dann wiederum bin ich fürchterlich empört und wütend auf ihn und habe das Gefühl, dass er genau das bekommt, was er verdient hat. Doch natürlich ärgere ich mich meistens nur über die vielen Augenblicke, in denen ich nicht sicher bin, ob ich einen Fuß vor den anderen setzen kann oder ob die Autos auf der Straße auch weiter mit dem Erdboden verhaftet bleiben, weil sich so vieles in so kurzer Zeit verändert hat, dass ich nicht mehr weiß, was ich glauben soll.

»Nur noch ein paar Themen, Richter Sabich«, sagt Molto, als es weitergeht.

»Ganz wie Sie wollen, Mr Molto.« Es gelingt meinem Dad ein wenig besser, so zu klingen, als hätte er nichts dagegen.

»Schön. Ich möchte Sie als Erstes fragen, ob Sie in Ihrer Ehe mit Mrs Sabich glücklich waren.«

»Es war eine Ehe wie viele andere auch, Mr Molto. Wir hatten unsere Höhen und Tiefen.«

»Zu dem Zeitpunkt, als Ihre Frau starb, befanden Sie sich da gerade in einem Hoch oder in einem Tief?«

»Wir kamen miteinander aus, Mr Molto, aber ich war nicht besonders glücklich.«

»Wenn Sie sagen, Sie kamen miteinander aus, meinen Sie dann, dass es keinen Streit zwischen Ihnen gab?«

»Keinen Streit würde ich nicht sagen, aber auf jeden Fall hatte es in der Woche keinen großen Krach gegeben.«

»Aber Sie haben gesagt, dass Sie unglücklich waren. Gab es dafür einen besonderen Grund, Richter Sabich?«

Mein Dad lässt sich mit der Antwort einen langen Augenblick Zeit, sicher, um seine Wort abzuwägen, weil ich keine zehn Meter von ihm entfernt sitze.

»Es war einiges zusammengekommen, Mr Molto.«

»Zum Beispiel?«

»Na, zum Beispiel, dass meine Frau entschieden gegen meinen Wahlkampf war. Sie fühlte sich dadurch in einem Maße exponiert, das ich nicht nachvollziehen konnte.«

»Sie verhielt sich verrückt?«

»Im umgangssprachlichen Sinne des Wortes, ja.«

»Und Sie hatten das satt?«

»Ja.«

»Und war das einer der Gründe, weshalb sie sich drei Wochen vor ihrem Tod von Dana Mann haben beraten lassen?«

»Vermutlich.«

»Richter Sabich, trifft es zu, dass Sie sich mit dem Gedanken trugen, Ihre Ehe zu beenden?«

»Ja.«

»Und nicht zum ersten Mal, nicht wahr?«

»Richtig.«

»Haben Sie auch im Juli 2007 Mr Manns Rat eingeholt?«

Die beiden vollführen da einen behutsamen Tanz. Die Gespräche, die mein Vater mit Mann hatte, fallen unter das Anwaltsgeheimnis. Solange mein Dad nicht selbst davon anfängt, was er mit Dana besprochen hat, darf Molto nicht danach fragen, denn falls er meinen Dad oder Stern dazu zwingt, sich vor den Geschworenen auf das Anwaltsgeheimnis zu berufen, wäre das ein Verfahrensverstoß und könnte zur Einstellung des Verfahrens führen. Aber auch mein Dad muss sich vorsehen. Wenn er seine Gespräche mit Mann falsch wiedergibt oder auch nur bewusst einen irreführenden Eindruck entstehen lässt, wäre Dana verpflichtet, vor Gericht zu erscheinen und ihn zu korrigieren. Es war Dana im Zeugenstand anzusehen gewesen, dass er eine Heidenangst vor Molto und Jim Brand und der ganzen Situation hatte, obwohl er nur fünf Minuten befragt worden war, in denen er die zwei Treffen mit meinem

Vater bestätigt und die Rechnungen identifiziert hatte, die er im September letzten Jahres und im Juli des vorletzten Jahres verschickt hatte, sowie die Barschecks, mit denen mein Vater die Rechnungen beglich.

»Das Gespräch mit Mr Mann im Sommer 2007 erfolgte nicht allzu lang, nachdem sie Mr Harnason gefragt hatten, wie es sei, jemanden zu vergiften, richtig?«

»Etwa zwei Monate später.«

»Und was geschah dann, Richter Sabich? Warum haben Sie Ihre Ehe nicht beendet?«

»Ich habe verschiedene Optionen abgewogen, Mr Molto. Ich habe Mr Manns Rat eingeholt und dann beschlossen, mich nicht scheiden zu lassen.«

Alle Beweise, die den Geschworenen vorenthalten bleiben werden, die Belege, die Sandy und Marta mir gezeigt haben - die Untersuchung auf Geschlechtskrankheiten, die Aussagen von Zeugen, die meinen Dad mehrfach in

verschiedenen Hotels gesehen haben -, lassen eher vermuten, dass er wieder zur Vernunft kam, die Affäre beendete und beschloss, bei meiner Mom zu bleiben. Ich hab mich noch nicht dazu aufraffen können, meinen Dad zu fragen, ob ich das richtig sehe. Das einzige Gespräch, das wir zu diesem Thema hatten, ist so ziemlich alles, was ich verkraften kann. Eigenartigerweise habe ich nie ernsthaft geglaubt, dass meine Eltern eine wunderbare Ehe führten oder miteinander glücklich waren, und mindestens einmal pro Jahr dachte ich, einer von ihnen würde einen Schlussstrich ziehen. Aber die Vorstellung, dass mein Dad heimlich in der Mittagspause irgendeine Dreißigjährige gevögelt hat? Widerlich.

»Aber in der ersten Septemberwoche 2008 suchten Sie Mr Mann erneut auf.«

»Richtig.«

»Und gehörte diesmal zu Ihren Optionen auch die, Ihre Frau zu vergiften, genau wie schon ein Jahr zuvor, als Sie mit Mr Harnason sprachen und

danach erstmals Dana Mann aufsuchten?«

Ich sehe, dass Marta ihren Vater anstupst, aber Stern reagiert nicht. Ich vermute, er findet es offensichtlich, dass die Frage so absurd argumentativ ist, dass sie nicht mal einen Einspruch verdient. Als Marta mich darauf vorbereitete, wie es sein wird, meinen Vater im Zeugenstand zu sehen, erklärte sie, dass mein Dad als Richter einen besseren Eindruck machen wird, wenn er sich selbst behauptet, ohne dass sein Anwalt ihn zu sehr schützen muss. Und genau das tut er jetzt. Er verzieht leicht das Gesicht und sagt: »Selbstverständlich nicht.«

»Waren Sie, als Sie im September 2008 mit Mr Mann sprachen, fester entschlossen, Ihre Ehe zu beenden, als beim ersten Mal?«

»Ich weiß es nicht, Mr Molto. Ich war unsicher. Barbara und ich waren sehr lange verheiratet.«

»Aber Sie geben zu, dass Sie sich bereits im Juli 2007 von Mr Mann beraten ließen?«

»Ja.«

»Könnte man also korrekterweise den Schluss ziehen, dass Sie ihn erneut aufsuchten, weil Sie bereit waren, seinem Rat zu folgen und Ihre Ehe zu beenden?«

Geschickt wie ein Eisläufer kurvt Molto die ganze Zeit um die Frage herum, was genau mein Dad von Dana wissen wollte.

»Mr Molto, ich denke, dass ich für kurze Zeit entschlossener war, meine Ehe zu beenden. Danach sah ich die Dinge wieder etwas gelassener und überlegte es mir anders.«

»Hatte das nicht eher mit der Tatsache zu tun, dass Sie gerade mitten im Wahlkampf um einen Sitz im Obersten Bundesstaatsgericht steckten?«

»Vor dem 4. November 2008 hätte ich ganz sicher nicht die Scheidung eingereicht.«

»Hätte einen schlechten Eindruck gemacht, nicht wahr?«

»Mir ging es eher darum, dass ich zu dem Zeitpunkt mit einer Scheidung in die Schlagzeilen gekommen wäre, während das nach der Wahl niemanden mehr interessiert hätte außer meiner Familie.«

»Aber, Richter Sabich, Sie räumen doch wohl ein, dass manche Wähler nicht gerade begeistert gewesen wären, wenn sie erfahren hätten, dass Sie Ihre Ehe beenden wollten?«

»Das dürfte den Tatsachen entsprechen.«

»Wohingegen sie gewiss voller Mitgefühl wären, falls Sie urplötzlich Witwer würden?«

Mein Dad antwortet nicht. Er zuckt nur die Achseln und hebt eine Hand.

»Haben Sie Ihrer Frau gesagt, dass Sie an Scheidung dachten?«

»Nein.«

»Weil -?«

»Weil ich unentschlossen war. Weil meine Haltung

sich nach dem Gespräch mit Mr Mann wieder geändert hatte. Und weil meine Frau ausgesprochen labil war. Sie konnte sehr, sehr wütend werden. Es hätte keinen Sinn gehabt, mit ihr darüber zu reden, ehe ich eine endgültige Entscheidung getroffen hatte.«

»Dann sahen Sie also diesem Gespräch mit ihr nicht gerade freudig entgegen, Richter Sabich?«

»Ganz und gar nicht. Es wäre extrem unangenehm geworden.«

»Könnte man dann vielleicht sagen, Richter Sabich, dass Ihnen durch den Tod Ihrer Frau gerade zu dem Zeitpunkt eine Konfrontation sowohl mit ihr als auch mit Ihren Wählern erspart blieb?«

Mein Dad verzieht wieder das Gesicht, halb schmerzlich, halb bekümmert, als wäre das alles einfach zu dumm, und versucht, den Eindruck zu erwecken, als wäre er nicht gerade in eine Falle getappt.

»Das könnte man sagen, wenn man unbedingt

will, Mr Molto.«

»Alles in allem kam Ihnen der Zeitpunkt von Mrs Sabichs Tod ausgesprochen gelegen, nicht wahr?«

»Einspruch«, sagt Stern energisch.

»Das reicht«, sagt Richter Yee leise. »Anderes Thema bitte.«

»Also gut«, sagt Tommy wieder, bewusster als beim letzten Mal, und konsultiert erneut seine Notizen. Er wirft sich ein wenig in die Brust. Molto weiß, dass seine Trefferquote nach wie vor bestens ist. »Kommen wir etwas ausführlicher auf Ihren Computer zu sprechen.«

An dem Tag, als mein Vater erfuhr, dass gegen ihn Anklage erhoben werden würde - der 4. November 2008, ein Datum, das ich wohl nie vergessen werde, der Tag, an dem seine berufliche Karriere eigentlich ihren absoluten Höhepunkt erreichen sollte -, durchsuchte die Polizei von Kindle County unser Haus in Nearing. Die Beamten nahmen nicht nur beide Computer mit,

sondern beschlagnahmten auch, offensichtlich weil sie nach Spuren von Phenelzin suchten, die gesamte Kleidung meines Vaters, sämtliche Gegenstände aus der Küche, jeden Teller, jedes Glas, jede offene Flasche, jeden Behälter im Kühlschrank oder in den Schränken sowie alles Werkzeug meines Vaters. Und selbst damit waren sie noch nicht zufrieden. Während der ersten Durchsuchung hatten sie im Keller einige Stellen bemerkt, die mein Vater wenige Monate zuvor mit Beton ausgebessert hatte - meine Eltern hatten immer Probleme mit Feuchtigkeit im Haus -, und die Polizisten kamen zurück, um die Wände mit Presslufthämmern aufzubrechen. Irgendwann kehrten sie mit einem weiteren Durchsuchungsbeschluss wieder und wühlten den Boden im Garten auf, weil einer der Nachbarn ausgesagt hatte, er habe meinen Vater etwa um die Zeit, als meine Mutter starb, dort graben sehen. Er hatte recht. An dem Tag, als Anna und ich zum Abendessen kamen, hatte er einen Rhododendron für sie gepflanzt. Die Staatsanwaltschaft begnügte sich nicht bloß damit, das Haus auf den Kopf zu

stellen, nein, sie weigerte sich auch, irgendetwas von dem, was sie beschlagnahmt hatte, wieder herauszugeben, weshalb mein Dad monatelang praktisch keine Garderobe hatte, keinen PC und nicht mal einen Topf, um Wasser zu kochen.

Speziell der Computer war ein Streitpunkt, weil mein Dad, der häufig noch abends zu Hause arbeitete, regelmäßig Gerichtsdokumente auf seinen privaten Computer lud. Zahllose Entwürfe für Urteilsbegründungen waren darauf gespeichert, und bei vielen davon ging es um Berufungsverfahren, an denen die Staatsanwaltschaft von Kindle County beteiligt war, sowie jede Menge Memos zu Interna des Berufungsgerichts, in denen die Richter sozusagen die Hosen runterließen und sich unverblümt über Anwälte, Plädoyers und gelegentlich auch übereinander äußerten. Die Berufungsrichter liefen Amok, als ihnen klar wurde, dass das alles in die Hände der Staatsanwaltschaft gelangt war.

George Mason, der kommissarischer Chefrichter geworden war, wollte den Eindruck vermeiden,

das Berufungsgericht versuche, meinen Dad zu schützen. Um seine Kollegen zu beruhigen, hätte er vor Gericht gehen müssen, aber da gab es einen Haken, den ich schon fast wieder amüsant fand: Es gab keinen Richter, der diesen Zwist beilegen konnte, da sich bereits alle Richter am Kammergericht geweigert hatten, im Prozess meines Vaters den Vorsitz zu übernehmen. Und selbst wenn ein Richter ernannt werden würde, hätte der Verlierer keine Möglichkeit, Berufung einzulegen, weil das Berufungsgericht selbst ja eine der streitenden Parteien war. Schließlich einigte sich Molto mit George darauf, dass die Staatsanwaltschaft die Festplatte kopieren und dann unter Aufsicht von George oder einer von ihm ernannten Person untersuchen würde, sodass keine vertraulichen Gerichtsdokumente eingesehen wurden. Dieselbe Absprache wurde bezüglich des Computers aus dem Amtszimmer meines Dads getroffen.

Nachdem man beide PCs auf diese Weise durchforstet hatte, wurden sie an Richter Mason

übergeben und verblieben einen Monat lang Seite an Seite in dessen Amtsräumen, bis Richter Yee ernannt wurde. Während dieser Zeit durfte mein Vater Unterlagen von den beiden Festplatten holen, die er benötigte, um noch ausstehende Urteilsbegründungen zu schreiben oder seine Termine einzuhalten, aber nur, wenn George oder dessen Vertreter dabei waren und exakt protokollierten, welche Tasten er drückte. Mein Dad ging einmal hin und musste feststellen, dass er die Rückkehr in das Reich, über das er einst herrschte, unter diesen Bedingungen zu demütigend fand, um sie zu wiederholen. Danach willigte die Anklagevertretung ein, dass weitere Kopien von den PCs durch Abgesandte vorgenommen werden durften, mit denen sich sowohl Richter Mason als auch die Staatsanwaltschaft einverstanden erklärt hatte. Bei diesen Abgesandten handelte es sich dann entweder um mich oder, auf Richter Masons Vorschlag hin, um Anna, die er als ehemalige Referendarin meines Dads und als Computerspezialistin kannte und schätzte.

Nachdem Yee ernannt worden war, entschied er zugunsten der Staatsanwaltschaft und ordnete an, dass beide Computer an sie übergeben werden mussten. Auf dem Computer aus den Diensträumen meines Dads war nichts von Belang - genau wie auf dem meiner Mutter. Doch der private PC entpuppte sich als eine Goldgrube für die Anklagevertretung, und sie schleppen ihn Tag für Tag in den Gerichtssaal. Er ist in rosa Folie eingeschweißt, seit Dr. Gorvetich im Dezember ins Berufungsgericht kam, um ihn abzuholen.

»Richter Sabich, einen Tag bevor Ihre Frau starb, entfernten Sie einige E-Mails auf Ihrem privaten PC, nicht wahr?«

»Nein, das hab ich nicht getan, Mr Molto.«

»Na schön«, sagt Tommy. Er nickt, als hätte er diese Antwort erwartet, und geht mit finsterem Blick ein wenig hin und her, wie ein Vater, der ein unartiges Kind tadeln will. »Ihr Internetprovider ist ClearCast, richtig?«

»Ja.«

»Nur damit wir alle das richtig verstehen: Wenn Ihnen jemand eine E-Mail schickt, geht die zunächst an den Server von ClearCast, und Sie laden sie dann über Ihr E-Mail-Programm auf Ihren privaten PC. Korrekt?«

»Ich verstehe nicht viel von Computern, Mr Molto, aber das hört sich richtig an.«

»Und laut Dr. Gorvetichs Zeugenaussage haben Sie Ihr E-Mail-Konto bei ClearCast so eingerichtet, dass E-Mails nach dreißig Tagen von dem ClearCast-Server gelöscht wurden, richtig?«

»Nichts für ungut, Mr Molto, aber um so etwas hat sich meine Frau gekümmert. Sie war promovierte Mathematikerin und verstand sehr viel mehr von Computern als ich.«

»Können wir uns dann darauf verständigen, dass Sie E-Mails von dem ClearCast-Server auf Ihren Computer zu Hause herunterluden und nicht auf den im Berufungsgericht?«

»Wenn ich Sie richtig verstehe, meinen Sie damit,

dass ich, wenn ich im Gericht war, auf die Webseite von ClearCast ging, um meine privaten E-Mails einzusehen, und wenn ich zu Hause war, kamen diese E-Mails direkt auf das E-Mail-Programm in meinem PC und wurden dort abgespeichert.«

»Genau das wollte ich damit sagen. Und nach dreißig Tagen war das der einzige Ort, auf dem diese E-Mails verblieben, ist das richtig?«

»Da muss ich mich auf Sie verlassen. Aber es klingt richtig.«

»Haben Sie routinemäßig E-Mails von Ihrem PC zu Hause gelöscht?«

»Nein. Manchmal habe ich Gerichtsdokumente auf meinen privaten PC geschickt, und ich wusste nie im Voraus, was ich brauchen würde, deshalb hab ich die E-Mails meistens einfach draufgelassen.«

»Und vorhin haben Sie uns gesagt, dass Ihre Frau gelegentlich Ihren PC benutzte.«

»Ich habe gesagt, dass sie ihn manchmal kurz für

Recherchen im Internet benutzte, weil er gleich neben unserem Schlafzimmer stand.«

»Mr Brand hat mich während der Pause an etwas erinnert. Hatten Sie denn nicht viele vertrauliche Informationen vom Berufungsgericht auf Ihrem PC?«

»Doch. Deshalb hatten wir ja zwei PCs zu Hause. Barbara war sich bewusst, dass sie weder meine Dateien noch meine E-Mails einsehen sollte. Aber das war ja auch nicht nötig, wenn sie nur kurz etwas im Internet suchte.«

»Verstehe«, sagt Molto. Er hat wieder das gleiche selbstzufriedene Lächeln aufgesetzt, das er immer mal wieder zeigt, wenn er eine Erklärung meines Dads zu glatt findet. »Also, Sie haben Dr. Gorvetichs Aussage gehört, dass er nach einer forensischen Auswertung Ihres Computers zu dem Schluss gelangt ist, dass etliche Mails von Ihrem PC gelöscht worden sind, und zwar, den Daten im Protokoll nach zu schließen, an dem Tag, bevor Ihre Frau starb. Haben Sie das gehört?«

»Ja.«

»Genau genommen hat er ausgesagt, dass die E-Mails nicht einfach nur gelöscht wurden, sondern dass eine Schredder-Software namens Evidence Eraser zum rückstandslosen Entfernen von Dateien heruntergeladen und eingesetzt wurde, sodass keine forensische Rekonstruktion dessen, was auf Ihrem Computer war, mehr möglich war. Haben Sie das gehört?«

»Ja.«

»Und Sie bestreiten, das getan zu haben?«

»Ja.«

»Wer wohnte außer Ihnen noch in Ihrem Haus, Richter Sabich?«

»Meine Frau.«

»Und Sie sagten, Sie und Ihre Frau hatten sich darauf verständigt, dass sie Ihre E-Mails niemals anrühren sollte?«

»Das ist richtig.«

»Ihre Aussage ergibt nicht viel Sinn, finden Sie nicht auch, Richter Sabich?«

»Offen gesagt ergibt das alles nicht viel Sinn, Mr Molto. Sie sagen, ich hätte die E-Mails auf meinem Computer mit einer Schredder-Software so gründlich gelöscht, dass sie sich nicht mehr rekonstruieren ließen, aber gleichzeitig soll ich mir nicht mal die Mühe gemacht haben, meine Recherchen über Phenelzin zu löschen, ganz zu schweigen davon, dass ich angeblich achtlos meine Fingerabdrücke auf dem Tablettenfläschchen hinterlassen habe. Deshalb, ja, Mr Molto, das alles klingt lächerlich.«

Das kann eigentlich nicht richtig als Gefühlsausbruch gelten, weil mein Dad das Ganze in einem ziemlich gelassenen Tonfall vom Stapel gelassen hat. Und er hat recht. Die Widersprüche in der Theorie der Anklagevertretung sind ermutigend. Zum ersten Mal hat er Molto wirklich den Schneid abgekauft. Tommy starrt meinen Dad an und sagt zu Richter Yee. »Ich beantrage, die Antwort zu streichen. Der Angeklagte wird noch

Gelegenheit haben, eine abschließende Erklärung abzugeben.«

»Bitte, noch mal vorlesen«, sagt Yee zur Gerichtsschreiberin. Das macht die Sache für die Staatsanwaltschaft nur noch schlimmer, weil die Geschworenen nun die kleine Tirade meines Dads noch einmal zu hören bekommen. Und anschließend schüttelt Yee den Kopf.

»Er hat geantwortet, Mr Molto. Besser nicht fragen, was Sinn ergibt. Und, Richter Sabich -« Er spricht meinen Dad mit derselben Geduld und Höflichkeit an, die er schon die ganze Zeit an den Tag legt. »Bitte keine Plädoyers.«

»Verzeihung, Euer Ehren.«

Yee schüttelte den Kopf, um die Entschuldigung abzuwehren. »Angemessene Antwort, schlechte Frage. Viele gute Fragen, aber die nicht.«

»Ich stimme Ihnen zu, Euer Ehren«, sagt Molto.

»Okay«, sagt der Richter, »dann alle glücklich.« Der ganze Gerichtssaal findet diesen Ausspruch

mitten in einem Mordprozess zum Schreien komisch, und der Richter, dem nachgesagt wird, dass er privat ein Witzbold ist, lacht am lautesten. »Okay«, sagt er, als das Lachen abklingt.

»Also, Richter Sabich, befanden sich auf Ihrem privaten PC E-Mails, von denen Sie nicht wollten, dass jemand anderes sie zu sehen bekam? Das heißt, ehe sie gelöscht wurden?«

»Wie gesagt, allerhand vertrauliche Gerichtsunterlagen.«

»Ich meinte, eher privater Natur.«

»Ein paar«, sagt mein Dad.

»Welcher Art?«

Das Erste, was mir in den Sinn kommt, sind seine Nachrichten an die Frau, mit der er was gehabt hatte. Auch die waren wahrscheinlich da, aber es gibt einen deutlicheren Beweis aus anderer Quelle.

»Zum Beispiel die Mails von Mr Mann, mit denen er meine Termine bei ihm bestätigte.«

»Befanden sich Mr Manns E-Mails Ihres Wissens noch auf Ihrem privaten PC, als dieser beschlagnahmt wurde?«

»Ich weiß, dass sie laut Aussage Ihres Sachverständigen nicht mehr drauf waren.«

»Dr. Gorvetich konnte die Mails sogar zeitlich eingrenzen und war somit in der Lage, festzustellen, dass sie mit Evidence Eraser entfernt worden waren.«

»Das hat er behauptet?«

»Sie bezweifeln das?«

»Ich denke, unser Sachverständiger wird seine Schlussfolgerung hinsichtlich der Verwendung einer Schredder-Software infrage stellen. Aber offensichtlich waren die Mails nicht mehr da.«

»Und Sie bestreiten, sie gelöscht zu haben?«

»Ich entsinne mich nicht, Mr Manns Mails gelöscht zu haben, aber ich hätte natürlich Grund gehabt, es zu tun. Ich weiß, dass ich nie irgendeine

Schredder-Software heruntergeladen oder auf meinem Computer angewendet habe.«

»Wäre also Evidence Eraser nicht angewendet worden, hätte ein Ermittler bei der Durchsicht Ihrer E-Mails zu dem Schluss kommen können, dass Sie daran dachten, Ihre Frau zu verlassen?«

Jetzt verstehe ich, worauf Tommy hinauswill. Er wird argumentieren, dass mein Dad sozusagen mit Netz und doppeltem Boden arbeiten wollte und seinen Computer für den Fall keimfrei gemacht hat, dass die Behörden die Phenelzinvergiftung entdeckten. Doch um so was zu machen, hätte mein Dad schon sehr tief in Schwierigkeiten stecken müssen.

»Möglicherweise.«

»Möglicherweise«, sagt Molto. Er kommt auf einen anderen Punkt zu sprechen.

»Richter Sabich, wenn ich die Aussage, die Sie gegenüber der Polizei machten, richtig verstehe, sind Sie am 29. September morgens aufgewacht

und fanden Ihre Frau tot neben sich. Korrekt?«

»Ja.«

»Und den ganzen Tag lang, genauer gesagt fast vierundzwanzig Stunden lang, verständigten Sie niemanden. Korrekt?«

»Ja.«

»Sie riefen nicht den Notarzt, der sie möglicherweise hätte wiederbeleben können?«

»Mr Molto, ihre Haut war kalt. Sie hatte keinen Puls.«

»Sie trafen selbst ein ärztliches Urteil und riefen nicht den Notarzt. Richtig?«

»Ja.«

»Sie verständigten weder Ihren Sohn noch irgendwelche Verwandte oder Freunde Ihrer Frau von deren Ableben, korrekt?«

»Nicht sofort.«

»Und nach dem, was Sie der Polizei erzählt haben,

saßen Sie einfach einen ganzen Tag lang da und dachten über Ihre Frau und Ihre Ehe nach. Richtig?«

»Ich habe ein bisschen aufgeräumt, weil sie würdevoll aussehen sollte, wenn mein Sohn sie sah, aber ansonsten hab ich wirklich die meiste Zeit dagesessen und nachgedacht.«

»Und schließlich, praktisch einen Tag später, riefen Sie Ihren Sohn an?«

»Ja.«

»Und laut Nathaniels Aussage« - es erschüttert mich ein wenig, meinen Namen aus Moltos Mund zu hören - »haben Sie sich in dem Telefonat mit ihm gestritten, ob Sie die Polizei anrufen sollten.«

»Er hat es nicht als Streit bezeichnet, und ich würde das auch nicht tun. Es war mir nicht in den Sinn gekommen, dass die Polizei verständigt werden müsste, und ehrlich gesagt, zu dem Zeitpunkt war ich nicht besonders erpicht darauf, Fremde zu sehen.«

»Wie viele Jahre waren Sie Staatsanwalt?«

»Fünfzehn.«

»Und da war Ihnen angeblich nicht klar, dass die Polizei bei einem ungeklärten Todesfall verständigt werden muss?«

»Für mich war es kein ungeklärter Todesfall, Mr Molto. Sie hatte hohen Blutdruck und Herzprobleme. Ihr Vater war ebenso gestorben.«

»Aber Sie wollten die Polizei nicht anrufen?«

»Ich war durcheinander, Mr Molto, und wusste nicht recht, was ich tun sollte. Mir war in letzter Zeit keine Ehefrau weggestorben.« Auf der Geschworenenbank wird gekichert, was ein wenig verwunderlich ist. Sterns Augenbrauen ziehen sich zusammen. Er will nicht, dass mein Dad derart salopp klingt.

»Also, Sie sagen, Ihre Frau hatte gesundheitliche Probleme. Aber sie war topfit, nicht wahr?«

»Das stimmt. Aber sie trieb Sport, weil sie wusste,

dass sie genetisch vorbelastet war. Ihr Vater wurde kaum fünfzig.«

»Dann fällten Sie also ohne jede qualifizierte Unterstützung nicht nur das ärztliche Urteil, dass Ihre Frau tot war, sondern Sie bestimmten noch dazu die Todesursache.«

»Ich sage nur, was ich dachte. Ich erkläre, warum ich nicht in Erwägung zog, die Polizei anzurufen.«

»Es ging Ihnen selbstverständlich nicht darum, eine Obduktion hinauszuzögern.«

»Nein.«

»Es ging Ihnen nicht darum abzuwarten, bis die Magensäfte alle Spuren der Lebensmittel beseitigt hatten, die Sie Ihrer Frau zu essen gaben, damit sie mit dem Phenelzin interagierten, das Sie ihr im Wein verabreicht hatten?«

»Nein.«

»Und Sie sagen, dass Sie ein bisschen aufgeräumt haben, Richter Sabich. Gehörte zu diesem

Aufräumen vielleicht auch, das Glas zu spülen, in dem sie am Vorabend das Phenelzin aufgelöst hatten?«

»Nein.«

»Aber wir haben nur Ihr Wort, dass Sie das Glas nicht gespült haben, in dem sich Spuren des Gifts befanden, das Sie Ihrer Frau einflößten, nicht wahr?«

»Wollen Sie darauf hinaus, dass es niemanden sonst gibt, der das bestätigen kann, Mr Molto?«

»Wir haben nur Ihr Wort, Richter Sabich, dass Sie nicht die Arbeitsplatte abgewischt haben, auf der Sie das Phenelzin zerstießen, oder die Geräte, die Sie dafür benutzten, nicht wahr?«

Mein Dad antwortet nicht mehr.

»Wir haben nur Ihr Wort, Richter Sabich, dass Sie diese vierundzwanzig Stunden nicht dazu genutzt haben, möglichst alles zu beseitigen, das beweisen könnte, wie Sie Ihre Frau vergiftet haben. Nur Ihr Wort, Richter Sabich, nicht wahr? Nur Ihr Wort.«

Tommy ist immer näher an meinen Dad herangetreten und steht jetzt ganz dicht vor dem Zeugenstand, versucht, meinen Dad mit Blicken einzuschüchtern.

»Ich habe verstanden, Mr. Molto. Nur mein Wort.«

»Ja«, sagt Tommy Molto, »nur Ihr Wort. Ihr Wort ganz allein.« Er fixiert meinen Vater noch einen Moment länger, ehe er zum Tisch der Staatsanwaltschaft zurückgeht, wo er seine Notizen zusammenschiebt und Platz nimmt.

Kapitel 27

Tommy, 22. Juni 2009

Im gelblichen Licht auf den Fluren der Staatsanwaltschaft, wo es anscheinend nur zwei Tageszeiten gab, Dämmerung und Nacht, warteten etliche von Tommys Mitarbeitern, die - als sich die

Messingtüren des Fahrstuhls öffneten - die Ersten sein wollten, die ihrem Boss die Hand schüttelten. Jim Brand war zuerst herausgetreten und schob den Wagen mit den Prozessunterlagen vor sich her. Mit dem Edelstahlgestell auf Rollen, das aussah wie ein überlanger Einkaufswagen, wurden an jedem Verhandlungstag die Prozessakten und Rustys Privatcomputer über die Straße zum Gericht befördert. Einen Schritt hinter ihnen folgten die beiden anderen Mitglieder von Tommys Prozessteam, die Ermittlerin Rory Gissling und die Assistentin Ruta Wisz. Sobald sie alle die stahlverstärkte Tür zu den Büroräumen passiert hatten, durchlief Applaus das Spalier von Mitarbeitern, von denen viele auf den Zuschauerbänken im Saal gesessen hatten, um das Kreuzverhör zu verfolgen. Tommy, der hinter Brand den Gang hinunter zum Eckbüro des Oberstaatsanwalts ging, nahm Gratulationen und Schulterklopfen entgegen. Es war ein bisschen so wie die Szenen in alten Filmen über Rom, wenn die siegreichen Feldherren in eine befestigte Stadt einzogen, vor ihnen einen Streitwagen mit den

sterblichen Überresten des früheren Herrschers.

Die Staatsanwälte grölten Bemerkungen, in denen sie sich über Rusty lustig machten.

»Eine Runde durch den Fleischwolf ist nichts dagegen, Boss.«

»Willkommen in unserem Feinschmeckertempel. Chefkoch Tommy macht für Sie aus großen Tieren kleine Häppchen.«

Selbst Richter Yee hatte kurz Tommys Blick aufgefangen, als er die Verhandlung vertagte, und ihm anerkennend zugenickt. Tommy war ehrlich gesagt ein bisschen ratlos ob des vielen Beifalls. Er wusste seit Langem, dass er zu den Menschen gehörte, die Erfolg nicht richtig genießen konnten. Auch das zählte zu seinen kleinen peinlichen Geheimnissen, obwohl es ihm in den letzten Jahren nicht mehr ganz so viel ausmachte, weil er erkannt hatte, dass es weit mehr Menschen, als man meinen sollte, ähnlich erging. Aber wenn es für Tommy Molto richtig gut lief, hatte er oft ein schlechtes Gewissen und war im tiefsten Innern

überzeugt, den Erfolg eigentlich nicht verdient zu haben. Selbst Domingas Liebe fühlte er sich manchmal nicht würdig. Und es war absolut typisch für Tommy, dass er, obwohl er wusste, dass Sabich bereits schwer angeschlagen war, die ersten Anzeichen eines gewissen Unbehagens spürte.

Dennoch war nicht zu bestreiten, dass er eine richtig gute Vorstellung geliefert hatte. Natürlich gebührte ihm längst nicht alle Ehre, das wusste er. Man konnte sich noch so lange vorbereiten, ein Kreuzverhör war nun mal ein Drahtseilakt, und manchmal tanzte man beschwingt darüber hinweg, und manchmal landete man auf dem Hintern, und wie es ausging, stand größtenteils ganz einfach in den Sternen. Bis zu dem Moment, als Rusty versuchte zu punkten, indem er sagte, er habe nicht gesehen, dass Barbara die Lebensmittel zu sich genommen hatte, an denen sie offenbar gestorben war, hatte Tommy sich nie richtig klargemacht, wie absurd der Gedanke war, sie sei durch einen unglücklichen Zufall gestorben. Das

war ein großer Moment für ihn gewesen, und es hatte noch ein paar weitere gegeben. Ein paar Fehltritte waren ihm auch unterlaufen, einige Male hatte er die Tür zu weit aufgestoßen, aber das passierte immer. Alles in allem jedoch hatten die Erklärungen der Anklagevertretung im Gerichtssaal wie ein Trompetenstoß gewirkt.

Selbst die Reporterrudel vor dem Gerichtsgebäude schienen endlich beeindruckt zu sein. Tommy hatte nur wenige echte Fans bei der Presse. Vor laufenden Kameras neigte er dazu, stocksteif zu werden, und die kompromisslose Persönlichkeit, die ihm im Gerichtssaal gute Dienste leistete, kam bei Reportern nicht gut an. Sie ließen sich nicht gern als die Widersacher behandeln, die sie oft genug waren. Und derzeit hielt Tommy sich ihnen gegenüber ohnehin ständig zurück. Sobald Yee ernannt worden war, hatte Stern einen vertraulichen Antrag in Bezug auf die Untersuchungsergebnisse der DNS-Proben aus dem ersten Prozess gestellt. Yee hatte unter Ausschluss der Öffentlichkeit nicht nur die

Zulassung der DNS-Ergebnisse verweigert, wie Tommy die ganze Zeit prophezeit hatte, sondern zudem von der Staatsanwaltschaft verlangt, alle Personen zu benennen, die davon wussten, und sie per Gerichtsbeschluss dazu verdonnert, bis zur Urteilsverkündung absolutes Stillschweigen über die Tests zu bewahren. Der Richter erklärte sogar, dass er es als Missachtung des Gerichts einstufen würde, falls die Testergebnisse bekannt würden. Und die ganze Zeit ritten die Zeitungen - zweifellos mit Sterns Schützenhilfe - täglich weiter auf der Rachefeldzugtheorie herum, rekapitulierten detailliert den ersten Prozess, schilderten, wie die Anklage in sich zusammengebrochen war, und erwähnten häufig, dass anschließend ein Jahr lang gegen Tommy ermittelt worden war, ehe er wieder als Staatsanwalt arbeiten konnte. Tommy, der schon lange keine Fairness mehr von der amerikanischen Presse erwartete, konnte darauf nichts anderes erwidern, als dass alle nach dem Verfahren sehen würden, dass seine Hände sauber waren. Aber nach seinem heutigen Auftritt wusste Tommy,

dass nun kein Anwalt und kein Journalist etwas anderes sagen konnte, als dass Jim Brand und er einen Fall vor Gericht gebracht hatten, in dem eine Anklageerhebung unumgänglich gewesen war.

Noch immer gratulierten ihm einige Staatsanwälte, während sie weiter den Flur hinuntergingen. Aber als sie Tommys Büro erreichten, verharrte er in der Tür wie ein widerwilliger Gastgeber. Er ließ nur sein Prozessteam herein. Er akzeptierte noch den ein oder anderen Händedruck, dann klatschte er einige Male laut, was so viel hieß wie, zurück an die Arbeit. Die Mitarbeiter seiner Behörde wussten sehr wohl, dass es verfrüht war, mitten im Prozess den Sieg zu verkünden, und die Tatsache, dass so viele von ihnen sein Kreuzverhör feiern wollten, verriet im Grunde ihre Zweifel, besagte nichts anderes, als dass es besser gelaufen war, als sie erwartet hatten. Viele der erfahrensten Staatsanwälte wussten genau, wie groß nach wie vor die Chance war, dass sie nach der Urteilsverkündung nicht hier stehen und Sekt trinken würden.

»Eine glatte Zehn«, sagte Rory Gissling, als Tommy nach einem kurzen Telefonat mit Dominga zurückkam. Tommy hatte nur eine Sekunde mit seiner Frau reden können. Tomaso, der inzwischen sprach und manchmal richtig frech wurde, stellte die Geduld seiner Mutter derzeit schwer auf die Probe.

»Na ja«, entgegnete Tommy, schwieg dann aber eine ganze Weile.

Die vier saßen um Tommys Schreibtisch. Jim und er hatten ihre Jacketts ausgezogen und die Füße auf das öffentliche Eigentum gelegt.

Rory sagte: »Ich finde, Yee hätte Ihnen erlauben sollen, das Mädchen zur Sprache zu bringen.«

»Yee wird uns nie erlauben, das Mädchen zur Sprache zu bringen«, sagte Tommy. »Und ich glaube, ich weiß auch, warum.«

»Weil er nicht will, dass sein Urteil aufgehoben wird«, sagte Brand, ihr Standardspruch, wenn sie über Yee redeten.

»Nein, weil er weiß, dass wir das nicht nötig haben. Im Geschworenenraum werden zwölf Leute sitzen. Zusammengenommen kommen die auf sagen wir mindestens fünfhundert Jahre gelebtes Leben. Und was sagt jeder als Erstes, wenn er hört, dass ein Mann im mittleren Alter die Frau sitzen lässt, mit der er sein ganzes Leben lang zusammen war?«

Rory lachte: »Der hat doch bestimmt was laufen.«

»Exakt. Genau das wird die Hälfte der Leute in dem Raum sagen. Und offen gestanden, das, was die sich da zusammenreimen werden, ist wahrscheinlich um ein Vielfaches besser als alles, was wir beweisen können.«

Brand nahm die Füße herunter und beugte sich vor: »Also, worum machst du dir Sorgen?«

Brand war der Einzige im Raum, der Tommy so gut kannte, dass er ihm das anmerkte. Tommy nahm sich einen Moment Zeit, um in sich hineinzuhorchen, konnte aber keine wirklich konkrete Antwort liefern.

»Sandy Stern ist ein Konterspieler«, sagte er. »Das ist das eine.« Stern hatte schon vor langer Zeit erkannt, dass es in einem Prozess darum geht, Erwartungen zu bedienen, und dass keiner die Stimmung im Gerichtssaal von Anfang bis Ende kontrollieren kann. Sandy wusste, dass er einen guten Tag oder sogar eine gute Woche der Staatsanwaltschaft überstehen würde, vorausgesetzt, er konnte zurückschlagen. Tatsächlich war jetzt klar, warum Stern seinen Mandanten als ersten Zeugen aufgerufen hatte. Weil er nun nämlich anfangen würde, Rustys Glaubwürdigkeit wiederherzustellen. Tommy argwöhnte sogar, dass Stern sich gewünscht hatte, Rusty möge gelegentlich schwächeln, damit die Geschworenen sich am Ende ein wenig für ihre Zweifel schämten, wenn erst einige davon ausgeräumt worden waren. Tommy versuchte schon lange nicht mehr, Sterns Schachzüge im Gerichtssaal zu kontern. Gegen Sandys Spiel würde er nichts ausrichten können. Er musste sein eigenes spielen. Jeden Tag stur geradeaus. »Wartet's nur ab«, sagte Tommy. »Stern ist noch

lange nicht am Ende.«

»Wir werden mit ihm fertig«, sagte Brand.

»Werden wir«, sagte Tommy. »Aber wisst ihr, woran sich die Geschworenen in zwei Wochen noch erinnern werden? Dass Rusty gesagt hat, er war's nicht. Und dass er nicht geschwächelt hat. Die meiste Zeit hat er ganz ruhig gewirkt, und er war nicht auffällig ausweichend.«

»Er hat sich zu viel gewehrt«, sagte Rory. Ruta, die Assistentin, hörte aufmerksam zu, äußerte aber keine Meinung. Sie war eine stämmige Blondine, neunundzwanzig Jahre alt, kurz vor Beginn ihres Jurastudiums und heilfroh, einfach nur im Büro des Oberstaatsanwalts zu sitzen und diesen Gesprächen zu lauschen.

»Er hat sich ein bisschen zu viel gewehrt«, sagte Tommy. »Aber er hat sich gut geschlagen. Sehr gut sogar, wenn man bedenkt, was ihm vorgeworfen wird. Aber -« Tommy verstummte. Plötzlich wusste er, was ihn irritiert hatte. Er hatte Sabich schwer in die Mangel genommen, aber der Mann

hatte irgendwie im tiefsten Innern unberührt gewirkt. Nicht einen Moment lang hatte er ausgesehen, als hätte er jemanden getötet. Das war natürlich auch nicht zu erwarten gewesen. Tommy hatte nie großartig darüber nachgedacht, was eigentlich mit Rusty nicht stimmte, aber es war irgendetwas Unergründliches und Kompliziertes, á la Jekyll und Hyde. Und Sabich spielte seine Rolle kaltblütig. Keine unsteten Blicke. Nichts Unsicheres. Die Vernunft war aufseiten der Anklagevertretung. Aber der emotionale Gehalt im Gerichtssaal war verworrener gewesen. Zugegeben, es gab eine irrwitzig lange Liste von Dingen, die Rusty nur mit Zufall erklären konnte - Harnason, die Fingerabdrücke, das Phenelzin, das er abgeholt hatte, sein Einkauf von Wein und Käse, die Internetrecherchen über das Medikament. Aber Tommy hatte gegen seinen Willen einige Sekunden extremer Frustration erlebt, weil Rusty das alles so gelassen erklärte. Wahrscheinlich musste Sabichs Psychopathologie erst noch wissenschaftlich erforscht werden, aber nach dreißig Jahren als Staatsanwalt hatte Tommy

förmlich einen eingebauten Lügendetektor, dem er mehr vertraute als jedem, der die flatternden Nadeln des Geräts interpretierte. Und manche auf der Geschworenenbank, vielleicht sogar alle, mussten dasselbe gesehen haben wie Tommy. Selbst wenn Rusty der Einzige im Saal war, der das glaubte, irgendwie hatte er sich selbst davon überzeugt, dass er nicht schuldig war.

»Was hältst du von seiner Behauptung, seine Frau hätte Phenelzin auf seinem Computer gegoogelt?«, fragte Brand. »Das ist doch bescheuert. Als ob sie das Zeug zwölf Jahre lang nimmt, ohne sich damit auszukennen.«

»Das musste er versuchen«, sagte Rory.

Tommy pflichtete ihr bei. »Genau. Wie hätte er sonst erklären sollen, dass er zum Supermarkt geht und kurzerhand alles kauft, was sie umbringen könnte? Wenn sich einer diese Seiten angesehen hat, dann muss er doch praktisch sagen: >Nein, nein, Schatz, lass uns lieber Tortilla-Chips und Guacamole essen.< Zumindest würde man mit ihr

drüber reden.«

»Aber er hat ihr auch unterstellt, seine E-Mails gelöscht zu haben«, sagte Brand.

Rory schüttelte den Kopf. »Das war an und für sich das einzige gute Argument, das er gebracht hat«, sagte sie. »Wieso löscht er seine E-Mails, aber nicht das Zeug im Cache von seinem Webbrowser?«

»Weil er es schlicht und ergreifend vergessen hat«, sagte Brand. »Weil er kurz davor war, seine Frau umzubringen, und durch so was wird sogar jemand wie er ein bisschen nervös und zerstreut. Dieses blöde Argument hört man doch nun wirklich in jedem Prozess. >Wenn ich so ein gerissener Ganove bin, wieso habt ihr mich dann erwischt?> Ich meine, er hat's oft genug gehört. Außerdem, vielleicht war er in Eile, weil der Termin unmittelbar bevorstand.«

»Welcher Termin?«, fragte Rory.

»Ihr Ablaufdatum. Der Mann ist doch ein kranker

Wichser«, sagte Brand. »Anscheinend wollte er Mama noch einmal ihren Sohnemann sehen lassen, ehe er sie in die ewigen Jagdgründe schickt. Ich meine, ein kranker Wichser wie der findet das wahrscheinlich noch gütig.«

Tommy hörte dem Wortwechsel zu und zog sich noch etwas tiefer in sich selbst zurück. Irgendwas störte ihn daran, dass Brand Rusty als »kranken Wichser« bezeichnete. Er fand es nicht unberechtigt, Rusty übel zu titulieren - was sollte man auch sonst über einen Mann sagen, der detailliert den Mord an einer zweiten Frau geplant hatte, nachdem er mit dem Mord an einer ersten ungestraft davongekommen war? Aber in Wahrheit gab es im ganzen Gerichtssaal niemanden, der Rusty so durch und durch kannte wie Tommy. Nicht sein Anwalt - nicht mal sein Sohn. Tommy hatte Rusty vor fünfunddreißig Jahren kennengelernt, als Tommy noch studierte und Rusty als dritter Prozessanwalt für Ray Horgan am Fall Matuzek mitarbeitete, einem Landrat, dem Bestechlichkeit vorgeworfen worden

war. Seitdem hatte Tommy den Mann aus jedem Blickwinkel beobachtet - hatte im Büro neben ihm geschuftet, an seiner Seite Anklagen geführt, unter seiner Anleitung gearbeitet, er hatte Rusty, den Angeklagten, und später Rusty, den Richter, im Gerichtssaal erlebt. In der ersten Zeit, besonders vor Nats Geburt, hatten sie sich sogar gut verstanden. Als Tommy zur Staatsanwaltschaft kam, hatten Rusty und Tommys alter Freund Nico Deila Guardia oft am Wochenende was zusammen unternommen, und gelegentlich war Tommy mit von der Partie gewesen. Sie hatten sich Spiele der Trappers angeschaut und so manches Glas miteinander getrunken. Zu dritt saßen sie zusammen und rauchten die kubanischen Zigarren, die Nico besorgt hatte, als Rusty einen Tag nach Nathaniels Geburt zurück ins Büro kam. Im Laufe der Zeit dann hatte Tommys Sympathie für Rusty immer mehr abgenommen. Je höher Sabich in der Behörde aufstieg, meistens auf Nicos Kosten, desto reservierter und selbstgefälliger war er geworden. Und nach dem Polhemus-Prozess, als Tommy hierher zurückkehrte, nachdem ein

Jahr lang gegen ihn ermittelt worden war, erschien ihm Rustys Gesicht bloß noch als schlecht sitzende Maske, die ihn jedes Mal, wenn sie sich begegneten, verlogen grüßte.

Und dennoch. Tommy fragte sich in seinem Job nicht häufig, warum oder wie. Man sah Menschen auf Abwege geraten: beliebte Priester, die unzähligen Menschen halfen, Gott in ihrem Leben zu finden, und dann Videoaufnahmen davon machten, wie sie Sechsjährige missbrauchten; Multimilliardäre, denen ganze Footballmannschaften und Einkaufszentren gehörten und die irgendwen um fünfzehn Riesen betrogen, weil sie sich einfach immer ihre eigene Überlegenheit beweisen mussten; Politiker, die als anerkannte Reformer gewählt wurden und kaum, dass sie in Amt und Würden waren, Bestechungsgelder kassierten. Tommy versuchte gar nicht erst, zu verstehen, warum manche Menschen ihre eigenen Werte verleugnen mussten. Dafür wurde er nicht bezahlt. Seine Aufgabe war es, Beweise zu sammeln, sie zwölf Geschworenen

vorzutragen, und dann zum nächsten Fall überzugehen. Aber nach dreieinhalb Jahrzehnten wusste er eines über Rusty Sabich: Er war kein kranker Wichser. Verkniffen? Und wie! Imstande, einer Frau wie Carolyn dermaßen zu verfallen, dass sie zur einzigen Wahrheit wurde, die er kannte oder glaubte? Auch das war möglich. Durchaus denkbar, dass er ausgerastet war und sie erschlagen und dann seine Tat vertuscht hatte. Aber eines hatte Tommy stets von sich selbst verlangt, solange er in dem hochlehnigen Ledersessel saß, in dem jeder Oberstaatsanwalt der letzten zwanzig Jahre seinen Hintern geparkt hatte, nämlich Ehrlichkeit. Und die Konfrontation mit Rusty im Gerichtssaal hatte Tommy gezwungen, sich Fragen zu stellen, die er fast ein Jahr lang beiseitegeschoben hatte. Folgendes nagte an ihm: Ein derart kalkuliertes Verbrechen, das über Monate hinweg geplant und im Verlauf einer ganzen Woche ausgeführt worden war, schien nicht zu dem Mann zu passen, den er schon so lange kannte.

Tommy war sich bewusst, dass niemand gemeiner mit ihm umging als Tomassino Molto III. Er neigte dazu, sich selbst das Leben schwer zu machen, und genau das tat er im Augenblick. Das hing irgendwie mit diesem katholischen Märtyrergedanken zusammen. In einer Minute, einer Stunde, wäre er wieder auf Kurs. Es hatte sowieso keinen Sinn, sich weiter damit herumzuschlagen. Es war einer von diesen Gedanken, mit denen man sich ohnehin nicht gern befasste - wie das Nachdenken über den Augenblick, in dem man sterben würde, oder wie das Leben wäre, falls Tomaso etwas zustieße. Und jetzt, während Brand und Rory herumfrotzelten, verweilte Tommy eine Minute lang bei einem Gedanken, der ihm seit Monaten nicht mehr in den Sinn gekommen war. Es sprach alles dagegen, die Wahrscheinlichkeit, die Beweislage und die reine Vernunft, aber er stellte sich die Frage dennoch: Was, wenn Rusty unschuldig war?

Kapitel 28

Nat, 22. Juni 2009

Wie jeden Abend kehren wir in die Schickimicki-Kanzlei von Stern & Stern zurück. Sandy zählt zu den Leuten, die es aus kleinen Verhältnissen zu etwas gebracht haben und sich gern mit den Insignien ihres Erfolges umgeben. Marta, deren Lässigkeit vermutlich eine bewusste Abgrenzung zu ihrem Vater ist, witzelt manchmal hinter seinem Rücken, dass sie das Ganze an ein auf edel getrimmtes Steakhaus erinnert - jede Menge dunkles Holz und gedämpftes Licht von den Buntglaslampen, Ledermöbel und Kristallkaraffen auf den Konferenztischen. Außerdem herrscht hier eine gediegene Stille im Vergleich zu der Atmosphäre in anderen Anwaltskanzleien, die ich kenne, als wäre Sandy über alltägliche Störungen erhaben. Hier blinken die Telefone eher, als dass sie klingeln, und die Computertastaturen sind

geräuschlos.

Aber seit wir im Gericht unsere Sachen gepackt haben, herrscht eine andere Stille vor. Stern achtet strengstens darauf, nichts in Hörweite von irgendjemanden zu besprechen, der ein vermeintlich harmloser Verbündeter von Molto oder ein Verwandter eines der Geschworenen sein könnte, und folglich habe ich gelernt, dass jede Konversation im Fahrstuhl des Gerichtsgebäudes auf aktuelle, vorzugsweise unbelastete Themen wie Sport beschränkt bleibt. Doch als wir heute nach unten fuhren, fiel kein einziges Wort, nicht mal die üblichen Belanglosigkeiten. Obwohl es bis zum LeSueur Building nur ein paar Blocks sind, muss Sandy die kurze Strecke gefahren werden, und er bat mich, zu ihm und meinem Dad in seinen Cadillac zu steigen, weil er meine Zeugenaussage für die Verteidigung mit mir durchgehen will, die vermutlich morgen Nachmittag beginnt. Manchmal spricht Sandy beim Verlassen des Gerichtsgebäudes kurz mit der riesigen Pressemeute, die jeden Abend auf die

Anwälte beider Parteien wartet, doch heute humpelte er mit uns im Schlepptau durch das Gedränge hindurch, ohne anzuhalten, und murmelte nur: »Kein Kommentar.«

Sogar im geschützten Raum des Wagens sagten wir so gut wie nichts. Offensichtlich brauchte jeder Zeit, um aufzutanken und abzuschätzen, wie viel Schaden Molto angerichtet hat. Mein Dad starrte die ganze Zeit aus dem Fenster und erinnerte mich unwillkürlich an einen Verurteilten, der im Polizeibus zum Gefängnis gebracht wird und auf die Straßen blickt, über die er nicht mehr schlendern wird.

Oben angekommen, wird der übliche Ablauf am Ende eines Verhandlungstages auf den Kopf gestellt. Mein Dad zieht mit Marta ab, während Stern mit mir in sein geräumiges Büro geht und die Tür schließt. Er bestellt bei einer seiner Assistentinnen Light-Getränke für uns beide, und wir setzen uns Seite an Seite in zwei hohe kastanienbraune Ledersessel. Sandys Büro wirkt so edel wie ein Museum. Die Wände sind mit

Pastellzeichnungen von Sandy vor Gericht behängt, und auf den Tischen stehen etliche Plastikbehälter mit Beweisstücken aus seinen spektakulärsten Prozessen. Ich trau mich nicht mal, mein Glas abzustellen, bis er mir einen Korkuntersetzer rüberschiebt.

Wie sich herausstellt, ist meine Besprechung mit Stern hauptsächlich diplomatischer Natur. Meine ersten Gespräche über den Fall, in denen ich auch erfuhr, welche Beweise gegen meinen Dad vorlagen, führte ich mit Sandy, der sich damals redlich Mühe gab, die positiven Aspekte hervorzuheben, nämlich dass Tommy nichts von Todesstrafe gesagt hatte und außerdem damit einverstanden gewesen war, dass meinem Vater Kaution gewährt wurde. Doch seitdem versuche ich meistens, Marta zu helfen, wenn ich in der Kanzlei bin. Daher haben Marta und er beschlossen, dass es besser wäre, wenn sie mich im Zeugenstand befragt. Stern will sichergehen, dass ich keine Einwände habe.

»Ich mag Marta«, erkläre ich.

»Ja, ihr beide habt offenbar einen guten Draht zueinander. Ich bin sicher, ihr werdet zusammen einen guten Eindruck auf die Geschworenen machen.« Er trinkt ein paar Schlucke. »Und, welchen Eindruck hat man so auf der Zuschauerbank? Was halten Sie vom heutigen Verhandlungstag?« Eine der vielen Stärken Sterns, die ich im letzten Monat bemerkt habe, ist seine völlige Furchtlosigkeit vor Feedback. Außerdem, da bin ich mir sicher, möchte er den emotionalen Zustand, in dem ich aussagen werde, seismisch messen.

»Ich fand, Molto hat seine Sache sehr gut gemacht.«

»Das fand ich auch.« Dann kommt der trockene Husten, wie so oft, als Satzzeichen. »Tommy ist mit zunehmendem Alter ein besserer Anwalt geworden. Er kocht jetzt auf kleinerer Flamme. Aber so gut wie heute hab ich ihn noch nie erlebt.«

Ich habe mich gewundert, dass Marta und er beschlossen hatten, meinen Dad als ersten Zeugen

der Verteidigung aufzurufen, und ich frage ihn danach. »Anna sagt, Angeklagte sagen normalerweise immer als Letzte aus.«

»Richtig. Aber in diesem Fall schien es besser, vom normalen Prozedere abzuweichen.«

»Um Tommy aus dem Tritt zu bringen?« Diese Vermutung hatte Anna geäußert.

»Zugegeben, ich hatte gehofft, Tommy zu überrumpeln, aber das war nicht das eigentliche Ziel.« Stern starrt einen Moment ins Leere und versucht abzuschätzen, wie viel er mir, der ich morgen in den Zeugenstand muss, sagen darf. Im Licht der Tischlampe neben uns scheint der Ausschlag auf seiner rechten Gesichtshälfte heute ein kleines bisschen abgeklungen zu sein. »Offen gestanden, Nat, ich wollte dafür sorgen, dass wir Zeit haben würden, uns zu erholen, falls die Aussage Ihres Vaters in einer Katastrophe geendet hätte.«

In diesem einen Satz steckt eine ganze Menge.

»Heißt das, Sie hätten ihn am liebsten gar nicht als Zeugen aufgerufen?«

In den Pausen, die Stern früher nutzte, um mit seiner Zigarre in der Hand zu denken, streicht er sich jetzt mit einem Finger über die Lippen.

»Im Allgemeinen ist es besser für den Angeklagten, wenn er in den Zeugenstand tritt. Etwa siebzig Prozent aller Freisprüche erfolgen in Fällen, in denen der Angeklagte zu seiner eigenen Verteidigung aussagt. Die Geschworenen wollen hören, was er selbst zu sagen hat, und das gilt besonders in Fällen wie diesem, wo der Angeklagte Jurist ist, sich mit Gerichtsverfahren auskennt und daran gewöhnt ist, in der Öffentlichkeit zu sprechen.«

»Das klingt, als käme jetzt ein >aber<.«

Sandy schmunzelt. Ich spüre deutlich, dass beide Sterns mich wirklich mögen. Sie empfinden natürlich auch Mitgefühl für mich, was zurzeit auf viele Menschen zutrifft. Mom tot. Dad vor Gericht. Ich weiß nicht, von wie vielen Leuten ich schon zu

hören gekriegt habe, dass ich diese Phase meines Lebens wohl nie mehr vergessen werde, ohne dass mir auch nur einer einen Tipp gegeben hätte, wie ich sie überstehen soll.

»In einem Indizienfall wie diesem, wo die Beweislage so diffus ist, läuft man Gefahr, dem Anklagevertreter schon im Kreuzverhör die Gelegenheit zum Schlussplädoyer zu bieten. Die Geschworenen haben Probleme, alle Einzelteile zusammenzufügen, und eigentlich sollte man dem Anklagevertreter nicht ermöglichen, das gleich zweimal für sie zu tun. Es war eine schwierige Frage, doch alles in allem hätte ich es für besser gehalten, wenn Ihr Vater nicht ausgesagt hätte. Das wäre sicherlich weniger riskant gewesen. Aber Ihr Vater hat sich anders entschieden.«

»Sind Sie jetzt enttäuscht?«

»Schwerlich. Nein, nein. Tommy war besser vorbereitet, als ich gehofft hatte, und die meiste Zeit ließ er sich auch nicht aus dem Konzept bringen, selbst als Ihr Vater ihn ein wenig

provoziert hat. Die Chemie zwischen den beiden ist ein wenig geheimnisvoll, finden Sie nicht? Seit Jahrzehnten sind sie Gegenspieler, aber die Haltung, die sie zueinander einnehmen, ist zu komplex, als dass man sie einfach nur als Hass oder pure Ablehnung bezeichnen könnte. Trotzdem war alles, was heute geschehen ist, mehr oder weniger zu erwarten. Ihr Vater war Eins minus, und Tommy war Eins plus, aber das ist tolerabel. Hätte ich im Voraus gewusst, wie geringfügig der Schaden für uns ausfallen würde, hätte ich die Aussage Ihres Vaters befürwortet. Die Geschworenen haben aus seinem Munde gehört, dass er unschuldig ist. Und er wirkte die ganze Zeit gefasst.«

»Was hatten Sie denn befürchtet?«

In diesem Moment kommt ein Telefonanruf, und Stern hievt sich hoch. Er spricht nur eine Minute und nutzt danach die Gelegenheit, auf dem Rückweg zum Sessel sein Jackett an der Rückseite der Tür aufzuhängen. Es ist erschreckend, ihn so mager zu sehen, ein Schatten des Mannes, den ich

in Erinnerung habe. Er trägt Hosenträger, und der Bund seiner Hose steht so weit vom Körper ab, dass er fast wie ein Zirkusclown aussieht. Sein Knie ist von der Arthritis versteift, und als er sich wieder setzt, fällt er nach hinten in den Sessel. Doch trotz seiner Beschwerden hat er meine Frage nicht vergessen.

»Wenn ein Angeklagter in den Zeugenstand tritt, können zahllose Dinge schiefgehen. Eine meiner größten Sorgen war, dass Molto genau den Antrag stellen würde, den er zu Beginn des Kreuzverhörs ja auch gestellt hat.« Sandy meinte Moltos Versuch, meinen Vater vor den Geschworenen zu seiner Affäre zu befragen. »Ich war ziemlich zuversichtlich, dass Richter Yee seine Meinung nicht mehr ändern würde, aber das war alles andere als sicher. Viele Richter hätten sich dem Argument der Staatsanwaltschaft gefügt, dass die fraglichen Geschehnisse Teil der gesamten Geschichte seien.«

Bei der Vorstellung stoße ich tatsächlich ein Knurren aus. Stern hat mir erklärt, wie

außerordentlich wichtig es ist, den Geschworenen vor Augen zu führen, wie ich meinen Dad unterstütze, aber es wäre schrecklich für mich gewesen, mir das anhören zu müssen. Als ich Stern das sage, runzelt er leicht die Stirn.

»Ihr Vater hätte das ganz bestimmt nicht zugelassen, Nat. Ich habe in dem Punkt nie nachgehakt, aber ich glaube, er war entschlossen, keinerlei Fragen zu der jungen Frau, wer immer sie ist, zu beantworten, selbst wenn Richter Yee ihn vor den Geschworenen wegen Missachtung des Gerichts belangt oder seine Aussage aus dem Protokoll gestrichen hätte. Es versteht sich von selbst, dass beides für uns desaströs gewesen wäre.«

Als ich das höre, verschlägt es mir glatt die Sprache, was Stern nicht entgeht.

»Sie sind aufgewühlt«, sagt er.

»Ich bin sauer, dass er seine Chancen auf einen Freispruch in den Wind schießen würde, um diese Frau zu schützen. Das ist er ihr nicht schuldig.«

»Ganz genau«, erwidert er. »Was mich zu der Vermutung veranlasst, dass er eher Sie als diese junge Frau schonen wollte.«

Da ist er, der Anwalt als Künstler. Ein Prozess ist manchmal wie ein großartiges Drama, wenn sich die ganze Atmosphäre im Saal emotional auflädt und in jedem Satz zugleich hundert verschiedene Blickwinkel mitschwingen. Und Stern ist wie einer jener erstaunlichen Schauspieler, die das Gefühl vermitteln, als würden sie jedem im Saal die Hand halten. Seine unausgesprochene Anteilnahme ist magisch, aber im Augenblick kaufe ich sie ihm nicht ganz ab.

»Ich begreife immer noch nicht, was er im Zeugenstand gemacht hat, wenn er bereit war, einfach alles wegzuwerfen. Hat er gedacht, er hat keine Chance, wenn er nicht aussagt?«

»Ihr Vater hat mir seine Beweggründe nie mitgeteilt. Er hat sich meinen Rat angehört und seine Entscheidung getroffen. Sie erschien mir jedoch nicht taktisch.«

»Was denn dann?«

Stern setzt einen seiner komplizierten Gesichtsausdrücke auf, als wollte er sagen, dass Sprache nicht richtig wiedergeben kann, was er empfindet.

»Einsam, wenn ich mich für ein Wort entscheiden müsste.«

Natürlich bin ich perplex.

»Ich kenne Ihren Vater seit dreißig Jahren gut, und ich würde unser Verhältnis als vertraut bezeichnen. Aber nur in beruflicher Hinsicht. Er spricht kaum über sich. Fast nie.«

»Willkommen im Club.«

»Ich möchte damit nur deutlich machen, dass ich mich ausschließlich auf meine eigene Einschätzung berufe, nicht auf irgendetwas, das er mir erzählt hat. Aber wir hatten schon so manchen interessanten Abend, Ihr Vater und ich. Ich würde sagen, seine Überlebenschancen sind besser als meine.« Sterns Lächeln ist kläglich, und seine

Hand greift ein paar Zentimeter ins Leere, nach der fehlenden Zigarre. In einem Punkt sind mein Dad und ich uns auf jeden Fall einig: Wir müssen Sandy nicht fragen, wie seine Aussichten auf Genesung stehen; sobald er sich wieder eine Zigarre anzündet, werden wir wissen, dass es hoffnungslos ist. »Aber ich fühle mich weit stärker in diese Welt eingebunden, als er es ist.«

Ich nicke. »Manchmal scheint er zu denken, dass er seinen Körper verlassen hat und einfach nur zusieht, wie das alles jemand anderem passiert.«

»Ganz genau«, antwortet Stern. »Und sehr zutreffend. Es hat ihn nicht sonderlich interessiert, ob seine Aussage ihm schaden oder nutzen würde. Er wollte erzählen, was tatsächlich passiert ist. Den Teil davon, den er kennt.«

Meine Reaktion auf Stern verblüfft mich selbst: »Er wird nie irgendwem irgendwas erzählen.«

Stern lächelt wieder, versonnen, weise. Eines ist klar: Sandy Stern genießt diese Unterhaltung. Offensichtlich hat er in fast so vielen schlaflosen

Nächten wie ich über die vielen Rätsel meines Vaters nachgedacht.

»Aber Ihnen, Nat, wollte er so viel erzählen, wie er konnte.«

»Mir?«

»Oh, ich habe keinen Zweifel daran, dass er fast ausschließlich deshalb ausgesagt hat, um Ihr Vertrauen in ihn zu bestärken.«

»Es mangelt mir nicht an Vertrauen.« Das ist in gewisser Weise eine Lüge. Die Logik des Falles spricht tatsächlich gegen meinen Vater, und das sehe selbst ich. Aber es läuft meinem innersten Wesen dermaßen zuwider, meinen Vater als Mörder zu sehen, dass ich diesen Strom des Glaubens einfach nicht überqueren kann. Wenn ich nicht schon so verdammt viele Jahre zu Therapeuten gerannt wäre, würde ich jetzt wahrscheinlich zu einem rennen, aber im Grunde kann einem keiner wirklich dabei helfen, die Art von Fragen zu beantworten, mit der ich mich derzeit herumschlage. Selbst wenn mein Vater

schuldig wäre, würde das ja nicht bedeuten, dass er mir ein Jota weniger Liebe und Zuwendung geschenkt hätte. Doch die meisten anderen Lektionen fürs Leben, die ich von ihm gelernt habe, würden sich in nichts auflösen. Es würde bedeuten, dass ich von einem Maskierten großgezogen wurde, dass ich eine Verkleidung geliebt habe, nicht ihn. »Das sieht er anders.«

Ich zucke die Achseln. »Manches ist schwer zu begreifen.«

»Natürlich«, antwortet Stern. Wir schweigen beide.

»Halten Sie ihn für schuldig, Mr Stern?« Er hat schon mehrfach gesagt, ich soll ihn Sandy nennen, aber nach einem Jahr am Obersten Gericht, wo alle Anwälte Mr oder Ms waren und alle Richter mit Euer Ehren angesprochen wurden, bringe ich das einfach nicht über mich. Stattdessen beobachte ich, wie Stern über meine Frage nachdenkt. Ich weiß, es ist unfair und ungehörig, einen Anwalt, der versucht, eine Verteidigung auf die Beine zu stellen, mit dieser Frage zu konfrontieren. Ich

rechne mit einer ausweichenden Antwort. Aber inzwischen haben wir beide die juristischen Spielfeldbegrenzungen längst überschritten. Sandy ist ein Vater, der sich mit dem Kind eines guten Freundes unterhält.

»In unserer Branche lernt man, nie zu viel als gegeben vorauszusetzen. Aber in dem ersten Prozess war ich absolut von der Unschuld Ihres Vaters überzeugt. Die neuen Ergebnisse der DNS-Untersuchung waren für mich ein entsetzlicher Schock, zugegeben, aber selbst jetzt noch gibt es einige einleuchtende Hypothesen dafür, dass er damals unschuldig war.«

»Zum Beispiel?«

»Offen gestanden, Nat, die Probe war schon beim ersten Prozess äußerst umstritten, und bis heute liegen keine besseren Antworten vor.«

Anna hat dasselbe zu mir gesagt, dass das Ganze total undurchsichtig war.

»Aber selbst wenn die Probe echt wäre«, sagt

Stern, »würde das lediglich beweisen, dass Ihr Vater der Liebhaber des Opfers war. Sie werden mir verzeihen, wenn ich ganz unverblümt spreche, aber die Beweislage im Prozess machte deutlich, dass Ihr Vater nicht der einzige Mann war, der zum Zeitpunkt des Mordes in diese Kategorie fiel. Eine durchaus glaubhafte Vermutung ist, dass jemand anderes Ihren Vater an jenem Abend mit ihr zusammen sah und sie in einem Anfall von Eifersucht tötete, nachdem er gegangen war.«

Anna hat mir gestanden, dass sie der erste Prozess meines Vaters, für den sie sich schon als Kind interessiert hat, fasziniert wie einen Trekkie. Vor Kurzem hat sie noch mal Sterns Exemplar des Prozessprotokolls gelesen, hauptsächlich, weil ich mich nicht dazu überwinden konnte. Danach hat sie exakt dieselbe Theorie aufgestellt wie Stern. Die Erklärung klang auf Anhieb völlig plausibel, aber aus Sandys Mund klingt sie sogar noch überzeugender.

»Und deshalb, Nat, stehe ich, selbst wenn ich gewisse Zweifel hätte, gefühlsmäßig auf der Seite

Ihres Vaters. Die Beweise in diesem Fall sind nun wirklich alles andere als überzeugend. Meiner Meinung nach ist es der Staatsanwaltschaft noch nicht mal gelungen, zweifelsfrei zu beweisen, dass Ihre Mutter vergiftet wurde. Ich denke, wäre Richter Yee nicht durch die DNS-Ergebnisse beeinflusst gewesen, hätte er nach der Beweisaufnahme der Staatsanwaltschaft unserem Antrag auf Klageabweisung möglicherweise stattgegeben. Und es gibt noch viele andere Details, die nicht zu dem passen, was Molto und Brand denken.«

»Er hat sein Beweisgefüge geschickt aufgebaut.«

»Aber bei Indizienprozessen spricht man oft von einem Beweisgefüge, und dieser Terminus kann beiden Seiten dienlich sein. Zieht man einen Baustein heraus, bricht das ganze Gefüge in sich zusammen. Und wir werden an einigen Stellen kräftig ziehen.«

»Darf ich fragen, wie?«

Er lächelt wieder, ein Mann, der seine Geheimnisse

schon immer genossen hat.

»Mehr dazu«, sagt er, »nachdem Sie ausgesagt haben.«

»Werden Sie diesen ganzen Kram mit seinem Computer aushebeln können? Das war ziemlich verheerend.«

»Gut, dass Sie darauf zu sprechen kommen.« Er hebt einen Finger. »Marta wird das noch ausführlicher mit Ihnen durchgehen, aber ich hatte gehofft, dass Sie mir in diesem Punkt ein wenig weiterhelfen können.«

»Ich?«

»Wir haben gedacht, wir stellen Ihnen ein paar Fragen zu Computern. Kennen Sie sich damit aus?«

»Einigermaßen. Jedenfalls nicht so gut wie Anna oder etliche andere Leute, die ich kenne.«

»Und Ihr Vater? Ist der technisch versiert?«

»Nur, falls Sie es technisch versiert finden, dass

man weiß, wie man einen Computer einschaltet. Ich würde ihn irgendwo zwischen einem hilflosen Trottel und einem totalen Ignoranten ansiedeln.«

Stern lacht laut auf. »Dann können Sie sich also nicht vorstellen, dass er eine Schredder-Software heruntergeladen und sämtliche E-Mails entfernt hat?«

Bei der Vorstellung muss ich kichern. Zugegeben, ich möchte glauben, dass mein Dad unschuldig ist. Aber ich weiß mit einer Art übernatürlichen Gewissheit, so sicher, wie ich weiß, dass es die Schwerkraft gibt, dass er so etwas niemals allein hinbekommen hätte.

»Wir haben uns überlegt, wir könnten ein paar Dinge am Computer Ihres Vaters demonstrieren, nur um den Geschworenen vor Augen zu führen, wie unwahrscheinlich die Theorie der Staatsanwaltschaft ist. Sie könnten dafür aus verschiedenen Gründen der richtige Zeuge sein.«

»Wie Sie meinen«, antworte ich.

Stern wirft einen Blick auf seine Uhr, eine goldene Cartier, gleichsam das Symbol für Sterns elegante Präzision. Marta wartet.

An der Tür sage ich: »Danke, dass Sie sich Zeit für mich genommen haben, Mr Stern.«

»Sandy«, korrigiert er.

Kapitel 29

Nat, 22. Juni 2009

Nach meiner Besprechung mit Marta wartet mein Dad auf mich. Er hat die Ärmel seines weißen Hemdes hochgekrempelt und den Knoten der Seidenkrawatte weit vom Kragen weggezogen. Er hat gesagt, dass er nicht gut schläft, und nach dem langen Tag im Zeugenstand sieht er völlig erledigt aus. Die Haut um seine Augen scheint faltiger zu sein, und er hat fast keine Farbe mehr im Gesicht.

Wahrscheinlich ist Hoffnungslosigkeit plus Angst die schlimmste Gefühlskombination, die man sich vorstellen kann, denke ich.

»Harter Nachmittag«, sage ich.

Er zuckt die Achseln. In letzter Zeit nimmt mein Dad oft einen völlig trüben, abwesenden Blick an.

»Morgen wird etwas zur Sprache kommen, Nat«, sagt er. Ich warte, aber er verstummt und runzelt nur die Stirn. »Ich kann noch nicht darüber reden. Tut mir leid.« Er steht nutzlos da, wohl wissend, dass er nicht den Freiraum hat, mehr zu sagen oder zu tun, aber irgendwie auch unfähig, diese Tatsache zu akzeptieren. Ich bin sicher, an diesem Punkt hängt sein Verstand seit Monaten fest, immer auf der Suche nach den Tasten, die die ganze Situation rückgängig machen.

»Brauchst du irgendwas, Dad? Irgendwas von zu Hause?«

Er nimmt sich einen Moment Zeit, um über meine Frage nachzudenken. »Ich hätte furchtbar gern

eine andere Krawatte«, sagt er schließlich, als würde er um ein Eis bitten, um etwas, wonach er im hintersten Winkel seines Gehirns lechzt. »Ich trage schon seit drei Wochen dieselben zwei Krawatten. Würdest du für mich hinfahren? Bring doch bitte gleich vier oder fünf mit, Nat. Am liebsten hätte ich die violette, die mir deine Mom mal zu Weihnachten geschenkt hat.« Ich weiß noch, dass meine Mom meinte, das würde seinen üblichen Billigstil verfeinern.

Um meinem Vater in seiner prekären Lage ein wenig unter die Arme zu greifen, habe ich ihm von zu Hause öfter ein paar persönliche Dinge geholt, die er benötigt. Etwa einen Monat vor Beginn des Prozesses ist mein Vater für die Dauer der Verhandlungen in ein Hotel in die Innenstadt gezogen. Er wollte vor und nach den langen Tagen im Gericht keine Zeit mit Pendeln verlieren. Doch vor allen Dingen hatte er, glaube ich, die unangenehmen Pressetypen satt, die jedes Mal, wenn er kam oder ging, mit gezückten Kameras aus den Büschen sprangen.

Er wohnt jetzt im Miramar, das trotz des Namens keineswegs in Meeresnähe liegt und zu der Sorte Hotels zählt, die lieber ihr Schild und ihre Klientel ändern als zu renovieren. Das Mobiliar in der Lobby könnte, so wie es aussieht, schon dort gestanden haben, als George Washington hier übernachtete, und in zwei Ecken seines Zimmers hängt die Tapete herunter wie die Zunge eines sabbernden Hundes. Das alles scheint meinen Dad nicht zu stören. Er kommt sowieso nur zum Schlafen her, nachdem Stern und er sich auf den nächsten Tag vorbereitet haben. Dann und wann reißt er einen müden Witz darüber, dass er sich schon an kleinere Räumlichkeiten gewöhnt.

Im Grunde lebt er zurzeit nur in seinem Kopf, und sein Kopf wird fast ausschließlich von den Details des Prozesses in Beschlag genommen. Wenn er nicht im Gericht ist, beschäftigt er sich in Sterns Kanzlei mit juristischen und sachlichen Fragen. Das ist verwunderlich, weil er sich hinsichtlich des Prozessausgangs keinerlei Hoffnungen zu machen scheint, aber ich schätze, er kann nur so damit

umgehen. Es wäre besser, wenn er ein paar Freunde hätte, die ihn ablenken könnten, aber mein Dad ist auffallend einsam. Angesichts der Anklage, vor allem da es sich um die zweite handelt, reißt sich niemand um ihn, zumal er nie ein besonders ausgeprägtes Sozialleben hatte. Meine Mom war ziemlich phobisch, wenn sie das Haus verlassen sollte, konnte es aber nicht ausstehen, wenn er mal allein ausging. Selbst seine früheren Kollegen melden sich kaum bei ihm. Er war am Gericht eine ziemlich abgehobene Gestalt, und George Mason, sein einziger wirklich guter Freund dort, ist wie ich ein Zeuge, der im Augenblick auf Distanz bleiben muss. Seine Affäre, über die ich mich vor Monaten noch so aufgeregt habe, wäre zurzeit wahrscheinlich gar nicht schlecht, und sei es nur, damit er mal mit jemandem essen oder ins Kino gehen kann. Aber er scheint an nichts anderem interessiert als an dem Fall und verbringt das bisschen freie Zeit, das er hat, lieber allein.

Er scheint nicht mal gern mit Anna und mir

zusammen zu sein. Wir haben uns ein paarmal abends getroffen, aber es lief immer ziemlich steif ab. Obwohl er so große Stücke auf Anna hielt, als sie noch seine Referendarin war, redet er anscheinend in dieser schweren Zeit nicht gern, wenn sie dabei ist, und wir drei verfallen oft in Schweigen. Ab und an, wenn Anna Überstunden macht oder beruflich verreisen muss, esse ich auch mal mit ihm zu Abend, was erlaubt ist, solange wir nicht über den Fall sprechen. Er erinnert mich sehr an meinen alten Studienfreund Mike Pepi. Seine Frau hat ihn wegen ihres Chefs bei River National verlassen, und jetzt kennt er praktisch nur noch ein Thema: seine Scheidung. Mike kann eine halbe Stunde lang gegen LeeAnn und die Anwälte wettern und dann abrupt sagen: »Reden wir von was anderem«, um dann gleich die nächste Tirade loszulassen.

Mein Dad verhält sich ganz ähnlich. Wahrscheinlich würde er am liebsten haarklein alle vor Gericht gestellten Fragen und Antworten sezieren, aber da er mit mir wirklich nicht darüber

sprechen darf, redet er viel über seine Gemütsverfassung. Wieder und wieder hat er gesagt, dass er die derzeitige Geschichte völlig anders erlebt als die vor rund zwanzig Jahren. Damals, so sagt er, konnte er das alles gar nicht glauben und wünschte sich ständig in sein altes Leben zurück. Jetzt macht er sich auf eine tektonische Verschiebung gefasst. Er spricht beiläufig davon, dass er ins Gefängnis kommt. Doch selbst wenn er freigesprochen wird, die DNS-Ergebnisse aus dem ersten Prozess werden an die Presse gegeben, sobald die Geschworenen ihr Urteil gefällt haben. Kenner der Materie mögen ja die Argumente begreifen, bei denen es um kontaminierte Proben oder die anderen Liebhaber des Opfers geht, doch diese Nuancen werden nicht in die Schlagzeilen kommen. Im Falle eines erneuten Freispruchs wird mein Dad von praktisch jedem gemieden werden, dem sein Name was sagt.

Jetzt, vor Martas Büro, umarme ich meinen Dad, wie jeden Abend, bevor ich gehe, und verspreche,

ihm die Krawatten am nächsten Morgen zu bringen. Der kleine blaue Prius, den Anna sich vor einem Jahr gekauft hat, steht am Straßenrand.

»Macht es dir was aus, wenn wir noch schnell nach Nearing fahren?«, frage ich sie, nachdem ich ihr einen Kuss gegeben habe. »Er braucht ein paar Krawatten.«

Würde man eine Krawatte tragen wollen, die das Geschenk einer Frau war, die man getötet hat? Oder ist mein Vater böse und raffiniert genug, um vorauszusehen, dass ich mir genau diese Frage stellen werde? In dieser Art von Nebelkammer, in der die Fragen in alle Richtungen fliegen und ihre dünnen Kondensstreifen hinter sich herziehen, lebe ich seit Monaten. Während der letzten Stunde habe ich viel über Sterns Bemerkung nachgedacht, dass mein Vater in den Zeugenstand getreten ist, um mein Vertrauen in ihn zu bestärken. Ich weiß, mein Dad hat panische Angst, mich zu verlieren. Als Eltern waren er und meine Mom immer so begierig nach meiner Liebe, dass es für uns alle schon fast quälend war. Aber wenn mein Dad

gerade jetzt die Verbindung zu mir verlöre, würde ihm das ein ganz ähnliches Ende bescheren wie seinem eigenen Vater, der allein irgendwo im Westen in einem von diesen Blechdosenwohnwagen starb.

»Wie war er?«, fragt Anna, nachdem wir schon eine Weile unterwegs sind. Sie hat sich an meine längeren Schweigephasen gewöhnt, vor allem nach einem Verhandlungstag.

»O Gott«, antworte ich und grüble einfach weiter vor mich hin, während wir uns durch den dichten Innenstadtverkehr Richtung Nearing Bridge schieben. Auf der Straße ist ein Fahrradbote auf einem Einrad und in einem Ganzkörperhasenkostüm unterwegs. Die langen Ohren wippen, während er in die Pedale tritt. Bei seinem Anblick ergibt die Vorstellung von der Welt als Bühne für mich absolut Sinn. »Hast du irgendwas gelesen?«, frage ich.

»Frain«, sagt sie. »Der hat schon was ins Internet gestellt.« Michael Frain schreibt unter dem Titel

The Survivors Guide eine landesweite Kolumne mit kuriosen Kommentaren zu kulturellen und gesellschaftlichen Ereignissen. Er ist mit einer hier ansässigen Bundesrichterin verheiratet, und um nicht so viel reisen zu müssen, neigt er dazu, sich auf lokale Geschehnisse zu konzentrieren, die auch im übrigen Land Unterhaltungswert haben. Er hat schon so einiges über den Prozess meines Vaters geschrieben und glaubt anscheinend, dass mein Dad damals tatsächlich als Mörder ungestraft davongekommen ist. »Schlimm?«

»>Wie ein Bombenangriff auf ein wehrloses Dorf.<«

»So furchtbar fand ich es eigentlich nicht. Mein Dad hat auch ein paar Treffer landen können. Und Sandy hat irgendwas in der Hinterhand, worüber sie nicht reden wollen, ehe ich morgen noch mal in den Zeugenstand gehe.« Trotzdem hallt das Wort »Bombenangriff« nach. Ich lasse Revue passieren, was ich heute Nachmittag gehört habe. Von Minute zu Minute fand ich es schlimmer, mit ansehen zu müssen, wie auf ihn eingehackt wurde

wie auf den an den Felsen gefesselten Prometheus. Aber nach dem Gespräch mit Sandy kommt es mir so vor, als hätte mein Dad einen extrem unruhigen Flug hinter sich gebracht, um dann doch irgendwie sicher zu landen, eher verängstigt als verletzt.

»Weißt du noch, ob meine Mutter an dem Abend den Wein getrunken hat?«, frage ich Anna, während ich mir die Aussage meines Vaters durch den Kopf gehen lasse. Ich habe schon längst gegen die Auflage verstoßen, nicht mit Anna über den Fall zu sprechen. Ich muss mit jemandem reden, und es ist so gut wie ausgeschlossen, dass auch sie in den Zeugenstand gerufen wird.

Zwei Tage nachdem Debby Diaz mit mir gesprochen hatte, machte sie Anna ausfindig, aber ich hatte sie vorgewarnt, und sie versteht sich weit besser auf dieses Spiel als ich. Sie ließ Diaz zu sich in die Kanzlei kommen, und einer der Seniorpartner war bei dem Gespräch als ihr Anwalt dabei. Als Diaz danach fragte, wer an dem Abend, bevor meine Mutter starb, was getan hatte,

sagte Anna, sie wäre furchtbar nervös gewesen, weil sie das erste Mal als meine Freundin mit bei meinen Eltern war, und könne sich an nichts mehr richtig erinnern. Jedes Mal wenn sie eine Frage beantwortete, fügte sie hinzu: »Sicher bin ich mir da nicht«, und »Kann aber auch anders gewesen sein«, und »Genau kann ich das nicht mehr sagen.« Mitten in der Befragung gab Diaz einfach auf. Die Anklagevertretung setzte Annas Namen auf die Zeugenliste, wie überhaupt jede Person, mit der die Polizei im Zuge ihrer Ermittlungen gesprochen hatte, sogar den Betreiber der chemischen Reinigung, zu der mein Dad geht. Mit diesem alten Trick wollten sie verschleiern, wen sie tatsächlich aufrufen würden. Aufgrund dessen darf Anna nicht in den Gerichtssaal, brennt aber immer darauf, zu erfahren, was passiert ist.

Als Antwort auf meine Frage nach dem Wein ruft mir Anna jetzt in Erinnerung, dass meine Mutter, als wir uns zum Essen hinsetzten, darauf bestand, dass mein Dad die gute Flasche Wein aufmachte, die Anna mitgebracht hatte, und er jedem von uns

daraus einschenkte. Aber wir wissen beide nicht mehr genau, ob meine Mom dieses Glas anrührte oder das Glas, das mein Dad ihr vorher in die Küche gebracht hatte.

»Was ist mit den Vorspeisen? Hat sie davon welche gegessen?«

»Gott, Nat. Ich weiß es nicht. Ich meine, wahrscheinlich von dem Gemüse und dem Dip. Ich entsinne mich, dass dein Vater ihr das ganze Tablett angeboten hat, aber irgendwie hab ich gedacht, ihr beide hättet es dann mit raus zum Grill genommen. Wer weiß?« Sie kräuselt unsicher die Nase. »Wie fühlst du dich jetzt, nach allem?«

Ich wedele sinnlos mit den Händen. Ich bin immer erstaunt, wie ausgelaugt und apathisch ich mich fühle, wenn ich mich von meinem Dad verabschiedet habe. Das Zusammensein mit ihm kostet mich unglaublich viel Kraft.

»Na ja«, sage ich. »Ich hab mir alles angehört, und ich kann mir nicht einreden, dass die Burschen, Molto und Brand, sich einfach was

zusammenspinnen, weil alles, was sie sagen, Hand und Fuß hat. Aber ich glaube es trotzdem nicht«, erkläre ich.

»Solltest du auch nicht.« Anna, schon immer der größte Fan meines Vaters, hat ihn standhaft verteidigt. »Es ist nämlich unmöglich.«

»>Unmöglich<? Ich weiß nicht, es würde jedenfalls nicht gegen die Gesetze der Physik verstoßen.« Annas grüne Augen gleiten zu mir rüber. Die Philosophennummer zieht bei ihr nie.

»Dein Vater hätte so etwas niemals getan.«

Ich denke kurz darüber nach. »Ich weiß, du hast für ihn gearbeitet, aber privat ist mein Dad wirklich total verkrampft.« Anna und ich erleben solche Augenblicke wie jetzt regelmäßig: Ich mache meinen Zweifeln Luft, und sie hilft mir, darüber hinwegzukommen. »Einmal - da muss ich zwölf gewesen sein, weil wir aus Detroit zurückgekommen waren und mein Dad noch Prozessrichter war - sind er und ich irgendwohin gefahren. Er hatte da gerade den Vorsitz in einem

spektakulären Prozess. Die Frau eines Geistlichen in einer von diesen Megakirchen hatte ihren Mann ermordet. Wie sich herausstellte, war er schwul gewesen. Sie hatte keine Ahnung gehabt, und als sie dahinterkam, tötete sie ihn, indem sie ihm seinen du weißt schon abschnitt, während er schlief. Er ist verblutet.«

»Das war ja dann wohl deutlich genug«, sagt Anna und lacht ein bisschen. Frauen finden so etwas immer amüsanter als Männer.

»Oder zu deutlich«, erwidere ich. »Jedenfalls, den Verteidigern blieb kaum eine andere Wahl, als auf Unzurechnungsfähigkeit zu plädieren. Sie riefen jede Menge Zeugen auf, die aussagten, dass die Frau ansonsten lieb und nett war und sie ihr so etwas nie zugetraut hätten. Und ich fragte meinen Dad, was er dazu meinte. Das war immer toll, weil ich wusste, dass er solche Fragen bei niemandem sonst beantwortet hätte. Ich fragte ihn also: >Dad, glaubst du, die Frau ist verrückt?<, und er sah mich nur an und sagte: >Nat, man weiß im Leben nie, was passieren kann, wozu Menschen fähig

sind.< Und frag mich nicht wieso, aber ich wusste genau, dass er in dem Moment über die Sache sprach, die ihm ein paar Jahre vorher passiert war.«

»Er hat nicht gemeint, dass er ein Mörder ist.«

»Ich weiß nicht, was er gemeint hat. Es war ziemlich eigenartig. Es war, als wollte er mich vor irgendwas warnen.«

Wir halten vor der Nearing Bridge, wo aus drei Spuren zwei werden und der Verkehr jeden Abend zur Stoßzeit ins Stocken gerät. Vor Jahren hatte ich mal einen Freund, der behauptete, die Relativitätstheorie verstanden zu haben, und der sagte, dass jedes Lebewesen unaufhörlich Bilder abwirft. Und wenn wir es je schaffen würden, schneller als das Licht zu sein, könnten wir die Zeit zurücklaufen lassen und jeden Moment in der Vergangenheit betrachten, als würden wir uns einen dreidimensionalen Stummfilm anschauen. Ich frage mich oft, wie viel ich dafür geben würde, nur um mir anschauen zu können, was sich in den

sechsunddreißig Stunden, nachdem Anna und ich uns verabschiedet hatten, im Haus meiner Eltern abspielte. Dann und wann versuche ich, es mir vorzustellen, doch das Einzige, was vor meinem geistigen Auge auftaucht, ist seine Gestalt, die auf dem Bett sitzt.

»Sandy hält meinen Dad immer noch für unschuldig«, sage ich jetzt zu Anna.

»Das ist gut. Woher weißt du das?«

»Ich hab ihn gefragt. Wir haben über meine Aussage gesprochen, und ich hab gefragt, was er denkt. Aber was soll man dem Sohn eines Mandanten auch sonst sagen?«

»Man würde es ihm nicht sagen, wenn man es nicht glaubt«, sagt sie. »Man sülzt ein bisschen rum und umgeht die Frage.« Anna ist erst seit gut zwei Jahren praktizierende Anwältin, aber ich betrachte sie als absolute Autorität in diesen Dingen. »Es muss dir doch etwas bedeuten, dass die Menschen, die die Beweislage am besten kennen, an deinen Vater glauben.«

Ich zucke die Achseln. »Sandy denkt dasselbe wie du über die DNS aus dem ersten Prozess.« Ich habe inzwischen erfahren, dass Ray Horgan, der damals Single war, eine Affäre mit der getöteten Frau hatte. Er muss also logischerweise ein Verdächtiger sein, falls mein Dad es nicht getan hat, erst recht, wenn man bedenkt, dass er sich damals gegen meinen Vater wendete und für Molto aussagte. Aber das hätte meinem Dad doch klar gewesen sein müssen. Stattdessen hat er sich mit Ray versöhnt, der sich seitdem zur Wiedergutmachung förmlich für ihn überschlägt.

Aber das alles behalte ich für mich. Es ist nie gut, wenn ich Ray erwähne oder das, was zwischen Anna und ihm war. Hin und wieder kommt mir der Gedanke, dass mein Dad seine Affäre in derselben Zeit hatte. Zusammen mit dem ganzen anderen unausgegorenen Zeug, das mir so durch den Kopf spukt, hat mich diese zeitliche Übereinstimmung tatsächlich schon ein paarmal stutzig gemacht, ob ich nicht falschgelegen habe und Anna in Wahrheit was mit meinem Vater

hatte, doch dann komme ich irgendwie wieder zur Besinnung und begreife, dass Anna und ich dann nicht zusammen wären und über diese Brücke oder sonst wohin fahren würden. Stattdessen versuche ich einfach nur zu verstehen, was mit Männern in mittleren Jahren vor sich geht. Anscheinend beginnt bei ihnen das Gehirn genauso zu schwächeln wie der Rücken und die Prostata.

»Danke, dass du das machst«, sage ich zu Anna, als wir vor der Haustür meiner Eltern stehen.

Statt zu antworten, umarmt sie mich kurz. Sie ist schon mehrmals mit mir hier gewesen. Es macht mich völlig fertig, hier zu sein - am Tatort des angeblichen Verbrechens, wo die Wände die Wahrheit wissen. Die Jalousien sind zum Schutz gegen neugierige Kameras heruntergelassen, und sobald wir im Haus sind, riecht die Luft, als wäre vor Stunden hier etwas gebraten worden.

Für Anna und mich ist der Prozess schwer zu ertragen. Eigentlich war in den letzten neun

Monaten alles schwer zu ertragen, und manchmal wundere ich mich fast, dass wir noch zusammen sind. Ich versinke regelmäßig in meinem persönlichen Nimmerland und kann oder will manchmal abends einfach nicht reden, und unsere zahllosen Gespräche über meinen Dad und den Prozess führen häufig zum Streit zwischen uns. Sie ist immer schnell bereit, ihn zu verteidigen, was mich manchmal richtig sauer auf sie macht.

Und dann sind da noch die normalen Erschwernisse des Lebens. In ihrer Kanzlei ist immer noch relativ wenig los, aber für die Arbeit, die anfällt, nehmen die Partner sie ständig in Anspruch. Phasenweise kriege ich sie tagelang nicht zu Gesicht und weiß nur deshalb, dass sie überhaupt zu Hause war, weil ich den Abdruck ihres Körpers im Bett sehe oder mich erinnere, irgendwann in der Nacht gegen sie gestoßen zu sein. Aber sie liebt ihre Arbeit und erklärt mir ständig, dass ihr durch mich noch klarer geworden ist, dass sie das tut, was sie tun will. Und man sieht es ihr an. Ich genieße die Augenblicke, wenn

ich mich mit ihr treffe und sie früher entdecke als sie mich. Sie schreitet so zielbewusst durch die Straßen der Stadt, so schön und intelligent und selbstsicher.

Ich dagegen hänge irgendwie noch völlig in der Luft. Ich weiß nie, ob ich am nächsten Tag arbeiten werde. Ich springe immer noch als Vertretungslehrer an der Nearing Highschool ein, aber nicht, solange der Prozess läuft. Außerdem konnte ich es mir leisten, eine Reihe von Entscheidungen hinsichtlich meiner Juristenlaufbahn zu verschieben, weil ich jetzt sehr viel reicher bin, als ich je gedacht habe, denn das Geld, das meine Großeltern Bernstein meiner Mom hinterlassen hatten, ist nach ihrem Tod an mich gefallen.

Wir gehen die Treppe hinauf und bleiben vor dem Schlafzimmer meiner Eltern stehen, neben der Tür zu dem kleinen Arbeitszimmer, in dem der Computer meines Dads stand, ehe Tommy Molto ihn beschlagnahmen ließ.

»Das kam heute ziemlich schlecht rüber«, sage ich ihr und deute mit dem Kinn ins Arbeitszimmer. Wie so oft ist das viel zu kryptisch für sie, und ich muss ihr erklären, welche Wirkung die aufgerufenen Webseiten über Phenelzin und die gelöschten E-Mails im Gerichtssaal hatten.

»Ich dachte, Hans und Franz werden aussagen, dass vielleicht gar keine Mails gelöscht worden sind«, sagt sie.

Hans und Franz sind unsere Spitznamen für die beiden Computerexperten, die Stern angeheuert hat, um Dr. Gorvetich, dem Experten der Staatsanwaltschaft, zu widersprechen. Hans und Franz stammen aus Polen, sind Ende zwanzig, der eine groß, der andere klein, und haben beide einen Igelschnitt. Sie sprechen unglaublich schnell, und da sie immer noch einen ziemlich starken Akzent haben, erinnern sie mich manchmal an Zwillinge, die sich als Einzige auf der Welt gegenseitig verstehen können. Sie halten Dr. Gorvetich, ihren ehemaligen Lehrer, für einen diensteifrigen Trottel und haben eine diebische Freude daran, seine

Schlussfolgerungen lächerlich zu machen, was offenbar nicht schwer ist. Dennoch, aus ihren beiläufigen Kommentaren entnehme ich, dass Gorvetich wahrscheinlich recht damit hat, dass eine Schredder-Software heruntergeladen wurde, um bestimme Mails zu entfernen.

Anna schüttelt den Kopf während meiner Erklärungen.

»Ich glaube keinem Test, der aus Moltos Büro kommt«, sagt sie. »Weißt du, es steht so gut wie fest, dass er im ersten Prozess Beweise manipuliert hat.«

»Das kann ich mir nicht vorstellen.«

Anna lacht. »Eines der wenigen denkwürdigen Dinge, die meine Schwiegermutter je zu mir gesagt hat, war: >Wundere dich nicht, wenn Menschen bleiben, wie sie sind.<«

Im Schlafzimmer müssen wir lachen, als wir die Krawatten im Schrank meines Dads durchsehen. Er hat bestimmt fünfzig Stück, und alle sehen

gleich aus, rot oder blau, dezent gemustert oder gestreift. Die violette Krawatte, um die er gebeten hat, sticht hervor wie Rudolph, das Rentier mit der roten Nase. Ich hole etwas Seidenpapier und eine Tüte von unten, und wir packen die Krawatten auf dem Bett meiner Eltern ein.

»Soll ich dir mal was richtig Abartiges erzählen?«, frage ich Anna. Eines weiß ich über meine Freundin: Auf so eine Frage würde sie niemals mit Nein antworten. »Als Paloma und ich in der Highschool waren, haben wir es manchmal heimlich bei ihr zu Hause getrieben, wenn ihre Eltern arbeiten waren, und manchmal im Bett von ihren Alten, was sie aus irgendeinem Grund total angeturnt hat.«

Anna lächelt schwach und schüttelt ein wenig den Kopf. Anscheinend findet sie das gar nicht so abartig.

»Also heute krieg ich schon zu viel, wenn ich bloß dran denke«, sage ich, »aber, na ja, mit siebzehn will man es praktisch überall machen. Jedenfalls,

irgendwann waren wir dann auch mal hier, und sie wollte es auf einmal hier in diesem Bett tun. Das war zu viel. Ich meine, ich konnte nicht. Da ging gar nichts.«

»Soll das eine Herausforderung sein?«, fragt Anna, tritt nah an mich ran und geht gleich in die Vollen. Ich spüre sofort, wie sich mein kleiner Freund regt, aber ich weiche zurück.

»Du bist total verrückt«, sage ich.

Sie lacht, kommt aber hinter mir her. »Soll ich vielleicht sagen: Trau dich doch?«

Mit dem Tod meiner Mom endete jene selige Phase, in der wir andauernd vögelten, und es begann die selige Phase, in der wir trotz allem fast andauernd vögelten. Sex bietet eine Nähe und ein Vergessen, das uns Kraft gibt. Im Januar bekamen wir beide die Grippe und blieben drei Tage zu Hause. Wir fühlten uns ziemlich elend, hatten Fieber und viele andere unangenehme Symptome und schliefen die meiste Zeit. Aber trotzdem fielen wir alle paar Stunden übereinander her, die

überhitzten Körper klebten aneinander wie zusammengeschweißt, und die Intensität und die Lust schienen Teil unseres fiebrigen Deliriums zu sein. Dieser Trancezustand ist irgendwie nie völlig abgeklungen.

Was auch immer Annas exzentrische Seite wünscht, Sex in dem Bett, in dem meine Mutter starb, ist dann doch mehr, als ich verkraften kann, aber ich ziehe sie über den Flur in das Zimmer, in dem ich fünfundzwanzig Jahre geschlafen habe. Dieses Bett ist für mich vertrautes Terrain, was Sex angeht. Hier hatte ich als Dreizehnjähriger meinen ersten Orgasmus, mit mir allein, und hier schlief ich zum ersten Mal mit einem Mädchen - genauer gesagt mit Mike Pepis älterer Schwester, die schon fast zwanzig war -, und hier lieben wir uns. Als ich gerade an Runde zwei denke, setzt Anna sich abrupt auf.

»Gott, hab ich einen Hunger«, sagt sie. »Komm, lass uns gehen.« Wir einigen uns auf Sushi. Es gibt da ein ganz ordentliches Restaurant, das auf dem Rückweg in die Stadt liegt.

Wir holen die Krawatten und sind im Handumdrehen zur Tür hinaus. Zurück im Auto, spüre ich, wie sich die ganze Last der Situation wieder auf mich senkt. Das ist das Problem mit Sex. Ganz gleich wie lang er dauert, es gibt immer ein Danach.

»Ich wünschte, du könntest dabei sein, wenn ich aussage«, erkläre ich. »Stern könnte die Gegenseite doch um Erlaubnis fragen, oder?«

Sie denkt nur eine Sekunde darüber nach, ehe sie den Kopf schüttelt.

»Das ist keine gute Idee. Wenn ich da bin und du irgendwann über den Abend reden musst, springt bestimmt einer von der Anklagevertretung auf und fragt mich, woran ich mich erinnere.«

Von Anfang an hatte Anna die größte Angst davor, irgendetwas zu sagen, was die Lage meines Vaters verschlechtern würde, und im Grunde genommen könnte das durch jede Äußerung passieren. Schon die Kleinigkeit, die ihr heute Abend eingefallen ist, dass mein Dad am Tisch den

Wein eingeschenkt hat oder dass er meiner Mom das Tablett mit tyraminhaltigen Vorspeisen anbot, würden Brand und Molto mit Tusch und Fanfarenstößen quittieren. Alle - Stern, Marta, mein Vater, Anna und ich - sind sich einig, dass es für uns besser ist, wenn sie eine von vielen Zeugen bleibt, die beide Parteien nur ungern aufrufen möchten, weil keiner weiß, was von ihnen zu erwarten ist.

»Sandy hat mir heute Abend anvertraut, dass er meinen Vater eigentlich nicht aussagen lassen wollte.«

»Tatsächlich?«

»Er hatte Angst, Molto würde bei der Befragung die Gelegenheit nutzen, den Geschworenen ein umfassendes Bild zu zeichnen. Und er fürchtete, Yee könnte eventuell seine Entscheidung im Hinblick auf die Affäre ändern und Molto erlauben, darauf einzugehen. Was Molto auch versucht hat.«

»Ist nicht dein Ernst!«

»Ich hab es nicht mal fertiggebracht, im Saal zu bleiben und mir anzuhören, wie sie drüber reden. Ehrlich, ich hab immer noch so ein Scheißgefühl á la >Dieser alte Sack - mein Dad?< Jedes Mal wenn die Sache zur Sprache kommt.«

Sie lässt sich Zeit, wägt ihre Antwort sorgfältig ab. Wir haben eine unterschiedliche Haltung zu diesem Thema, weil er nicht ihr Dad ist, ganz einfach.

»Letzten Endes ist es deine Sache«, sagt sie, »und ich sag es dir ja auch nicht zum ersten Mal, aber irgendwann wirst du darüber wegkommen müssen.«

Diese Diskussion ist mittlerweile alt. Und endet immer mit meinem sturen Beharren darauf, dass der Tod meiner Mutter irgendwie mit der Affäre zusammenhängt.

»Es war einfach so verdammt blöd«, sage ich. »Und so verdammt egoistisch. Findest du nicht?«

»Doch, das war es«, sagt sie. »Aber soll ich dir mal

ehrlich sagen, was ich denke? Ich hab doch einen Typen kennengelernt, in den ich mich verkuckt hab.«

»Ein supertoller Typ«, sage ich.

»Absolut«, antwortet sie. »Aber dieser supertolle Typ war Referendar am Obersten Gericht. Für das zufällig auch noch sein Vater kandidierte. Und dieser supertolle Typ kam doch tatsächlich regelmäßig mit Marihuana in der Tasche ins Oberste Gericht spaziert. Obwohl er wusste, dass die Sache Schlagzeilen gemacht hätte, falls er erwischt würde. Obwohl er wusste, dass er sofort seinen Job verloren hätte. Und vorübergehend auch seine juristische Zulassung. Und sein Vater vielleicht die Wahl verliert.«

»Okay, aber in der Zeit ging es mir richtig schlecht.«

»Deinem Vater vermutlich auch. Und auch der Frau, möglicherweise. Und ich verstehe, dass dein Dad dich enttäuscht hat. Aber wir machen alle manchmal seltsame, unglaubliche Sachen und

verletzen die Menschen, von denen wir glauben, dass wir sie lieben. Wenn einer ständig so einen Scheiß baut, dann hast du alles Recht der Welt, ihn abzulehnen, aber wir haben alle unsere schwachen Momente. Sei froh, dass ich dir nicht alle meine idiotischen Sexgeschichten beichte.«

»Und ob ich das bin.« Ein paar von Annas Geschichten haben mir gereicht. Sie hat viel zu lange bei den falschen Leuten nach Liebe gesucht. »Trotzdem gibt es einen Unterschied zwischen dem verkorksten Mist, den du in jungen Jahren baust, und dem verkorksten Mist, den du baust, wenn du eigentlich klüger sein solltest.«

»Da machst du es dir aber ziemlich einfach, findest du nicht?«

»Ich weiß nicht, was ich finden soll«, antworte ich. Es ist genug. Die Lichter, die auf der Nearing Bridge leuchten, verschwimmen. Ich werde weinen. Jeden Tag gelange ich an diesen Punkt, wo mir alles zu viel wird und ich so wahnsinnig gern einfach auf Vorlauf drücken würde, um mich mit

einer sicheren Zukunft beschäftigen zu können. »Ich hasse das. Ich hasse diese ganze beschissene Situation.«

»Ich weiß, Baby.«

»Ich hasse das alles.«

»Ich weiß.«

»Lass uns nach Hause fahren«, sage ich dann. »Ich will einfach nach Hause.«

Kapitel 30

Tommy, 23. Juni 2009

Ein weiterer Tag im Gericht. Die Verteidigung machte eindeutig mobil. Trotz der Abreibung, die Rusty gestern kassiert hatte, sah er heute wieder gefasst aus. Er trug sogar eine frische Krawatte, ein flottes violettes Teil, das zu unterstreichen schien,

dass sein Geist ungebrochen war. Marta und die Mitarbeiter der Sterns gaben sich überaus geschäftig, und Sandy erteilte von seinem Platz aus Anweisungen, als säße er auf einem Thron.

Marta kam kurz an den Tisch der Anklagevertretung. Manche Menschen wurden mit zunehmendem Alter attraktiver, und das galt offensichtlich auch für Marta. Als Marta in Sandys Kanzlei mit eingestiegen war, hatte sie wie ein kochender Teekessel agiert, schrill und brodelnd. Aber seit sie Ehefrau und Mutter geworden war, wirkte sie irgendwie ruhiger. Sie konnte einem noch immer ganz schön aufs Dach steigen, aber meistens nur, wenn sie Grund dazu hatte. Nach dem letzten Baby hatte sie fast dreißig Pfund abgenommen und es auch geschafft, ihre Figur zu halten. Sie war keineswegs unattraktiv, obwohl sie ihrem nicht unbedingt gut aussehenden Vater wie aus dem Gesicht geschnitten war. Und sie war eine verdammt tüchtige Anwältin. Nicht so begabt für Showeffekte wie ihr Alter Herr, aber sie war clever und verbissen und hatte sehr viel von Sandys

gutem Instinkt.

»Wir werden Rustys Computer benötigen«, sagte sie zu Tommy. »Wahrscheinlich heute Nachmittag.«

Tommy winkte großmütig mit einer Hand, als wäre ihm das vollkommen einerlei, als wären die Verteidigung und ihre Winkelzüge lediglich lästig wie Mücken. Aber als sie sich abwandte, notierte er auf seinem Block: »Computer???« und unterstrich das Wort mehrfach. Da die gelöschten Mails und die Internetrecherche so belastend waren, hatte die Anklage Wert darauf gelegt, Rustys PC jeden Tag mit ins Gericht zu bringen. Er war in rosa Folie eingeschweißt, seit sie ihn im Dezember aus Richter Masons Amtsräumen geholt hatten. Er stand die ganze Zeit auf dem Tisch der Anklagevertretung, direkt vor den Augen der Geschworenen.

Lärmend wie ein ratternder Zug, schob Brand den Prozesswagen in den Saal, dicht gefolgt von Rory und Ruta, der Assistentin.

»Wer zum Teufel ist die Frau?«, flüsterte Brand, als er den Tisch erreichte.

Tommy hatte keine Ahnung, von wem Jim sprach.

»Draußen auf dem Gang ist so eine füllige Latina. Ich dachte, du hättest sie vielleicht gesehen.« Brand winkte Rory heran und bat sie, möglichst viel über die Frau rauszufinden. Als Gissling ging, erwähnte Tommy das mit dem Computer.

»Die wollen ihn einschalten?«, fragte Brand.

»Sie hat gesagt, sie >benötigen< ihn.«

»Wir müssen mit Gorvetich sprechen. Soweit ich weiß, gerät schon alles durcheinander, wenn man das Ding einschaltet.«

Tommy schüttelte ablehnend den Kopf, aber Brand gab nicht nach.

»Boss, das geht nicht. Schon wenn man den An-Knopf drückt, passiert irgendwas auf der Festplatte.«

»Jimmy, das spielt keine Rolle. Es ist sein

Computer. Und wir haben ihn als Beweismittel eingereicht. Yee würde niemals auf uns hören, wenn wir ihm sagen würden, sie mussten ein Duplikat verwenden. Wenn sie den Geschworenen irgendwas auf dem Rechner demonstrieren wollen, können wir sie nicht daran hindern, mit dem eigentlichen Beweismittel zu arbeiten.«

»Was denn demonstrieren?«

»Das haben sie mir nicht verraten«, sagte Tommy.

Gissling kam mit einer Visitenkarte zurück, und sie beugten sich zu viert darüber. Rosa Belanquez war Leiterin der Kundenbetreuung in der Nearing-Filiale der First Kindle Bank.

»Was wird sie denn aussagen?«, fragte Brand.

»Sie behauptet, sie wäre nur hier, um eine Aussage über Kontobelege zu machen«, antwortete Rory. Darauf konnte sich keiner von ihnen einen Reim machen. Fast sämtliche Unterlagen der Bank, die Rory im vergangenen Herbst aufgetrieben hatte, waren aus der Beweisaufnahme ausgeschlossen

worden, weil sie sich auf Rustys Affäre bezogen. Die einzige Ausnahme war der Barscheck, den Rusty an Prima Dana geschickt hatte. Brand sah Tommy an. Es war genau, wie Tommy am Vorabend gesagt hatte. Stern führte irgendwas im Schilde.

»Was, wenn wir ihr Angst machen?«, fragte Brand. »Ihr sagen, ihre Aussage verstößt gegen die Neunzig-Tage-Sperre?«

»Jimmy!«, entfuhr es Tommy lauter, als er beabsichtigt hatte, und Stern und Marta und Rustys Sohn starrten von der anderen Seite herüber. Aber Brands Idee war gefährlich und dumm. Rosa Belanquez würde sicherlich als Erstes bei Stern nachfragen, der daraufhin zum Richter gehen und der Anklagevertretung Behinderung der Justiz vorwerfen würde. Mit einer gewissen Berechtigung. Eine Aussage in einem Prozess hatte nichts mit der Neunzig-Tage-Sperre zu tun.

Je weiter das Verfahren voranschritt, desto angespannter war Brand geworden. Der Sieg war

näher gerückt, und die Tatsache, dass sie einen Fall gewinnen könnten, der anfangs alles andere als vielversprechend ausgesehen hatte, schien bei Jimmy eine ungesunde Erregung auszulösen. Tommys Zukunft, Tommys Vermächtnis stand auf dem Spiel. Jimmy war ein Samurai, der Tommys Interessen höher bewertete als seine eigenen. Das an sich war rührend. Doch Brands größte Schwäche als Anwalt war und blieb sein Temperament. Tommy wartete, bis Brand, wie er das immer tat, wieder zur Besinnung kam.

»Tut mir leid«, sagte er nun und wiederholte es einige Male. »Ich weiß nur einfach nicht, was Stern vorhat.«

Der Gerichtsdiener rief: »Erheben Sie sich«, und Yee kam aus der Tür hinter der Richterbank gefegt.

Tommy tätschelte Brand die Hand. »Du wirst es gleich erfahren«, sagte er.

Kapitel 31

Nat, 23. Juni 2009

Mein Dad wählt die violette Krawatte aus, bindet sie sich im Spiegel der Herrentoilette um und blickt mich dann Zustimmung heischend an. »Perfekt«, sage ich.

»Danke noch mal, dass ihr extra rausgefahren seid.« Eine Sekunde starren wir einander an, und eine unsägliche Trauer gleitet über sein Gesicht. »Was für eine gigantische Scheiße«, sagt er.

»Hast du dir gestern Abend die Trappers angesehen?«, frage ich.

Er stöhnt auf. »Wann kriegen die endlich mal einen vernünftigen Pitcher?« Das ist eine Frage für die Ewigkeit. Er mustert sich noch einmal kurz im Spiegel. »Auf geht's«, sagt er dann.

Mein Vater, im Gericht stets formvollendet, wartet bis Richter Yee ihn auffordert, in den Zeugenstand

zu treten, ehe er seinen Platz unter dem Walnussholzbaldachin einnimmt, damit die Geschworenen ihn dabei beobachten können. Stern und Marta und ihre Beraterin in Sachen Jury, Mina Oberlander, sind alle der Auffassung, dass sie mit den Geschworenen gut bedient sind. Sie wollten Schwarze aus der Stadt und Männer aus den Vororten, die sich mit meinem Vater identifizieren würden, und neun der ersten zwölf Sitze auf der Bank werden von Männern dieser beiden Kategorien eingenommen. Ich beobachte sie, um zu sehen, ob ein paar von ihnen bereit sind, meinen Vater nach den Prügeln, die er gestern einstecken musste, überhaupt noch anzusehen. Das ist angeblich ein Indiz für ihre Sympathien, und es macht mir Mut, dass zwei der Afroamerikaner, die in derselben Gegend im North End wohnen, ihm kaum merklich zulächeln und nicken, als er sich setzt.

Derweil nutzt Sandy den Tisch und eine stützende Hand von Marta, um langsam auf die Beine zu kommen. Heute ist der Ausschlag in seinem

Gesicht definitiv nicht mehr ganz so rot.

»Rusty, als Sie gestern Mr Moltos Fragen beantworteten, haben Sie ihn etliche Male daraufhingewiesen, dass er Sie bat, über verschiedene Punkte Vermutungen anzustellen, vor allem im Hinblick auf die Ursache des Todes Ihrer Frau. Erinnern Sie sich an diese Fragen?«

»Einspruch«, sagt Molto. Die Zusammenfassung gefällt ihm nicht, aber Richter Yee lehnt den Einspruch ab.

»Rusty, wissen Sie mit Sicherheit, wie Ihre Frau gestorben ist?«, fragt Stern.

»Ich weiß, dass ich sie nicht getötet habe. Mehr nicht.«

»Haben Sie sich die Zeugenaussagen angehört?«

»Selbstverständlich.«

»Dann wissen Sie, dass der Rechtsmediziner zunächst von einer natürlichen Todesursache ausging?«

»Das ist mir bekannt.«

»Und Sie und Mr Molto haben die Möglichkeit erörtert, dass Ihre Frau vor lauter Aufregung, weil Ihr Sohn und seine neue Freundin zum Dinner kamen, versehentlich eine Überdosis Phenelzin genommen hat.«

»Ja.«

»Sie haben zudem über die Möglichkeit gesprochen, dass sie eine normale Dosis Phenelzin eingenommen und dann irgendetwas gegessen oder getrunken hat, das eine tödliche Wechselwirkung mit Phenelzin auslöste.«

»Richtig.«

»Und wenn Sie über Mr Moltos Fragen nachdenken, Rusty, erscheint Ihnen da eine der Theorien zur Todesart Ihrer Frau - natürlicher Tod, versehentliche Überdosis oder Wechselwirkung des Phenelzins mit bestimmten Nahrungsmitteln - als völlig unvereinbar mit der Beweislage?«

»Eigentlich nicht. Sie scheinen alle recht plausibel.«

»Aber, Sir, haben Sie eine Mutmaßung, die auf der Beweislage basiert, eine Theorie, die Ihnen angesichts der vorliegenden Beweise am glaubhaftesten erscheint?«

»Einspruch«, sagt Molto. »Der Zeuge ist nicht qualifiziert, hier eine sachverständige Meinung abzugeben.«

Der Richter klopft mit einem Stift auf die Richterbank, während er nachdenkt.

»Ist Theorie der Verteidigung?«, fragt er.

»Wie sie sich uns darstellt, Euer Ehren, ja«, erwidert Stern. »Ohne andere Möglichkeiten ausschließen zu wollen, ist das die Theorie der Verteidigung, wie Mrs Sabich starb.«

Angeklagte haben gemeinhin einen besonderen Spielraum, wenn sie Hypothesen ihrer Unschuld darlegen und die Beweise auf eine Weise erklären, die sie schuldlos dastehen lässt.

»Meinetwegen«, sagt Yee. »Einspruch abgelehnt. Fahren Sie fort.«

»Erinnern Sie sich an die Frage, Rusty?«, fragt Stern.

»Selbstverständlich«, sagt mein Vater. Er lässt sich noch eine Sekunde Zeit, setzt sich gerader hin und sieht die Geschworenen direkt an, was er bislang noch nicht oft gemacht hat. »Ich glaube, dass sich meine Frau mit einer bewusst eingenommenen Überdosis Phenelzin selbst getötet hat.«

Vor Gericht, so habe ich gelernt, lässt sich die Stärke eines Schocks am Geräusch messen. Manchmal löst eine Antwort das schwirrende Summen eines Bienenstocks aus. In anderen Augenblicken, wie auch in diesem, schlägt sich die Folgenschwere einer Erwiderung in der absoluten Stille nieder, die sich daraufhin einstellt. Jeder hier scheint ins Grübeln gekommen zu sein. Aber in mir setzt diese Antwort eine Furcht frei, die ich lange Zeit in die dunkelsten Winkel meines Herzens verbannt hatte. Der Wirkung läuft von außen nach innen, von der Brust über die Lunge in die Gliedmaßen. Und ich weiß mit einem unsäglichen Gefühl der Erleichterung, dass das die

reine Wahrheit ist.

»Der Polizei haben Sie das aber nicht gesagt«, sagt Sandy.

»Damals wusste ich nur einen Bruchteil dessen, was ich heute weiß, Mr Stern.«

»Ganz genau«, bestätigt Stern. Er hält sich mit einer Hand an der Ecke des Tisches fest und bewegt sich ein, zwei Schritte um diese Stütze herum. »Es gab keinen Abschiedsbrief, Rusty.«

»Nein«, sagt er. »Ich glaube, Barbara wollte es so aussehen lassen, als wäre sie eines natürlichen Todes gestorben.«

»Genau, wie der Rechtsmediziner zuerst befand«, sagt Stern.

»Einspruch«, sagt Molto. Yee gibt dem Einspruch statt, aber schmunzelt insgeheim über Sandys Geschick.

»Und warum könnte Mrs Sabich Ihrer Meinung nach den Wunsch gehabt haben, die Tatsache zu

verschleiern, dass sie sich das Leben genommen hatte?«

»Meinem Sohn zuliebe, glaube ich.«

»Ihr Sohn, das ist dieser gut aussehende Bursche dort in der ersten Reihe, richtig?«

»Richtig.« Mein Vater lächelt mich an, sodass die Geschworenen es sehen. In diesem Moment fühle ich mich nicht sonderlich exponiert, und ich schaffe es sogar, zurückzulächeln.

»Und warum sollte Ihre Frau gewollt haben, dass Ihr Sohn nichts von ihrer Selbsttötung erfährt?«

»Nat ist unser einziges Kind. Ich denke, mein Sohn würde selbst sagen, dass er eine nicht immer leichte Kindheit hatte. Heute ist er ein gestandener Mann, und er führt ein gutes Leben. Aber seine Mutter war ihm gegenüber immer ein wenig überbehütend. Ich bin sicher, Barbara hätte ihm möglichst viel Schmerz und Schuldgefühle ersparen wollen, falls sie ihrem Leben auf diese Weise ein Ende gesetzt hat.«

Stern nickt nur stumm, als fände er das alles vollkommen einleuchtend. Ich jedenfalls tue das. In jeder Familie gibt es unausgesprochene Wahrheiten, und in unserer war eine davon, dass ich meine depressive Neigung von meiner Mutter habe. Und genau deshalb hätte meine Mutter mir verheimlichen wollen, dass sie unfähig war, den grausamen Gott zu zähmen. Es wäre eine zu düstere Prophezeiung für mich gewesen.

»Hatte Ihre Frau, soweit Sie wissen, schon mal versucht, Suizid zu begehen?«

»Aufgrund der Schwere ihrer Depression hatte Dr. Vollman mir geraten, immer die Augen aufzuhalten. Und ja, ich wusste von einem Versuch, den Barbara in den späten Achtzigerjahren unternahm, als wir getrennt lebten.«

»Ich beantrage, die Antwort zu streichen«, sagt Molto. »Falls der Selbstmordversuch in der Zeit erfolgte, als sie getrennt lebten, kann Richter Sabich nur durch Hörensagen davon wissen.«

»Stattgegeben«, sagt Yee.

Stern nickt zuvorkommend und sagt: »Dann werden wir einen anderen Zeugen aufrufen müssen.«

Molto steht wieder auf. »Selber Antrag, Euer Ehren. Das war keine Frage. Das war eine Regieanweisung.«

»War das ein Einspruch, Euer Ehren, oder Literaturkritik?«, erwidert Stern.

Yee, der durchaus Humor hat, grinst jetzt breit und zeigt seine kleinen Zähne. »Kinder, Kinder«, sagt er.

»Ich ziehe die Frage zurück«, sagt Stern.

Während dieses Intermezzos sind die Augen meines Vaters zu mir zurückgekehrt. Jetzt weiß ich, wofür er sich gestern entschuldigte. Der Umzug nach Detroit, als ich zehn Jahre alt war, machte meine Mutter nicht glücklicher, was immer sie sich davon versprochen hatte. Ich spürte, wie Kinder so was immer spüren, dass irgendetwas

furchtbar falsch war. Ich hatte oft Albträume, aus denen ich in meinem zerwühlten Bett mit rasendem Herzen erwachte, um nach meiner Mutter zu schreien. Manchmal kam sie. Manchmal musste ich aufstehen, um sie zu suchen. Fast immer saß sie in ihrem dunklen Schlafzimmer, so in sich gekehrt, dass sie mich erst bemerkte, wenn ich direkt vor ihr stand. Immer häufiger wachte ich einfach nur auf, um nach ihr zu sehen. Eines Nachts konnte ich sie nicht finden. Ich ging von Raum zu Raum und schrie ihren Namen, bis mir das Badezimmer einfiel. Dort war sie, in der gefüllten Wanne. Ich war nicht mehr daran gewöhnt, meine Mutter nackt zu sehen. Aber das schockierte mich weit weniger als die Tatsache, dass sie eine kleine Lampe in der Hand hielt, die mithilfe eines Verlängerungskabels an der gegenüberliegenden Wand eingestöpselt war.

Ich würde sagen, dass ich gefühlt eine Minute lang dastand. Bestimmt waren es in Wahrheit nur ein paar Sekunden, aber sie wartete viel zu lange, bis sie zu mir zurückkehrte, zurück ins Leben.

»Alles in Ordnung«, sagte sie dann. »Ich wollte lesen.«

»Nein, ist es nicht«, sagte ich.

»Alles in Ordnung«, sagte sie. »Ich wollte lesen, Nat.«

Ich weinte, außer mir vor Verzweiflung. Sie stand auf, um mich nackt zu umarmen, aber ich war so geistesgegenwärtig, schnurstracks zum Telefon zu gehen und meinen Dad anzurufen. Wenige Tage später wurde bei meiner Mom eine bipolare Störung diagnostiziert. Ab da begann der Weg zurück zu meinem Dad, zu unserer Familie, zu unserem früheren Leben. Doch jener Moment schwebte wie ein Gespenst den Rest ihres Lebens über meiner Mom und mir, wenn wir zusammen waren.

»Haben Sie und Ihre Frau je darüber gesprochen, dass sie selbstmordgefährdet war?«

»Einspruch«, sagte Molto. »Hörensagen.«

»Haben Sie und Ihre Frau je darüber gesprochen,

ob sie Suizid begehen könnte?«

Auf der anderen Seite des Gerichtssaals runzelt Tommy die Stirn. Aber diesmal kann er nichts machen. Aus Gründen, die mir schon im Jurastudium unerfindlich geblieben sind, ist das, was meine Mutter über die Vergangenheit äußerte, Hörensagen, das, was sie über die Zukunft sagte, jedoch nicht.

»Als wir Ende der Achtzigerjahre wieder zusammenzogen, versicherte sie mir wiederholt, dass sie Nat so etwas nie wieder antun würde - ich weiß, dass das die Wahrheit war, weil sie mir dieses Versprechen zahllose Male gab. Dass er nie in ein Zimmer gehen und sie so vorfinden würde.«

»Wohnte Nat im letzten Jahr, als Barbara starb, bei Ihnen zu Hause?«

»Nein.«

»Basiert Ihre Annahme, dass Barbara ihren Suizid als natürlichen Tod verschleiern wollte, auf diesem Versprechen Ihrer Frau im Hinblick auf Nat?«

»Ja.«

»Nach bestem Wissen und Gewissen, Rusty, hat Barbara je einen Selbstmordversuch begangen, während Sie mit ihr zusammenlebten?«

»Nein.«

»Also hatten Sie keinerlei Erfahrung damit, welches Verhalten Ihre Frau an den Tag legen würde, falls sie beschlossen hätte, sich das Leben zu nehmen?«

»Das ist richtig.«

»Aber wenn sie deutlich gemacht hätte, dass sie sich zu dem Schritt entschlossen hatte, was hätten Sie dann getan?«

»Einspruch. Spekulativ«, sagt Molto. »Hätten Sie versucht, sie daran zu hindern?«

»Selbstverständlich.«

Die zweite Frage und ihre Beantwortung erfolgen hastig, ehe Richter Yee auf den eigentlichen Einspruch reagieren kann.

»Stattgegeben, stattgegeben«, sagt Yee.

»Wenn Barbara also vorgehabt hätte, sich selbst zu töten, Rusty, dann hätte sie das vor Ihrem Sohn und Ihnen verbergen müssen?«

»Euer Ehren!«, sagt Molto schneidend.

Im Zeugenstand fährt der Kopf meines Vater herum. Er blickt Molto an und sagt: »Ja?« Dann zuckt er zusammen, entsetzt über seinen eigenen Fehler. »Großer Gott«, sagt er.

Yee, dieser lustige Bursche, findet das köstlich, und der ganze Saal prustet mit ihm los. Es ist ein befreiender Moment der Komik in einer bedrückenden Befragung, und das Lachen hält eine Weile an. Schließlich droht Yee Stern mit dem Finger.

»Genug jetzt, Mr Stern. Wir alle verstanden.«

Stern reagiert, indem er den Kopf neigt, der angedeutete Versuch einer demütigen Verneigung, ehe er fortfährt.

»Wissen Sie, ob Ihre Frau vom Fall John Harnason wusste?«

»Wir haben darüber gesprochen, während er am Berufungsgericht verhandelt wurde und auch hinterher. Sie war daran interessiert, weil sie in der Zeitung darüber gelesen hatte und weil ich erzählt hatte, dass ich nach der Anhörung von Mr Harnason angesprochen worden war. Und natürlich wurde Mr Harnason in den letzten Wochen vor Barbaras Tod immer wieder in den Fernsehspots erwähnt, die mein Gegner im Wahlkampf um das Oberste Bundesstaatsgericht brachte. Mein Frau hat mir gegenüber oft über diese Spots geschimpft, daher weiß ich, dass sie sie gesehen hat.«

»Hat Mrs Sabich die Urteilsbegründung im Fall Harnason gelesen?«

»Ja. Ich habe nur selten Widerspruch eingelegt. Normalerweise interessierte Barbara sich nicht sonderlich für meine Arbeit, aber, wie ich schon sagte, diesen Fall hatte sie verfolgt, und sie bat

mich, eine Kopie der Urteilsbegründung mitzubringen.«

»Und um noch einmal daran zu erinnern, was bereits bei der Beweisaufnahme erörtert wurde, in besagter Begründung wird die Tatsache erwähnt, dass gewisse Medikamente wie beispielsweise MAO-Hemmer bei einer routinemäßigen toxikologischen Untersuchung nicht erfasst werden, ist das richtig?«

»Ja.«

Dann wendet sich Stern anderen Themen zu. Mein Dad erläutert recht ausführlich, dass er und meine Mom ihre Trennung 1988 unter der Bedingung beendeten, dass sie gewissenhaft ihre Medikamente gegen die bipolare Störung einnahm, und dass er deshalb so häufig ihre Tabletten abholte und sogar in den Schrank räumte. Das alles soll offensichtlich erklären, wie seine Fingerabdrücke auf das Phenelzinfläschchen gelangten. Dann flüstert Stern Marta etwas zu, die daraufhin zu Jim Brand hinübergeht. Sie kehrt mit

einem Beweisstück in seinem Plastikbeutel zurück.

»Nun, Rusty, Mr. Molto hat Sie nach Ihren Besuchen bei Dana Mann befragt. Sie erinnern sich?«

»Selbstverständlich.«

»Kannte Ihre Frau Mr Mann?«

»Ja. Dana und seine Frau, Paula Kerr, waren beide Kommilitonen von mir. Wir haben als Paare viel zusammen unternommen, besonders damals.«

»Und wusste sie, worauf Mr Manns Kanzlei spezialisiert war?«

»Zweifellos. Vor fünf oder sechs Jahren beispielsweise war Dana Präsident des Verbandes der Scheidungsanwälte und bat mich, auf einer Dinnerveranstaltung der Organisation eine Rede zu halten. Paula und Barbara waren auch da.«

»Mr. Molto hat Sie im Kreuzverhör nach Ihren beiden Besuchen bei Mr Mann gefragt. Wenn ich mich recht entsinne, gaben Sie an, dass Sie um die

Zeit Ihres zweiten Besuchs am 4. September 2008 erwogen, die Scheidung einzureichen. Richtig?«

»Ja.«

»Und Mr Mann hat Ihnen für seine Beratungen Rechnungen geschickt?«

»Auf meine Bitte hin. Ich wollte nicht, dass er mich kostenlos berät, aus vielerlei Gründen.«

»Qualität hat ihren Preis?«, fragt Sandy.

Mein Vater lächelt und nickt. Der Richter bittet ihn, laut zu antworten, und mein Dad sagt Ja.

»Wenn Sie Ihre Aufmerksamkeit bitte auf Beweisstück 22 richten würden. Ist das die zweite Rechnung, die er Ihnen im September 2008 schickte?« Im selben Moment erscheint die Rechnung auf der Leinwand.

»Ja.«

»Und ist sie an Ihre Privatanschrift in Nearing adressiert?«

»Richtig.«

»Die Rechnung wurde also zu Ihnen nach Hause geschickt?«

»Nein, ich erhielt eine Ausfertigung per E-Mail. Ich hatte darum gebeten, dass sämtliche Korrespondenz über mein privates E-Mail-Konto erfolgen sollte.«

»Aber Sie haben diese Rechnung, Beweisstück 22 der Anklagevertretung, beglichen, nicht wahr?«

»Ja. Ich habe zweimal Geld am Automaten abgehoben und dann in der Bank eine Barüberweisung gemacht.«

»Welche Bank war das?«

»Die Filiale der First Kindle in Nearing.«

»Und das ist das Formular der Barüberweisung, die Sie vorgenommen haben, Beweisstück 23 der Anklagevertretung, richtig?«

»Richtig.« Es erscheint auf der Leinwand. Im Betreff ist die Rechnungsnummer und der Text »Beratung 4.9.08« eingetragen.

»Ich frage Sie, Rusty, warum haben Sie eine Barüberweisung vorgenommen und nicht einfach einen Scheck geschickt?«

»Damit ich Barbara nicht erklären musste, dass ich bei Dana gewesen war und warum.«

»Also gut«, sagt Stern. Er wirft Tommy einen ganz kurzen Seitenblick zu, um ihn wissen zu lassen, dass er dessen Stern-Imitation gestern sehr wohl zur Kenntnis genommen hat.

»Zu guter Letzt möchte ich Sie bitten, Ihre Aufmerksamkeit auf Beweisstück 24 der Anklagevertretung zu richten, das gleichfalls während Mr Manns Zeugenaussage vorgelegt wurde. Worum handelt es sich dabei?«

»Das ist eine Empfangsbestätigung für meine Zahlung.«

»Und auch diese ist an Ihre Privatanschrift in Nearing adressiert. Haben Sie sie dort erhalten?«

»Nein, ich habe sie per E-Mail erhalten.«

»All diese Beweisstücke, die Sie per E-Mail erhielten - Beweisstücke 22 und 24 der Anklagevertretung sowie zwei Bestätigungen für Ihre Termine -, all diese Unterlagen wurden in Ihrem privaten Computer gelöscht. Ist das richtig?«

»Das habe ich Dr. Gorvetichs Aussage entnommen.«

»Haben Sie diese Mails gelöscht?«

»Mr Stern, es liegt eigentlich nahe, dass ich das getan hätte, weil ich ja, wie ich bereits erwähnte, nicht wollte, dass Barbara von meinen Besuchen bei Dana erfuhr, ehe ich sicher wusste, ob ich wirklich die Scheidung einreichen würde. Aber ich kann mich beim besten Willen nicht erinnern, die Mails gelöscht zu haben. Und ich weiß ganz sicher, dass ich niemals irgendeine Schredder-Software auf meinen Computer heruntergeladen habe.«

»Und Sie haben mit Mrs Sabich nie über Ihre Besuche bei Mr Mann gesprochen oder über die Tatsache, dass Sie an Scheidung dachten?«

»Richtig.«

Stern beugt sich vor, um mit Marta zu sprechen. Schließlich sagt er zum Richter: »Keine weiteren Fragen.«

Yee nickt Molto zu, der sofort aufspringt wie von der Tarantel gestochen.

»Richter Sabich, sprechen wir kurz über Ihre Theorie, dass Ihre Frau mit einer Überdosis Phenelzin Selbstmord begangen hat. Befinden sich auf dem Fläschchen Phenelzin, das in ihrem Arzneischrank war, irgendwelche Fingerabdrücke Ihrer Frau?«

»Nein.«

»Wessen Fingerabdrücke sind auf dem Fläschchen, Richter Sabich?«

»Meine«, sagt mein Vater.

»Nur Ihre, richtig?«

»Richtig.«

»Und die Webseiten über Phenelzin wurden Ende

September 2008 von welchem Computer aus aufgerufen?«

»Von meinem.«

»Wurde der Computer Ihrer Frau forensisch untersucht?«

»Laut Dr. Gorvetichs Zeugenaussage, ja.«

»Wurden auf ihrem Computer Webseiten über Phenelzin aufgerufen?«

»Es wurden keine festgestellt.«

»Und nun noch ein paar Fragen zu der Idee, dass Ihre Frau suizidgefährdet war. In der Zeit zwischen 1988 und 2008, also zwanzig Jahre lang, unternahm Ihre Frau keinen Selbstmordversuch, richtig?«

»Soweit ich weiß, ja.«

»Und hatte sich Ihres Wissens Ende September 2008 für Mrs Sabich irgendetwas verändert?«

Mein Dad sieht Tommy Molto hart an. Ich weiß nicht genau, was da gerade passiert, aber es ist

offensichtlich ein Moment, auf den mein Vater gewartet hat.

»Ja, Mr Molto«, sagt mein Vater, »es hatte sich etwas Gravierendes verändert.«

Tommy sieht aus, als hätte man ihn geohrfeigt. Er hat eine Frage gestellt, die er für ungefährlich hielt, und ist stattdessen in eine Falle getappt. Molto wirft einen Blick in Richtung Brand, der unter dem Tisch der Staatsanwaltschaft die flache Hand ausstreckt und ein paar Zentimeter absenkt. Hinsetzen, signalisiert er Tommy. Mach es nicht noch schlimmer.

Und Tommy tut wie geheißen. Er sagt: »Keine weiteren Fragen«, und Richter Yee fordert meinen Vater auf, den Zeugenstand zu verlassen. Mein Dad knöpft sein Jackett zu und geht langsam die drei Stufen hinunter. Er sieht aus wie ein stolzer Soldat, Schultern gerade, Kopf hoch, Augen geradeaus. So unmöglich es auch gestern Abend noch schien, auf einmal sieht es so aus, als hätte mein Dad gewonnen.

Kapitel 32

Nat, 23. Juni 2009

Richter Yee bittet Sandy, den nächsten Zeugen zu rufen, worauf Marta hochspringt und Rosa Belanquez aufruft, die sich als Kundenbetreuerin in der Bank meiner Eltern entpuppt.

Mrs Belanquez ist eine hübsche, leicht rundliche Frau in den Dreißigern, und sie hat sich adrett zurechtgemacht für ihren Moment im Rampenlicht. Sie trägt ein kleines Kreuz um den Hals und einen winzigen Brillanten am Ringfinger. Sie verkörpert das gute Amerika, die Frau, die wahrscheinlich in dieses Land kam, wenn es nicht schon ihre Eltern waren, um hart zu arbeiten, und die ihre gesteckten Ziele erreicht hat, eine feste Stelle bei der Bank, ein wenig Erfolg, ein bisschen Geld, genug, um ihre Kinder zu ernähren, die sie

so erzieht, wie sie erzogen wurde, hart arbeiten, das Richtige tun, Gott und seinen Nächsten lieben. Sie ist eine richtig nette Lady. Das ist schon daran zu erkennen, wie sie im Zeugenstand Platz nimmt und Marta anlächelt.

»Wenn Sie an den 23. September 2008 zurückdenken, hatten Sie da Gelegenheit, mit einer Frau zu sprechen, die sich Ihnen als Barbara Sabich vorstellte?«

Ich rechne zurück. Der 23. September 2008 war der Dienstag vor dem Tod meiner Mutter.

»Ja, das hatte ich.«

»Und was hat Mrs Sabich gesagt, und was haben Sie gesagt?«

Jim Brand, groß und massig, der im Hochsommer einen schweren karierten Anzug trägt, steht auf und erhebt Einspruch. »Hörensagen.«

»Euer Ehren«, sagt Marta, »wir werden keine Wahrheitsbehauptung aufstellen. Es geht nur um Tatsachen.«

Richter Yee nickt. Wie Marta versichert hat, will die Verteidigung nicht versuchen, den Beweis anzutreten, dass das, was meine Mutter gesagt hat, wirklich wahr ist. Es soll nur festgestellt werden, dass sie es gesagt hat.

»Antwort für Antwort«, sagt er. Das heißt, er wird den Einspruch wegen Hörensagen bei jeder Antwort neu bewerten, ein Vorteil für die Verteidigung, die das Ganze den Geschworenen nun auftischen kann, selbst wenn der Richter letztlich entscheidet, dass es nicht hätte gehört werden sollen.

»Zunächst mal«, sagt Marta, »hatte Mrs Sabich irgendetwas bei sich?«

»Mrs Sabich hatte eine Empfangsbestätigung von einer Anwaltskanzlei dabei.«

»Wenn Sie sich Beweisstück 24 anschauen, erkennen Sie dieses Dokument?« Die Empfangsbestätigung von Dana Manns Kanzlei, die am Schluss der Aussage meines Vaters auf der Leinwand zu sehen war, erscheint erneut.

»Das ist die Empfangsbestätigung, die Mrs Sabich dabeihatte.«

»Und hat Mrs Sabich Ihnen gesagt, woher sie die hatte?«

»Einspruch, Hörensagen«, ruft Brand.

Marta sieht ihn an und macht eine leichte Grimasse, aber sie zieht die Frage zurück.

»Nun«, sagt sie. »Erinnern Sie sich, wie Ihnen Mrs Sabich die Empfangsbestätigung zeigte?«

»Sie hatte sie in einem Umschlag.«

»Was für ein Umschlag?«

»Ein ganz normaler Standardumschlag mit Fenster.«

»Wissen Sie noch, ob eine Briefmarke drauf war?«

»Frankiermaschinenstempel, glaube ich.«

»Haben Sie einen Absender auf dem Umschlag gesehen?«

»Es war so«, sagt Mrs Belanquez. »Sie gab mir den

Umschlag, und ich nahm die Empfangsbestätigung heraus. Sie war mit der Post verschickt worden. Das war offensichtlich.«

Brand steht erneut auf, um Einspruch einzulegen. Molto legt ihm eine Hand auf den Ärmel, und Brand nimmt wortlos wieder Platz. Tommy will nicht den Eindruck erwecken, als hätte die Anklagevertretung irgendwas zu verbergen. Brand neigt eher als sein Boss dazu, selbst dann noch zu kämpfen, wenn die Fakten auf der Hand liegen. Prima Danas Kanzlei hatte Mist gebaut und eine Empfangsbestätigung für die von meinem Dad gezahlte Rechnungssumme an die Adresse meiner Eltern geschickt, und meine Mom, die normalerweise für die Rechnungen zuständig war, öffnete den Umschlag und ging zur Bank, um herauszufinden, was es damit auf sich hatte.

»Schildern Sie uns bitte Ihr Gespräch mit Mrs Sabich.«

»Auf der Empfangsbestätigung war die Nummer einer Barüberweisung.« Mrs Belanquez hat sich

auf ihrem Stuhl umgedreht und deutet auf die Leinwand neben ihr. »Sie wollte wissen, ob die Nummer von uns war. Ich sagte, dass ich das vermutete, aber nachsehen müsste. Ich hab in den Unterlagen nachgeschaut und ihr dann gesagt, dass ich mit dem Filialleiter sprechen müsste.«

Marta nimmt einen Plastikbeutel vom Tisch der Verteidigung und geht damit zu Brand. Der schaut ihn sich an und steht dann auf.

»Euer Ehren, das sehen wir zum ersten Mal.«

»Euer Ehren, dieses Dokument wurde uns von der Staatsanwaltschaft bei der ersten Offenlegung im November zur Verfügung gestellt.«

Das muss richtig sein, denn Detective Gissling winkt Brand und nickt. Marta flüstert kurz mit Brand, der macht eine abwinkende Handbewegung, und das Dokument wird als Beweisstück akzeptiert. Sandys Assistentin wirft für die Geschworenen eine Diaaufnahme davon auf die Leinwand. Es ist der bankinterne Beleg für die Barüberweisung. Ich habe das Dokument

schon im letzten Herbst gesehen. Damals schien es unbedeutend im Vergleich zu dem Scheck für die Untersuchung auf Geschlechtskrankheiten.

»Schauen Sie sich bitte Beweisstück 1 der Verteidigung an. Worum handelt es sich da?«

»Das stammt aus den Unterlagen, in denen ich nachgesehen habe. Damit belegen wir unsere Barüberweisungen.«

»Sie sagten gerade, dass Sie mit dem Filialleiter sprachen.«

»Ja.«

»Und nach dem Gespräch, sprachen Sie dann weiter mit Mrs Sabich?«

»Ja, natürlich.«

»Und was sagten Sie ihr?«

»Ja, also -« Mrs Belanquez lächelt und fährt sich nervös über die Lippen. »Ich hab ihr gesagt, was der Filialleiter gesagt hatte.«

»Und was hatte er gesagt?«

Brand wirft ein, dass sei Hörensagen.

»Ich lasse es zu«, sagt Richter Yee.

»Wissen Sie, das ist so. Richter Sabich hat die Barüberweisung, die BU, mit Bargeld bezahlt, das er bei sich hatte, und mit einer Abhebung von dreihundert Dollar am Geldautomaten, die er unmittelbar davor gemacht hatte. Ich meine, das ließ sich anhand der im Automaten gespeicherten Daten ersehen. Also war es praktisch eine Abhebung vom Konto. Und wir haben ihm keine Gebühren für die BÜ berechnet, weil er bei uns Kontoinhaber war. Die Frage war also: Ist die BÜ eine Kontobewegung, und was darf Mrs Sabich sehen, und was darf sie nicht sehen, weil nämlich Mrs Sabich auch Inhaberin des Kontos war. Und der Filialleiter hat gesagt: Tja, wenn wir ihm für die BÜ keine Gebühren berechnet haben, weil er bei uns ein Konto hat, und wenn sie Mitinhaberin des Kontos ist, dann ist es eine Kontobewegung, und da kann sie sehen, was sie sehen will.

Und das hab ich dann auch gesagt und ihr unseren

internen Beleg für die BÜ und das Überweisungsformular gezeigt.«

»Wenn Sie bitte Beweisstück 23 der Anklage anschauen würden. Ist das das Formular der Barüberweisung, das Sie Mrs Sabich gezeigt haben?«

Die Barüberweisung an »Mann und Rapini«, in deren Betreffsteht: »Re.-Nr. 645332, Beratung 4.9.08.«

Mrs Belanquez sagt: »Ja«, und Marta sagt, sie habe keine weiteren Fragen. Im Saal ist es still. Alle wissen, dass gerade etwas Wichtiges geschehen ist. Mein Dad hat gesagt, meine Mom habe Selbstmord begangen, und jetzt gibt es dafür einen Grund. Weil sie wusste, dass er bei Dana, dem Scheidungsanwalt, gewesen war, dass er vorhatte, sie zu verlassen.

Auf der anderen Seite des Gerichtssaales ist Jim Brand wahrlich nicht glücklich. Das sind Staatsanwälte selten, wenn sich herausstellt, dass die Verteidigung etwas weiß, das sie nicht wissen.

Er sitzt breitbeinig in seinem Sessel und wirft tatsächlich seinen Stift in die Luft und fängt ihn wieder, ehe er aufsteht wie ein Cowboy, der einem widerspenstigen Rind zeigen will, wo's langgeht.

»War das der gesamte Inhalt Ihres Gesprächs mit Mrs Sabich?«, fragt er.

»Nein, gewiss nicht.«

»Schön, dann erzählen Sie uns doch, was sonst noch passierte«, sagt Brand, als wäre das die natürlichste Bitte der Welt, als wäre ihm unbegreiflich, wieso Marta nicht selbst darauf gekommen ist. Die Dramaturgie des Gerichtssaals beeindruckt mich immer wieder, die theatralischen Improvisationen und die indirekte Art, mit den Geschworenen zu kommunizieren.

Marta, in ihrem gemusterten Seidenblazer, ist schon aufgestanden, sagt aber dann doch nichts, als Mrs Belanquez antwortet.

»Tja, nachdem sie die Barüberweisung gesehen hatte, wollte sie wissen, ob es noch mehr

Überweisungen gegeben hat und wie die bezahlt worden waren und so weiter. Und dann ging es los mit Barüberweisungen und Kontoauszügen und Abhebungs- und Einzahlungsbelegen. Sehr viele Transaktionen. Hat fast den ganzen Tag gedauert.«

»Euer Ehren«, sagt Marta. »Ich denke, die Befragung führt zu weit. Wir reden jetzt über Unterlagen, die, wie Euer Ehren schon mehrfach festgestellt hat, nichts mit dem Fall zu tun haben.«

»Sonst noch was, Mr Brand?«, fragt Richter Yee.

»Ich denke, nicht«, sagt Brand. Aber er hat ein bisschen Boden gutgemacht, den Geschworenen zu verstehen gegeben, dass da noch mehr im Busch war. Mrs Belanquez wird entlassen, und als sie auf ihren hohen Absätzen aus dem Saal klappert, wirft sie Marta, die sie offenbar mag, ein kleines Lächeln zu. Ihr schweres Parfüm schwebt hinter ihr her, als sie an mir in der ersten Reihe vorbeigeht.

Ich glaube nicht, dass außer mir noch jemand

unter den Zuschauern oder auf der Geschworenenbank wirklich die volle Tragweite von Mrs Belanquez' Aussage erfasst hat. Aber ich habe wieder das Gefühl, dass mein Herz heißes Blei pumpt. Ich sollte nicht überrascht sein. Ich habe die ganze Zeit gesagt, dass meine Mom Bescheid wusste. Und trotzdem ist es unerträglich, erst recht, wenn ich den Inhalt der Unterlagen hinzurechne, von denen die Geschworenen nie erfahren werden. Ich sehe es vor mir - Mrs Belanquez hinter ihrem Schreibtisch in der Bank mit dem üblichen auf alt getrimmten Mobiliar, während Kunden und Angestellte auf beiden Seiten vorbeiströmen, und ihr gegenüber meine Mom, die manchmal eine halbe Xanax schlucken musste, ehe sie sich in die Öffentlichkeit traute, die es hasste, sich beobachtet oder exponiert zu fühlen. Und jetzt sitzt sie vor der netten Mrs Belanquez und fügt Stück für Stück zusammen, was da vor sich gegangen ist, zunächst mal, dass mein Dad erst wenige Wochen zuvor bei Dana Mann gewesen war, einem Scheidungsanwalt, um sich beraten zu lassen, und dann, dass er fünfzehn

Monate zuvor Geld von seinem Gehaltsscheck abgezweigt hat, um es beispielsweise für eine Barüberweisung an eine Praxis zu verwenden, die Patienten auf Geschlechtskrankheiten untersucht. In dem Moment weiß sie, dass er untreu war, dass er sie ununterbrochen zigfach belogen hat, unter anderem, und das ist die schlimmste Lüge, indem er so tat, als wolle er weiterhin ihr Mann bleiben, und sie muss das alles mit stoischer Miene und brechendem Herzen hinnehmen, während sie Mrs Belanquez gegenübersitzt, wissend, dass Rosa Belanquez den Ehering an ihrem Finger sieht und somit das ganze Ausmaß der Demütigung erkennen kann.

Inzwischen stehe ich heulend auf dem Gang vor dem Gerichtssaal. Jetzt ist völlig klar, dass sie an jenem Dienstag zurück nach Hause kam und früher oder später die E-Mails meines Dads durchging. Dass sie herausfand, was es sonst noch alles herauszufinden gab im Zusammenhang mit der Frau, die er im Jahr davor gevögelt hatte. Hatten sie in der Woche vor ihrem Tod Streit?

Haben sie sich angeschrien und rumgebrüllt und Möbel umgestoßen und an dem Abend, als Anna und ich da waren, bloß gute Miene zum bösen Spiel gemacht? Oder hat meine Mom das alles mit in den Tod genommen? Wahrscheinlich Letzteres, denke ich. Als wir zum Dinner kamen, wusste sie es seit fast einer Woche und hatte es offensichtlich für sich behalten. Sie hatte gelächelt und Pläne ausgeheckt, Alternativen abgewogen und, dessen bin ich mir jetzt sicher, ihren Tod geplant. Mein Dad hatte zwei Tage nach ihrem Besuch in der Bank das Phenelzin für sie abgeholt.

Marta Stern ist raus auf den Flur gekommen, um nach mir zu sehen. Sie ist deutlich kleiner als ich und muss den ganzen Arm heben, um mir eine Hand auf die Schulter zu legen. Sie trägt eine schwere Halskette aus getriebenem Gold, die mir vorher noch nie aufgefallen ist.

»Es war so falsch«, sage ich zu Marta. Ich glaube nicht, dass sie weiß, was genau ich damit meine, denn bis zu dem Moment, wo ich es ausspreche, weiß ich es selbst nicht. Mein Dad hat meine

Mutter nicht getötet, nicht im Sinne des Gesetzes. Aber das ändert nichts daran, was geschehen ist. Er hat es verdient, den Gerichtssaal als freier Mann zu verlassen, aber wenn er das tut, wird er irgendwo in meinem Herzen für immer Schuld tragen.

Kapitel 33

Tommy, 23. Juni 2009

Marta hatte eine Pause verlangt, um für den nächsten Zeugen Rustys Computer aufzubauen, und Yee schien nicht erfreut darüber. In den letzten zwei Tagen war deutlich geworden, dass dem Richter langsam der Geduldsfaden riss. Er lebte aus dem Koffer, etliche Hundert Meilen von zu Hause entfernt, und musste die Termine seiner schwebenden Verfahren in Ware so gut es ging am Telefon regeln. Nach seiner Rückkehr würde er

Monate brauchen, um den Arbeitsrückstand aufzuholen. Anstatt jetzt eine Stunde damit zu verlieren, dass die Folie und die Sicherheitssiegelbänder entfernt wurden, wies Yee die Anwälte an, den Computer am nächsten Morgen bereitzuhalten. Er würde die Geschworenen nach Hause schicken und den Rest des Tages mit seinen Mitarbeitern in Ware telefonieren, um über zwei Dringlichkeitsanträge zu entscheiden.

Tommy war das nur recht. Er und sein Team konnten eine Pause gebrauchen. Brand und Marta einigten sich darauf, dass die Techniker der Staatsanwaltschaft die Einschweißfolie entfernen würden, anschließend würden Experten beider Parteien vor Beginn der morgendlichen Verhandlung das letzte Sicherheitssiegelband aufschneiden und den Rechner einsatzbereit machen. Nachdem das geklärt war, zog das Anklageteam mitsamt seinem klappernden Prozesswagen zurück in die Büros der Staatsanwaltschaft auf der anderen Straßenseite.

Sobald sie im Fahrstuhl des Bezirksgebäudes unter sich waren, begann Rory Gissling, sich zu entschuldigen.

»Ich hätte das verdammt noch mal sehen müssen«, sagte sie.

»Quatsch«, sagte Tommy.

»Ich hätte es wittern müssen«, sagte Rory, »nachfragen sollen. Die in der Bank hatten sämtliche Unterlagen in null Komma nix parat, da hätte ich mir doch denken können, dass sie die schon mal für jemand anderen zusammengestellt hatten.«

»Sie sind Detective«, sagte Tommy, »keine Gedankenleserin.«

Was die Sterns nachgewiesen hatten, war ja an und für sich nicht schlecht. Barbara hatte also gewusst, dass ihr Mann vorhatte, sie zu verlassen - und dass er eine Affäre gehabt hatte, von der die Geschworenen allerdings nie erfahren würden. Zu alldem könnte man eigentlich »Na und?« sagen.

Sie hatte es also gewusst. Das öffnete die Tür zu zig Möglichkeiten, die gut für die Anklagevertretung waren. Rusty und Barbara hatten sich gestritten wie die Kesselflicker, und schließlich hatte er sie umgebracht. Sie hatte gedroht, dem Jungen alles zu erzählen. Oder der Tribune. Was auch immer. Der Prozess ging weiter, und sie würden eine Theorie finden, die zu den Tatsachen passte, wenn sie ein oder zwei Tage darüber nachdachten.

Aber die Verteidigung hatte etwas sehr viel Folgenschwereres bewiesen: Die Ankläger wussten nicht alles. Diese netten Leute da am Tisch der Anklagevertretung hatten ein bedeutendes Beweisstück in einem Indizienprozess übersehen. Das war, als hätte die Staatsanwaltschaft eine Weltkarte gemalt und halb Nordamerika vergessen. Die Anklage behauptete, dass Rusty Barbara getötet hatte, und die Verteidigung konterte und sagte: Seht ihr, die sind nicht umfassend informiert. Barbara hat etwas Trauriges erfahren, und deshalb hat sie sich sang- und

klanglos das Leben genommen.

Brand und Tommy und Rory und Ruta zogen sich in Tommys Büro zurück. Tommy sah die Telefonnotizen auf seinem Schreibtisch durch, nur um zu überspielen, wie aufgebracht er war, doch im Grunde wollte er nur über den Fall nachdenken und abschätzen, wie groß der Schaden war.

Brand ging raus, um eine Limo zu holen, und kam zurück.

»Eine Dose aus dem Scheißautomaten kostet fünfundachtzig Cent«, sagte er. »Das ist doch unglaublich. Sprich doch mal mit der Hausverwaltung. Jody kriegt die bei Safeway für zwanzig Cent die Dose. Die reinsten Wucherpreise.«

Tommy griff in seine Tasche und gab Brand einen Vierteldollar. »Sag deiner Frau, ich möchte eine Cola Light mit extra Eis. Der Rest ist für dich.«

»Tommy, wenn er ihr das bestellt«, sagte Rory, »müssen Sie den Rest des Prozesses allein

zurechtkommen.«

Jody war Staatsanwältin gewesen, als Brand sie kennenlernte, und sie hatte den Ruf, knallhart zu sein.

»Ich krieg die Hausverwaltung nicht mal dazu, die Wände zu streichen oder die Heizung zu reparieren«, sagte Tommy, nachdem sie alle herzhaft gelacht hatten.

Wieder versanken sie in Schweigen.

»Dann war Harnason also Zufall?«, fragte Brand schließlich. Er dachte darüber nach, was Sandy den Geschworenen beim Schlussplädoyer erzählen würde.

»Das haben sie abgedeckt«, sagte Rory. »Barbara wusste über den Fall Bescheid.«

»Richtig«, sagte Tommy. »Das haben sie abgedeckt. Durch den Fall Harnason ist sie auf die Idee gekommen, sich mit einem Medikament umzubringen, das bei der toxikologischen Untersuchung nicht erfasst wird, sodass sie in die

ewigen Jagdgründe eingehen konnte, ohne ihren Sohn noch mehr zu erschüttern als unbedingt nötig. Nat wird ja wohl aussagen, wie fürsorglich und besorgt seine Mom ihm gegenüber war. Er wird die ganze Geschichte untermauern.«

Es sah schlecht aus, erkannte Tommy. Diese Selbstmordgeschichte war Rustys Rettung.

»Was hatten seine Fingerabdrücke auf dem Phenelzin zu suchen?«, fragte Brand.

»Tja, jetzt hat er statt sechs nur noch einen belastenden Sachverhalt zu erklären. Alles andere passt. Sie werden vorführen, dass sie an seinem Computer war. Das ist dir doch klar, oder? Deshalb wollen sie ihn haben. Sie werden zeigen, dass sie seine E-Mails durchgesehen haben könnte. Im Grunde bitten wir die Geschworenen um einen Schuldspruch, obwohl unser eigener Sachverständiger einräumt, dass sie das Phenelzinfläschchen auch angefasst haben kann, ohne Fingerabdrücke zu hinterlassen, und Rusty immer ihre Medikamente abholte.«

Brand stierte die Wand an. Tommy war nie ganz damit fertig geworden, sein Büro einzurichten. Er war der kommissarische Oberstaatsanwalt, und es schien anmaßend, die Wände mit seinen eigenen Urkunden und Bildern zu schmücken. Er hatte ein paar nette Schnappschüsse mit Dominga und Tomaso und ein altes Foto von seinen Eltern mit ihm bei seiner Examensfeier aufgehängt. Aber noch aus der Zeit von Muriel Wynns Abschied vor vier Jahren waren an etlichen Stellen Farbe und Putz von den Wänden abgebröckelt, und die von der Hausverwaltung hatten es trotz regelmäßiger Anrufe bis heute nicht geschafft, sie auszubessern. Auf eine von diesen Stellen schien Brand sich zu konzentrieren.

»Wir werden diesen Scheißfall nicht verlieren«, sagte er unvermittelt.

»Er war von Anfang an eine harte Nuss«, erwiderte Tommy.

»Er hat bestens angefangen. Wir verlieren das Ding nicht.«

»Lass gut sein, Jimmy. Wir sollten eine Nacht drüber schlafen. In Ruhe nachdenken.«

»Es muss eine Schwachstelle geben«, sagte Brand in Bezug auf die neue Theorie der Verteidigung.

»Wahrscheinlich mehr als eine, wenn du's genau wissen willst«, antwortete der Oberstaatsanwalt.

»Wieso entfernt sie den Kram auf seinem Computer?«, fragte Brand. »Okay, sie liest die Mails. Aber warum löscht sie sie?«

»Genau«, sagte Tommy. Sie würden sich im Laufe des nächsten Tages viele Fragen dieser Art überlegen. Sie brauchten Zeit, um sich neu aufzustellen. Und, wenn er ehrlich war, um aufzuholen. Denn Sandy und Marta hatten sich schon seit Monaten solche Fragen und die dazu passenden Antworten überlegt. Brand, der sich einfach besser fühlen wollte, dachte weiter laut nach.

»Wenn sie doch vorhat, sich heimlich still und leise umzubringen«, sagte er, »ohne Abschiedsbrief und

so weiter, wieso legt sie dann eine Spur, indem sie seine Mails löscht?«

Rory kam als Erste darauf, was die Verteidigung sagen würde.

»Damit Rusty Bescheid weiß«, sagte sie. »Er hat die Mails nicht ohne Grund behalten. Vielleicht hat er sich gern noch mal die Liebesbriefe seiner kleinen Freundin durchgelesen. Aber wie auch immer, wenn er es wieder tun will, muss er feststellen, dass alle fraglichen Mails verschwunden sind. Und er wird wissen, dass Barbara sie eine nach der anderen gelöscht hat. Und in dem Moment begreift er, dass seine bessere Hälfte alles herausgefunden und sich umgebracht hat. Vielleicht hat sie deshalb auch auf seinem Computer nach Informationen über Phenelzin gesucht, damit ihm klar wird, wie sie es gemacht hat. Aber er wird es als Einziger wissen. Der Junge, der Rest der Welt wird glauben, dass sie an ihrem schwachen Herzen gestorben ist. Aber Rusty wird sich ewig Vorwürfe machen.«

Brand starrte sie an, starrte Rory einfach nur an, den Mund leicht geöffnet, als wollte er sagen: Ach du Scheiße.

»Verdammt«, sagte er schließlich und warf seine leere Limodose gegen die Wand. Es war nicht das erste Mal, dass das jemand tat. Im Putz hatte sich mit den Jahren eine dreieckige Delle gebildet, wenn Tommy und seine Staatsanwälte vor Wut mit der Faust dagegengeschlagen oder irgendwelche Gegenstände geschleudert hatten. Aber Brand konnte besser zielen. Die Dose knallte genau in die Mitte der Stelle und fiel dann in den Papierkorb, der darunterstand, um alles aufzufangen, was dort landete.

Alle vier sahen schweigend zu. Vielleicht, dachte Tommy, sollte er am nächsten Morgen mal nachsehen, ob in dem Papierkorb noch irgendwas anderes lag. Vielleicht ihre gesamte Mordtheorie.

Kapitel 34

Nat, 24. Juni 2009

Es ist halb acht, und die Straßen der Innenstadt füllen sich allmählich mit eiligen Fußgängern und Autofahrern, die ihren Tag in Angriff nehmen wollen. Anna bringt den leisen Prius vor dem LeSueur Building zum Stehen, um mich abzusetzen.

»Ich hoffe, es läuft gut.« Sie streckt den Arm aus und nimmt meine Hand. »Schick eine SMS, sobald du fertig bist.« Ich beuge mich zu ihr, um mich rasch umarmen zu lassen, und steige dann aus. Ich habe mich immer noch nicht ganz von meinem Studentenlook verabschiedet und zerknittere meinen schönen Anzug unter den Riemen des Rucksacks, den ich mir umhänge, ehe ich hineingehe.

Die Nacht war schlimm. Anna war entsetzt, als ich ihr von der Aussage der Bankangestellten erzählte,

und wirkte genauso erschüttert, wie ich es war. Immer wieder sagte sie, wie leid es ihr tue, was mir schließlich richtiggehend auf die Nerven ging, weil ich das Gefühl hatte, sie wollte von mir getröstet werden. Vielleicht kreisten ihre Gedanken auch ständig um ein und dasselbe, meine Mom, wie sie an jenem Abend für uns vier den Tisch auf der Veranda deckte und wusste, dass ihr Leben so gut wie vorbei war.

Bei so viel Drama war ich gestern nicht mehr in der Verfassung gewesen, meine bevorstehende Zeugenaussage mit Marta durchzusprechen, und deshalb ist sie heute Morgen früher in die Kanzlei gekommen. Mit drei Kindern zu Hause war das bestimmt nicht leicht für sie und ihren Mann Solomon, aber sie winkt ab, als ich ihr danken will, und führt mich durch die Kanzleiräume zur Kaffeemaschine.

Ich habe Marta während der letzten Wochen im Gerichtssaal beobachtet und erkannt, dass sie nie ganz so erfolgreich sein wird wie ihr Vater. Sie hat den gleichen scharfen Verstand wie ihr Dad, aber

sie hat nicht die gleiche faszinierende Ausstrahlung. Sie ist warmherzig und zugänglich, wohingegen ihr Vater dadurch beeindruckt, dass er förmlich und distanziert wirkt, aber das scheint sie nicht weiter zu stören. Sie gehört zu den Menschen, die mit sich und ihrem Leben zufrieden sind. Ich sage ihr ständig, dass sie mein großes Vorbild ist.

»War es nicht seltsam, als Sie beschlossen haben, mit in die Kanzlei Ihres Vaters einzusteigen?«, frage ich sie, während wir zusehen, wie sich die Kanne füllt. Die Frage beschäftigt mich schon seit Wochen, aber in der ganzen Hektik um den Prozess hat es sich nie ergeben, sie zu stellen.

Sie lacht und gesteht, dass das eigentlich keine richtige Entscheidung war. Sie hatten vor Jahren eine familiäre Krise nach dem Tod ihrer Mutter - sie geht nicht weiter darauf ein, aber ich bin ziemlich sicher, dass Clara, Martas Mom und Sandys erste Frau, Selbstmord beging, heute Morgen ein eigenartiger Gedanke. Sandy war, wie sie es ausdrückt, »völlig neben der Spur«, und

Marta übernahm die Rolle der rechten Hand ihres Vaters, ohne groß darüber nachzudenken.

»Aber wie sich herausgestellt hat, hätte uns nichts Besseres passieren können«, sagt sie. »Ich arbeite unheimlich gern mit meinem Dad zusammen, und vielleicht wäre es nie dazu gekommen, wenn meine Mom nicht gestorben wäre. Er ist der beste Anwalt, der mir je begegnet ist, und in der Kanzlei herrscht zwischen uns eine Harmonie, die wir nirgendwo sonst finden. Ich glaube, wir sind hier noch nie laut geworden. Aber wenn ich ihn mal zu uns zum Abendessen einlade, weil Helen unterwegs ist, schreie ich ihn schon an, sobald er auch nur einen Fuß durch die Tür setzt. Er bricht sämtliche Regeln, die ich für die Jungs aufgestellt habe. Ich liebe meinen Vater«, fügt Marta noch als plötzlichen Nachsatz hinzu und läuft so schnell rot an, dass ich zuerst gar nicht begreife, was das gerade war. Nämlich das deutlichste Eingeständnis, dass Sandy Stern stirbt, das ich bislang gehört habe. Sie starrt in ihre Kaffeetasse.

»Ich hab mich immer noch nicht von meiner

Mutter erholt«, sagt sie, »und das ist fast zwanzig Jahre her.«

»Ehrlich? Ich frage mich die ganze Zeit, wann ich mich endlich wieder normal fühle.«

»Es ist einfach eine neue Art von normal«, sagt sie.

Fast jedwede professionelle Distanz, die zwischen Marta und mir herrschen sollte, ist verschwunden. Wir haben einfach zu viel gemeinsam. Wir sind beide Juristen. Mit Müttern, die viel zu früh gestorben sind, und mit Juristen als Vätern, die so übergroß wirken, dass sie die Sonne verdunkeln, aber derzeit beide in Gefahr sind. Wir haben diesen Prozess bislang überstanden, indem wir uns bildlich gesprochen an den Händen hielten, und jetzt lege ich tatsächlich einen Arm um ihre Schultern, als wir zurück in ihr Büro gehen. Sie ist einer der Menschen, bei denen ich mein ganzes Leben lang Rat suchen werde.

Wir gehen rasch meine Aussage durch. Nach gestern ist vieles davon schmerzhaft, aber die Notwendigkeit ist unbestreitbar.

»Was passiert eigentlich mit dem Computer?«, frage ich sie.

»Wir wollen da ein bisschen improvisieren. Das war die Idee von Ihrem Dad. Er sagt, es wäre risikolos. Wir werden sehen. Aber Sie sollen vor den Geschworenen sagen können, dass wir diesen Teil nicht im Voraus erörtert haben. Also folgen Sie einfach meinen Anweisungen. Es ist nichts Kompliziertes.«

Offensichtlich soll demonstriert werden, wie leicht es für meine Mom gewesen wäre, Zugang zu seinem Rechner zu haben.

Bevor wir zum Gericht müssen, gehe ich noch einmal zum Klo, und auf dem Weg dorthin stoße ich fast mit meinem Dad zusammen. Gestern hat er sich von mir ferngehalten, und auch jetzt wissen wir beide nicht so richtig, was wir sagen sollen - wie üblich.

»Es tut mir leid, Nat.«

Meine Mom war klein, daher waren alle,

besonders ich selbst, erstaunt, als ich meinen Vater schließlich um etliche Zentimeter überragte. Lange Zeit kam es mir irgendwie absurd vor, dass ich auf ihn hinunterblickte, wenn auch nur ein wenig. Er packt meine Schultern, und ich stolpere irgendwie in eine Umarmung hinein, und dann geht er in seine Richtung und ich in meine.

Als ich das erste Mal in den Zeugenstand musste, war ich völlig fertig. Ich hatte noch nie einen Prozess miterlebt, und auf einmal wurde ich von der Anklagevertretung als erster Zeuge aufgerufen, um gegen meinen Vater auszusagen, der beschuldigt wurde, meine Mutter ermordet zu haben. Ich saß einfach nur in mich zusammengesunken da und antwortete, so schnell ich konnte. Richter Yee ermahnte mich wiederholt, lauter zu sprechen. Als Brand fertig war, stellte Marta mir ein paar Fragen, die verdeutlichen sollten, dass sich mein Dad in einer Art Schockzustand befand, als er mit mir darüber diskutierte, ob er die Polizei anrufen sollte. Dann erklärte sie dem Richter, dass sie alle weiteren

Fragen bei meiner zweiten Aussage als Zeuge der Verteidigung stellen würde.

Als ich diesmal die Stufen zu dem Stuhl unter dem Walnussholzbaldachin hinaufsteige, ist es leichter. Ich werde diesen Gerichtssaal bis ans Ende meines Lebens im Traum sehen, aber ich fühle mich hier auf seltsame Weise zu Hause.

»Nennen Sie bitte Ihren vollständigen Namen und buchstabieren Sie Ihren Nachnamen fürs Protokoll.«

»Nathaniel Sabich, S, A, B, I, C, H.«

»Sind Sie derselbe Nathaniel Sabich, der bereits während der Beweiserhebung der Anklagevertretung ausgesagt hat?«

»Genau der.« Eine junge Latina in der ersten Reihe der Geschworenenbank schmunzelt. Offenbar fand sie mich ganz in Ordnung, als ich das erste Mal hier saß.

»Und seit Ihrer ersten Aussage waren Sie an jedem Verhandlungstag hier im Saal, ist das richtig?«

»Ja. Ich bin der einzige Angehörige, den mein Dad hat, und Richter Yee hat mir erlaubt, hier zu sein, um ihn moralisch zu unterstützen.«

»Aber haben Sie mit Ihrem Vater über die Beweislage in diesem Fall gesprochen, oder über Ihre heutige Aussage?«

»Nein. Ich meine, er hat mir gesagt, dass er es nicht getan hat, und ich habe ihm gesagt, dass ich ihm glaube, aber ansonsten, nein, wir reden nicht darüber, was die Zeugen ausgesagt haben oder was ich sagen werde.«

Die letzten Antworten überschreiten die engen Grenzen, die von den Beweisregeln gesetzt werden, und sind mit Marta abgesprochen. Sie hätte sich auch gefreut, wenn Brand Einspruch erhoben hätte, als ich sagte, dass ich meinem Dad glaube, weil das die Geschworenen nur noch verstärkt darauf hingewiesen hätte, aber ich habe gesehen, wie Molto Brands Handgelenk berührte, als der schon aufspringen wollte. Nach allem, was man hört, war Molto in jungen Jahren ein

Hitzkopf, aber anscheinend haben Alter und Verantwortung ihn umsichtiger werden lassen. Er weiß, dass die Geschworenen mich Tag für Tag hier gesehen haben und natürlich wissen, auf wessen Seite ich stehe. Der Typ ist schließlich mein Dad. Wie sollte ich ihm da nicht glauben?

»Und Sie sind zugelassener Anwalt?«

»Das ist richtig.«

»Ihnen ist also klar, was es heißt, unter Eid zu stehen?«

»Selbstverständlich.«

»Nat, als Erstes möchte ich Sie zu dem Fall John Harnason befragen. Haben Sie je mit Ihrer Mutter über den Fall gesprochen?«

»Mit meiner Mom?«

»Ja. Hat sich Ihre Mutter Ihnen gegenüber oder in Ihrem Beisein Ihrem Vater gegenüber je zu dem Fall geäußert?«

Also schildere ich, was am sechzigsten Geburtstag

meines Vaters beim Abendessen passierte, als sich herausstellte, dass meine Mom sich über den Fall informiert hatte. Dann kommen wir auf die Einkäufe zu sprechen, die mein Dad an dem Abend, bevor meine Mom starb, nach Hause brachte. Ich erkläre, dass ich seit meiner Kindheit gern Salami und Käse esse, und ja, meine Mom hat wie alle Mütter gern die Sachen zum Essen besorgt, die ich schon immer gemocht hatte, und ja, meine Mom hat immer meinen Dad oder, in früheren Jahren, mich zum Einkaufen geschickt, weil sie nicht gern das Haus verließ und sogar ihre wöchentlichen Lebensmitteleinkäufe online tätigte. Dann erzähle ich den Geschworenen, dass es wahr ist, mein Dad hat immer die Medikamente für meine Mutter abgeholt und sie nach oben gebracht, wenn er sich umziehen ging, und er hat die Fläschchen auch sehr oft in den Arzneischrank geräumt. Klopf, klopf, klopf. Mein Dad sagt immer, dass Sandy so filigran wie ein Goldschmied mit seinem winzigen Hämmerchen arbeitet. Und so ist es auch jetzt. Ich untermauere die Darstellung meines Vaters, Punkt für Punkt.

Alles läuft friedlich, bis wir zu dem Suizidversuch meiner Mutter kommen, als ich zehn war. Die Ankläger veranstalten einen Aufruhr, ehe ich darauf eingehen kann, und die Geschworenen werden aus dem Saal geschickt, was ziemlich lächerlich ist, weil das nur umso mehr erhärtet, was mein Dad gestern sagte. Doch als die Geschworenen zurück sind, komme ich mit meiner Schilderung nicht sehr weit, ehe ich die Fassung verliere. Bis zum heutigen Tag habe ich die Geschichte höchstens vier Menschen auf der Welt erzählt - selbst Anna hat sie erst gestern Nacht erfahren —, und jetzt sitze ich hier, vor Journalisten und Gerichtszeichnern in der vordersten Reihe dieses riesigen Saales, und beichte für die Abendnachrichten, dass meine Mom komplett durchgedreht war.

»Und ich bin ins Badezimmer gegangen«, sage ich, sobald ich meine, mich wieder unter Kontrolle zu haben, und schluchze sofort wieder los.

Ich versuche es noch zwei- oder dreimal, aber ich schaffe es einfach nicht.

»Wollte sie sich durch Stromschlag töten?«, fragt Marta schließlich. Ich nicke bloß.

Daraufhin schaltet Richter Yee sich ein. »Das Protokoll soll festhalten, dass Zeuge die Frage durch Nicken bejaht. Ich denke, wir alle verstanden, Ms Stern«, sagt er, um das Thema abzuschließen. Dann unterbricht er die Verhandlung für zehn Minuten, um mir Gelegenheit zu geben, mich wieder zu beruhigen.

»Es tut mir leid«, sage ich zu ihm und den Geschworenen, ehe sie hinausgehen.

»Entschuldigung nicht nötig«, sagt Richter Yee.

Ich verlasse den Saal, gehe allein zu dem Fenster am Ende des Korridors und blicke nach draußen auf den Highway. Eigentlich ist es mir noch nie leichtgefallen, über meine Mutter zu sprechen. Ich habe meine Mom geliebt, liebe sie auch jetzt noch und werde sie immer lieben. Mein Dad war immer irgendwo da draußen unterwegs, er kam und ging, groß und leuchtend, ein bisschen wie der Mond, aber die Schwerkraft, die mich auf der Erde hielt,

war meine Mutter, obwohl es so scheint, als hätte ich mein ganzes Leben mit ihrer Liebe zu kämpfen gehabt. In gewisser Weise wusste ich, dass sie mich zu sehr liebte - dass es nicht gut für mich war, dass damit zu viel einherging -, und folglich versuchte ich ständig, der Last ihrer Liebe und Aufmerksamkeit zu entkommen. Als ich klein war, flüsterte und tuschelte sie dauernd mit mir - ich werde für alle Zeit den Atem ihrer Stimme an meinem Hals spüren und meine gesträubten Nackenhärchen. Es sollte nämlich niemand mitbekommen, was sie sagte. Und darin lag eine Botschaft: Nur wir beide. Die Welt, das war nur wir beide. Sie sagte es mir geradeheraus: »Du bist meine Welt, du bist meine ganze Welt, du kleiner Junge.«

Natürlich hörte ich das gern. Aber in den Worten schwang auch etwas Schweres und Dunkles mit. Schon als kleines Kind fühlte ich mich irgendwie verantwortlich für sie. Vielleicht empfinden das alle Kinder so. Keine Ahnung, es gab ja immer nur mich. Aber ich begriff, dass ich ihr nicht nur viel

bedeutete. Ich war ihr Rettungsanker. Ich wusste, dass meine Mom sich nur dann richtig gut fühlte, wenn es um mich ging, wenn sie mich versorgte, mit mir sprach, an mich dachte. Nur dann war ihre Welt im Lot.

Im Rückblick finde ich es naheliegend, dass ich später als Teenager die größte Angst davor hatte, was es bedeuten würde, sie zu verlassen. Während ich die Autos über die US 843 gleiten sehe, habe ich plötzlich eine Erkenntnis, der ich bislang ausgewichen bin. Ich gebe meinem Dad die Schuld an ihrem Tod, weil ich mir nicht selbst die Schuld geben will. Doch ich wusste immer, dass so etwas passieren könnte, nachdem ich von zu Hause fortging. Ich wusste es und ging trotzdem. Ich musste gehen. Niemand, am wenigsten meine Mom, wollte, dass ich mein Leben für das ihre aufgab. Dennoch. Mein Dad hat sich wie ein Arschloch verhalten. Aber ich muss auch mir selbst vergeben. Wenn ich das tue, kann ich vielleicht damit anfangen, ihm zu vergeben.

»Kommen wir noch einmal auf den Computer zu sprechen«, sagt Marta, als die Verhandlung weitergeht. Der PC meines Dads ist auf einem Tisch in der Mitte vor der Richterbank aufgestellt worden, und Marta deutet darauf. »Haben Sie Ihren Vater im Laufe der Jahre öfter mal am Computer gesehen?«

»Klar.«

»Wo?«

»Zu Hause. Oder wenn ich ihn im Gericht besucht habe.«

»Wie oft?«

»Zahllose Male.«

»Haben Sie mit ihm über seinen Computer gesprochen?«

»Oft.«

»Haben Sie ihm geholfen, seinen Computer zu benutzen?«

»Natürlich. Für Leute in meinem Alter ist das

genauso selbstverständlich, wie es für unsere Eltern selbstverständlich war, uns Fahrradfahren beizubringen. Wir alle helfen unseren Eltern am Computer.«

Die Geschworenen sind erheitert. Ebenso Richter Yee, den ich mehr und mehr in Ordnung finde.

»Und kennt Ihr Vater sich mit Computern aus?«

»Falls Sie darunter verstehen, dass er weiß, wo der Ein- und Ausschalter ist, dann ja. Anderenfalls eher nicht.« Von der Geschworenenbank ertönt Gelächter. Jeder hier im Saal hat Mitleid mit mir, deshalb stehe ich ganz oben auf der Beliebtheitsskala.

»Und wie steht's mit Ihnen? Kennen Sie sich mit Computern aus?«

»Im Vergleich zu meinem Vater? Ja. Ich versteh sehr viel mehr davon als er.«

»Wie war das bei Ihrer Mom?«

»Sie war ein kleines Genie. Sie war promovierte

Mathematikerin. Ehe Freunde von mir anfingen, Informatik zu studieren, verstand sie wesentlich mehr von Computern als jeder andere, den ich kannte. Und selbst meine Freunde riefen sie manchmal an, wenn sie Fragen hatten. Meine Mom hatte echt den Durchblick.«

»Kannten Sie das Passwort für den Computer Ihres Vaters?«

»Ich glaube, ja. Mein Vater benutzte für alles dasselbe Passwort.«

»Nämlich welches?«

»Das muss ich erklären. Wenn man seinen richtigen Vornamen, Rozat, ganz korrekt schreibt, hat er so ein kleines Häkchen über dem >z<, deshalb hat mein Dad ihn manchmal R, O, Z, H, A, T geschrieben. Das war das Passwort für unsere Mailbox zu Hause. Für die Alarmanlage. Den Geldautomaten. Die Bankkonten. Immer Rozhat. In der Hinsicht war er wie alle anderen. Wie soll man sich auch sechzehn Passwörter merken und dann noch im Kopf behalten, welches wofür ist?«

»Haben Sie den Umstand, dass Ihr Vater nur ein Passwort verwendete, je mit Ihrer Mutter besprochen?«

»Zig Mal.«

»Können Sie sich konkret an eine Gelegenheit erinnern?«

»Ich weiß noch, vor zwei Jahren war ich zu Besuch bei meinen Eltern, und mein Dad hatte per Post eine neue Kreditkarte bekommen. Er musste irgendwo anrufen, um sie aktivieren zu lassen, und die fragten nach dem Passwort für sein Konto, und er hielt doch tatsächlich die Sprechmuschel zu und fragte meine Mom: >Was hab ich für ein Passwort?< Sie hat nur die Augen verdreht, als wollte sie sagen >Das darf doch nicht wahr sein<, und dann hat sie mich angesehen, und ich bin fast vom Stuhl gefallen, und mein Dad war immer noch ganz ratlos, und dann haben wir beide wie aus einem Munde gesagt: >Rozhat<, und er hat gesagt: >Scheiße, ja.< Und nachdem er den Hörer aufgelegt hatte, hat er einfach nur über sich selbst

den Kopf geschüttelt, und wir haben uns nicht mehr eingekriegt vor Lachen.«

Ich sehe, dass mein Dad lacht. Er lächelt hin und wieder, aber das ist wohl seit Prozessbeginn das erste Mal, dass ich ihn richtig lachen sehe. Auch die Geschworenen finden die Geschichte lustig, daher spreche ich sie direkt an. »Entschuldigen Sie meine Wortwahl vorhin, Sie wissen schon.«

»Also, Nat«, sagt Marta. »Sie wissen, dass ich Sie bitten werde, uns am Computer Ihres Vaters etwas zu demonstrieren?«

»Ja.«

»Wissen Sie auch, was genau das sein wird?«

»Nein.«

»Sie haben die Zeugenaussagen über Schredder-Software gehört, richtig?«

»Jawohl.«

»Haben Sie je Schredder-Software heruntergeladen?«

»Nein.«

»Haben Sie je mitbekommen, dass Ihr Dad Schredder-Software heruntergeladen hat?«

»Das ist ausgeschlossen.«

Brand erhebt Einspruch, und meine Antwort wird gestrichen.

»'tschuldigung«, sage ich zum Richter.

Der hebt freundlich eine Hand. »Einfach nur Frage beantworten«, sagt er.

»Also gut, Nat«, sagt Marta. »Ich möchte Sie bitten, den Zeugenstand zu verlassen und den Computer Ihres Vaters einzuschalten. Dann geben Sie bitte das Passwort ein, Rozhat, und wenn es funktioniert, laden Sie bitte die Schredder-Software herunter, die von der Anklagevertretung erwähnt wurde, um festzustellen, ob Sie diese anwenden können.«

»Einspruch«, sagt Brand.

Die Geschworenen müssen erneut aus dem Saal.

Brand wendet ein, dass die Tatsache, dass ich das Passwort kannte, nicht beweist, dass auch meine Mom es kannte, und selbst wenn ich Probleme haben sollte, die Schredder-Software zu benutzen, könnte mein Dad ja schließlich geübt haben.

Richter Yee entscheidet zu Martas Gunsten. »Zuerst wollen sehen, ob Passwort richtiges Passwort ist, weil Mrs Sabich dieses Passwort kannte. Und wenn Anklage behauptet, der Richter hat Schredder-Software benutzt, hat Verteidigung Recht zu zeigen, was dafür erforderlich ist. Falls junger Mr Sabich Probleme hat damit, kann Verteidigung nicht sagen, das Beweis, Richter muss Probleme gehabt haben. Aber Verteidigung kann anführen, das zu schwierig für Richter. Anklage kann Gegenargumente anführen. Okay, Geschworene können wieder reinkommen.«

Als alle wieder Platz genommen haben, stehe ich bereits vor dem Computer. Richter Yee ist von der Richterbank heruntergekommen, um den Vorgang besser beobachten zu können, und auch das gesamte Anklageteam drängt sich um mich. Marta

fragt den Richter, ob sie den Monitor zu den Geschworenen herumdrehen darf, was er erlaubt. Außerdem wird der Bildschirm auch auf die Leinwand neben dem Zeugenstand projiziert. Dann drücke ich den An-Knopf am Rechner, das Gerät erwacht surrend zum Leben und fährt hoch. Der Bildschirm leuchtet auf und fragt nach dem Passwort.

»Euer Ehren, wenn ich darf, möchte ich Mr Sabich bitten, als Passwort die Buchstaben R, O, Z, H, A, T einzutippen, mit Erlaubnis des Gerichts.«

»Machen Sie«, sagt der Richter.

Es funktioniert natürlich. Diese blecherne Melodie ertönt, und dann erscheint zu meiner Verblüffung eine Weihnachtskarte, die an meinen Dad adressiert ist. Ich merke, wie still es plötzlich im ganzen Saal wird.

Auf der Karte steht »Weihnachtsgrüße 2008«, und in ihrer Umrandung erscheint Zeile für Zeile ein animierter Schriftzug, und mit jedem Wort wird das Geraune unter den Zuschauern lauter.

Rosen sind rot

Veilchen sind blau

Du hast wieder Ärger

Denn ich war so schlau

Gruß – von wem, das weißt Du genau.

Kapitel 35

Tommy, 24. Juni 2009

Im ersten Moment hatte Tommy so ein Gefühl, das einen überfällt, wenn man merkt, dass ein Wasserrohr in der Wand geplatzt ist oder dass jemand, mit dem man gerade telefoniert, einen Herzinfarkt hat. Da ist was faul; mehr registriert man erst mal nicht. Das normale Leben hört schlagartig auf.

Während Tommy die Botschaft auf dem Monitor las, spürte er um sich Hektik ausbrechen. Die Geschworenen, die sich vorgebeugt hatten, um den Computer zu beobachten, waren von ihren Sitzen aufgestanden, um näher ranzukommen, und dann rückten mit ihnen auch einige Journalisten über die unsichtbare Grenze in den eigentlichen Gerichtsraum vor, damit sie alles mitbekamen. Das wiederum verführte etliche Zuschauer dazu, sich vorzuwagen, um festzustellen, was auf einmal los war. Die Sicherheitsbeamten eilten herbei und schrien sie an, wieder auf ihre Plätze zu gehen. Erst als das Geräusch von Richter Yees Hammer laut durch den Saal hallte, merkte Tommy, dass Yee, der heruntergekommen war, um sich die Demonstration anzusehen, wieder auf der Richterbank saß.

»Alle hinsetzen«, rief der Richter. »Alle auf Plätze.« Er ließ noch einmal den Hammer knallen und wiederholte seine Anweisung.

Alle zogen sich zurück, bis nur noch Rustys Sohn

verwirrt und allein vor der Richterbank stand, so nutzlos wie eine nackte Schaufensterpuppe in der Auslage eines Modegeschäfts. Nach einem Moment dirigierte Marta ihn zurück in den Zeugenstand. Der Richter schwang erneut den Hammer, um die Ordnung wiederherzustellen.

»Ruhe, bitte, Ruhe.« Die Aufregung hielt an, und Richter Yee, der nur selten hart durchgriff, schlug noch lauter mit dem Hammer und rief: »Ruhe, oder ich lasse Saal räumen. Ruhe!«

Darauf wurde der Saal zögerlich wie eine Grundschulklasse friedlich.

»Okay«, sagte der Richter. »Zuerst, Mr Sabich, Sie gehen bitte runter und sagen für Gerichtsschreiberin, was auf Computer ist, damit wir korrektes Protokoll haben. Okay?«

Nat trottete erneut zum Computer und beschrieb mit monotoner Stimme, was auf dem Bildschirm zu sehen war:

»Da ist eine Weihnachtskarte mit schwarzem Rand

und ein paar schwarzen Kränzen, wie zu Halloween. Darauf steht: >Weihnachtsgrüße 200<, und darunter ist ein Text.« Er las das kleine Gedicht vor.

»Okay«, sagte Richter Yee. »Okay. Ms Stern, wie möchten fortfahren?«

Nach kurzer Rücksprache mit ihrem Vater schlug Marta eine kurze Unterbrechung vor.

»Gute Idee«, sagte der Richter. »Anwälte bitte zu mir ins Richterzimmer.«

Die vier Anwälte folgten Yee durch die Tür neben der Richterbank und dann den Gang hinunter, der die Gerichtssäle von den Amtsräumen der Richter trennte. Stern hatte Mühe mitzukommen, und Tommy und Jim waren schnell sechs Meter vor ihm und seiner Tochter. Brand kochte vor Wut und murmelte die ganze Zeit: »Was für eine Scheiße.«

Für die Dauer des Prozesses standen Richter Yee die Räume von Malcolm Marsh zur Verfügung,

der für ein Jahr freigestellt war, um in Australien Prozesspraxis zu lehren. Richter Marsh war begeisterter Geiger, der zur Feier seines fünfundsechzigsten Geburtstages sogar mit dem Sinfonieorchester spielen durfte, und er hatte seine Diensträume mit gerahmten Schallplatten und signierten Notenblättern dekoriert. Richter Yee zog seine Robe aus und winkte den Anwälten, Platz zu nehmen, während er hinter Marshs Schreibtisch stehen blieb.

»Okay«, sagte Yee, »kann mir einer hier erklären, was gerade passiert ist?«

Längeres Schweigen trat ein, ehe Marta das Wort ergriff.

»Euer Ehren, allem Anschein nach hat jemand eine Nachricht auf Richter Sabichs Computer hinterlassen, ehe dieser beschlagnahmt wurde, und die Nachricht scheint anzudeuten, dass die Person, von der sie stammt, Richter Sabich diese Anklage angehängt hat.«

»So ein Schwachsinn«, sagte Brand.

Richter Yee hob mahnend einen Finger. »Bitte, Brand«, sagte er, und Jim entschuldigte sich mehrfach.

»Das war völlig unangemessen«, sagte er ein ums andere Mal.

»Was nun?«, fragte der Richter.

Schließlich sagte Marta: »Ich denke, wir sollten den Computer untersuchen lassen. Wir sollten die Experten beider Seiten kommen lassen, damit sie gemeinsam alle diagnostischen Tests vornehmen, die möglich sind, ohne die Daten zu verändern, und uns sagen können, wann diese Nachricht hinterlassen wurde und ob sie echt ist oder nicht.«

»Gut«, sagte Yee. Der Plan gefiel ihm. Die Sterns würden ihre beiden Computerfreaks schnellstmöglich kommen lassen, während die Anklagevertreter dasselbe mit Dr. Gorvetich machen würden. Brand und Marta gingen, um die Anrufe zu tätigen. Marta erreichte ihre Leute per Handy, Brand hingegen hatte Gorvetichs Nummer in seinem Büro auf der anderen Straßenseite, also

ging er rüber. In der Zwischenzeit bat Yee den Gerichtsdiener, die Geschworenen nach Hause zu schicken, und die Anwälte einigten sich darauf, erst einmal die Schlussfolgerungen der Experten abzuwarten. Der Computer würde im Gerichtssaal verbleiben, unter Aufsicht der Sicherheitsbeamten.

Auf dem Weg nach draußen lächelte Stern sein rätselhaftes kleines Lächeln in Tommys Richtung. Sandy sah wirklich besser aus, das Gesicht war etwas voller, und der Ausschlag heilte eindeutig ab. Genau im richtigen Moment, dachte Tommy. Verdammt, genau im richtigen Moment, sodass Sandy in die Kameras lächeln konnte, wenn er gewonnen hatte.

»Interessanter Fall«, sagte Stern.

Draußen im Gerichtssaal packten Tommy und Rory und Ruta den Prozesswagen voll. Brand achtete peinlich genau darauf, in welcher Reihenfolge er die Beweisstücke verstaute, und alle drei versuchten sie, es genauso

hinzubekommen, wie Jim es haben wollte, weil im Augenblick keinem von ihnen danach war, sich mit Brand anzulegen, wenn der sich mal wieder darüber aufregte, dass nicht alles so war, wie es seiner Meinung nach sein sollte.

Milo Gorvetich traf ein, als Tommy gerade zurück in die Staatsanwaltschaft gehen wollte. Milo war klein, kleiner als Tommy oder Stern, mit buschigem weißem Haar und einem vom Pfeiferauchen gelbfleckigen Ziegenbart. Brand war auf die Idee gekommen, ihn als Sachverständigen zu nehmen, weil er vor zwanzig Jahren mal ein Programmierseminar bei Milo absolviert hatte. Als erstes Mitglied der Footballmannschaft, das sich je in Gorvetichs Seminarraum blicken ließ, hatte Brand sich immerhin so gut geschlagen, dass er die Prüfung bestand. Aber jetzt war Gorvetich ein alter Mann. Er schwafelte und hatte seinen Schwung verloren. Sandys jungdynamische Cracks hatten ihn regelrecht vorgeführt, und mittlerweile war Tommy nicht mal mehr sicher, ob er ihm wirklich trauen konnte. Er erzählte Milo, was

passiert war, und die Augen des alten Burschen weiteten sich. Tommy fürchtete, dass er so gut wie keine Ahnung hatte.

Tommy ging zusammen mit den beiden Frauen rüber in die Staatsanwaltschaft. Brand war in seinem Büro, hatte die Füße auf den Schreibtisch gelegt und kaute wutschnaubend auf einem Strohhalm herum. Brand besaß viele der körperlichen Segnungen, um die Tommy andere Prozessanwälte jahrelang beneidet hatte. Er war groß und stattlich und gut aussehend und verströmte jene Aura von stählerner Kraft, die Geschworene bei Anklägern ganz besonders schätzten. Aber ihm fehlte eine körperliche Eigenschaft, die Tommy besaß, und die war nahezu unerlässlich, um Prozesse zu gewinnen, nämlich die Fähigkeit, ohne viel Schlaf auszukommen. Jim brauchte acht Stunden, und wenn er die nicht bekam, wurde er unleidlich wie ein kleines Kind. Offensichtlich hatte er gestern hier eine lange Nacht verbracht, mit den Technikern gearbeitet und versucht, sich

Gegenargumente für die neue Selbstmordtheorie der Verteidigung zu überlegen. Im Papierkorb neben seinem Schreibtisch lag die Zellophanverpackung des Imbisses, den er sich am Automaten gezogen hatte, zusammen mit den rosa Überresten der Einschweißfolie, die sie von Sabichs Computer gezogen hatten, ehe die Siegelbänder heute Morgen im Gerichtssaal entfernt worden waren.

»Das passt ja mal wie die Faust aufs Auge«, höhnte Brand. »Das Opfer kommt aus dem Totenreich zurück, um zu erklären, dass es dem Angeklagten die ganze Chose angehängt hat? Hör mir bloß auf. Im Ernst. Das ist ausgemachter Schwachsinn. Den einen Tag sagen die, es war Selbstmord. Den anderen Tag sagt sie, Ganz genau, und ich wollte ihn damit fertigmachen.«

Tommy setzte sich auf den Holzstuhl neben Brands Schreibtisch. Auf dem Tisch stand ein neues Foto von Jody und den Mädchen, und Tommy betrachtete es einen Moment.

»Hübsche Frauen«, sagte Tommy.

Brand lächelte schwach. Tommy sagte ihm, dass Gorvetich gekommen war.

»Was hat er gesagt?«, fragte Brand.

»Er hat gesagt, mit einem Blick auf den Kalenderclient müsste feststellbar sein, wann das Objekt erstellt wurde. Ich hab's nicht ganz kapiert, aber ich dachte, du vielleicht. Mit >Objekt< meint er die Karte?«

»Richtig.« Brand überlegte einen Moment, während er weiter auf seinem Strohhalm kaute. »Ich glaube, das Kalenderprogramm speichert das Datum, an dem das Objekt erstellt wurde, als Teil des Objekts. Ich glaube, das hat er mir auch schon am Telefon gesagt.«

»Aber wir hatten Rustys Computer doch seit November letzten Jahres unter Verschluss, oder?«

»Nicht ganz. Seit Anfang Dezember, um genau zu sein. Er war einen Monat im Berufungsgericht bei George Mason untergebracht, während wir uns

darüber gestritten haben, was wir uns ansehen dürfen und was nicht. Erinnerst du dich?«

Tommy erinnerte sich. Er hatte schon gefürchtet, die Berufungsrichter würden über die Straße marschiert kommen und das Bezirksgebäude belagern. Wenn man anfing, die Nase in ihre Angelegenheiten zu stecken, reagierten Richter ungefähr so selbstgerecht wie Sultane.

»Okay, aber falls die Karte echt ist -«

Brand unterbrach ihn. »Sie ist nicht echt.«

»Okay«, sagte Tommy. »Okay. Aber tun wir für den Moment mal so, als ob -«

»Sie ist nicht echt«, wiederholte Brand. Seine Nasenflügel bebten wie die Nüstern bei einem Stier. Er fand es unerträglich, dass sein Boss auch nur bereit war, die Möglichkeit in Erwägung zu ziehen. Aber das sagte schon alles. Entweder die Karte würde sich als Fälschung erweisen, und dann wäre Sabich erledigt, oder sie war echt, und dann bliebe ihnen wohl nichts anderes übrig, als

die Anklage fallen zu lassen. So einfach war das.

Tommy und Brand blieben eine Minute stumm so sitzen. Malvern, Tommys Assistentin, hatte ihn hereinkommen sehen und klopfte an, um ihm zu sagen, dass Dominga am Telefon war. Wahrscheinlich hatte sie in den Nachrichten von einer »dramatischen Entwicklung« im Fall Sabich gehört.

»Sag mir Bescheid, wenn du was von Gorvetich hörst«, sagte Tommy und stand auf.

Brands Telefon klingelte, und er nickte und griff zum Hörer. Tommy kam nicht bis zur Tür.

»Gorvetich«, sagte Brand hinter ihm. Er hatte einen Finger gehoben, als Molto sich umwandte.

Tommy sah zu, wie Jim lauschte. Seine dunklen Augen bewegten sich nicht, und sein ganzes Gesicht war in einem finsteren Blick erstarrt. Tommy war nicht sicher, ob Brand überhaupt atmete. »Okay«, sagte Brand. Dann wiederholte er mehrere Male: »Ich verstehe.« Am Ende knallte

Jimmy den Hörer auf die Gabel und schloss die Augen.

»Was ist?«, fragte Molto.

»Die sind mit der ersten Untersuchung durch.«

»Und?«

»Und das Objekt wurde einen Tag vor dem Tod von Barbara Sabich erstellt.« Jim nahm sich einen Moment Zeit, um zu atmen. »Es ist echt«, sagte Brand. Er trat gegen den Papierkorb neben seinem Schreibtisch, und dessen Inhalt flog heraus. »Es ist verdammt noch mal echt.«

Kapitel 36

Nat, 24. Juni 2009

Nachdem Richter Yee die Anwälte aus seinem Amtszimmer entlassen hat, kehren Marta und

mein Dad und Sandy und ich ins LeSueur Building zurück, wo wir uns in Sandys großem Büro versammeln. Sandy, der seit Wochen wie der lebende Tod wirkt, versucht jetzt, meinem Dad zuliebe seine Euphorie zu zügeln. Aber er hat irgendwas an sich, wodurch er wieder so wirkt, als wäre er ganz der Alte. Ständig leuchten die Lämpchen an seinem Telefon auf, weil Reporter anrufen, und er erklärt ihnen, dass die Verteidigung vorläufig keinen Kommentar abgibt. Schließlich ruft er seine Sekretärin herein und sagt ihr, sie soll keine Gespräche mehr durchstellen.

»Die fragen alle dasselbe«, sagt Sandy. »Ob wir meinen, dass Molto die Anklage fallen lässt.«

»Wird er das?«, frage ich.

»Bei Tommy weiß man nie. Brand würde ihn wahrscheinlich eher an seinen Stuhl fesseln, als dass er das zulässt.«

»Molto wird nicht aufgeben«, sagt Marta. »Wenn es hart auf hart kommt, lassen sie sich irgendeine durchgeknallte Theorie einfallen, wie Rusty das

selbst auf seinen Computer gezaubert hat.«

»Rusty ist schon seit vor der Anklageerhebung nicht mehr an den Computer rangekommen«, sagt Stern.

Er sieht meinen Vater an, der zusammengesunken in einem Sessel sitzt, zuhört, aber kaum etwas sagt. Seit anderthalb Stunden wirkt er von uns allen am tiefsten geschockt und in sich gekehrt. Vor Jahren habe ich im Rahmen eines Psychologieseminars mal eine psychiatrische Klinik besucht und dort einige Leute gesehen, an denen in den Fünfzigerjahren eine Lobotomie durchgeführt worden war. Ihnen fehlte ein Teil des Gehirns, und ihre Augen waren einige Zentimeter tiefer in die Höhlen gesunken. Mein Dad sieht jetzt ein bisschen so aus wie sie.

»Jede Theorie dieser Art würde nur peinlich für sie«, sagt Stern.

»Ich meine ja nur«, sagt Marta. »Und die Reporter gehen davon aus, dass es Barbara war?«

»Wer denn sonst?«, fragt Stern.

Diese Frage stelle ich mir schon seit anderthalb Stunden. Ich habe mich vor langer Zeit von dem Gedanken verabschiedet, meinen Vater oder meine Mutter wirklich verstehen zu können. Was sie füreinander oder in jenen Bereichen ihres Lebens waren, die mit meinem nicht in Berührung kamen, wird sich mir niemals erschließen. Es ist so, als würde man herausfinden wollen, wie irgendwelche Schauspieler hinter ihren Filmrollen in Wirklichkeit sind. Wie viel davon entspricht ihnen? Wie viel ist gespielt? Anna behauptet, dass es ihr mit ihrer Mom ähnlich ergeht.

Aber wenn ich mir die Frage stelle, ob ich es ernsthaft für möglich halte, dass meine Mutter sich umgebracht und alles so arrangiert hat, damit mein Vater für ihren Tod vor Gericht gestellt wird - wenn ich mich das frage, überfällt mich die grausame Erkenntnis, dass irgendein tief in meinem Inneren verborgenes Messinstrument diese Möglichkeit als absolut glaubwürdig einstuft.

Und es passt alles zusammen. Deshalb sind nur Fingerabdrücke von meinem Dad auf dem Phenelzinfläschchen. Deshalb hat sie ihn losgeschickt, um Wein und Käse zu kaufen. Deshalb wurden die Spuren der Phenelzinrecherchen auf seinem Computer nicht mit der Schredder-Software entfernt.

»Aber warum hat sie sich dann mit einem Mittel vergiftet, das als Todesursache leicht übersehen wird?«, fragt mein Vater. Das ist sein erster richtiger Beitrag zu dem Gespräch.

»Tja, ich glaube«, sagt Sandy - er verstummt, um kurz trocken zu husten -, »dass es so noch belastender ist. Und natürlich verweist es irgendwie auf den Fall Harnason, bei dem Sie den Vorsitz hatten und über den Barbara gut informiert war.«

»Es ist nur dann belastend«, entgegnet mein Vater, »wenn es entdeckt wird.«

»Auftritt Tommy Molto«, antwortet Stern. »Bei eurer Vergangenheit, würde Tommy da tatsächlich

zulassen, dass der vorzeitige Tod einer weiteren Frau, die Ihnen nahesteht, ohne gründliche Ermittlung zu den Akten gelegt wird? Barbara hat Tommy zweifellos als Ihren eingeschworenen Feind betrachtet.«

Mein Vater schüttelt einmal kurz den Kopf. Anders als seine Anwälte ist er nicht vollständig überzeugt.

»Warum hat sie nicht ihren Namen druntergesetzt?«, fragt er.

»Weil es auch so offensichtlich ist, oder?«

»Und wieso hängt sie mir die Sache zuerst an und holt mich dann so wieder raus aus der Patsche?«

Sandy blickt mich an, nicht um zu sehen, wie ich reagiere, sondern als Demonstration.

»Rusty, Sie wieder auf die Anklagebank zu bringen war eine exquisite Vergeltung für Ihre Untreue. Aber Sie für den Rest Ihres Lebens hinter Gitter zu bringen, das wäre zu weit gegangen, vor allem mit Rücksicht auf Nat.«

Mein Vater denkt darüber nach. Sein Verstand arbeitet offensichtlich langsamer als sonst.

»Es ist ein Trick«, sagt mein Vater dann. »Wenn es von Barbara stammt, ist es ein Trick. Wie mit unsichtbarer Tinte. Sobald wir uns drauf verlassen, tut sich irgendwas auf, was wir jetzt übersehen.«

»Tja«, sagte Sandy, »das mussten aber dann Matteus und Ryzard rausfinden können.« Er ist der Einzige, der sich weigert, die beiden Computerexperten Hans und Franz zu nennen.

»Die werden nicht besser sein als sie«, sagt mein Vater mit Nachdruck.

Mein Dad besänftigte meine Mom stets, indem er sie mit Komplimenten überhäufte. Über ihre Kochkünste. Ihr Aussehen. Ich glaube, sie waren alle ehrlich gemeint, wenngleich es ihn im Grunde ärgerte, dass sie überhaupt Lob brauchte. Aber eines sagte er immer mit absoluter Aufrichtigkeit: »Barbara Bernstein ist der intelligenteste Mensch, den ich kenne.« Daher geht er jetzt davon aus, dass sie jedem hier im Raum gedanklich voraus war. Es

ist beinahe rührend, würde sich dahinter nicht die Überzeugung verbergen, dass die Absichten meiner Mutter letztlich längst nicht so gutartig waren, wie Stern soeben vermutet hat. Sie hatte nicht bloß vor, ihm Angst einzujagen, meint mein Dad. Sie spielt noch aus dem Grab heraus ein bösartiges Spiel mit ihm.

Etwa zehn Minuten später meldet Sandys Sekretärin, dass Hans am Telefon ist. Die Experten sind mit der Untersuchung des Computers fertig. Selbst Gorvetich hält die Weihnachtskarte für echt. Sie wurde an dem Nachmittag erstellt, bevor meine Mom starb, allem Anschein nach nur wenige Minuten, ehe Anna und ich zum Abendessen kamen. Stern informiert das Büro des Richters, und alle Anwälte werden zurück zum Gericht beordert, damit die drei Computerexperten Richter Yee Bericht erstatten können. Wir brechen auf und steigen unten in der Garage in Sandys Cadillac, um das kurze Stück zurückzufahren.

»Schlechter Tag für Tommy«, sagt Marta. »Ich

hätte gern sein Gesicht gesehen, als Gorvetich ihm gesagt hat, dass die Karte echt ist.«

Jeder in Sterns Büro war davon ausgegangen, dass die Experten zu diesem Urteil gelangen würden. Wir wussten alle, dass mein Dad weder die Zeit noch die technischen Fähigkeiten hatte, so etwas zu inszenieren.

Der Gerichtssaal wirkt wie eine Geisterstadt, als wir dort ankommen. Wochenlang herrschte hier heilloses Gedränge, die Bänke im Zuschauerraum waren bis auf den letzten Platz besetzt, doch anscheinend haben weder die Reporter noch die Hobbyjuristen, die sich auf der Suche nach Zerstreuung interessante Prozesse anschauen, schon erfahren, dass sich etwas tut. Marta und Sandy gehen zu Hans und Franz und sprechen kurz mit ihnen, werden aber unterbrochen, als Richter Yee hereinkommt.

Dr. Gorvetich ist knapp über ein Meter sechzig groß, hat krauses weißes Haar, das aus verschiedenen Stellen seiner Kopfhaut sprießt,

einen zotteligen Ziegenbart und einen üppigen Bauch, der nicht mehr in sein billiges Sportjackett passt. Er ist in Turnschuhen hier aufgetaucht, was wohl damit zu entschuldigen ist, dass er so kurzfristig herbeizitiert wurde. Auch Hans und Franz tragen Freizeitkleidung. Matteus ist älter und größer, aber sie sind beide schlank und fit und modisch gestylt. Ihre Hemden hängen über den Designerjeans, und ihr Haar ist gegelt. Die Anwälte haben sich darauf geeinigt, dass Gorvetich mit dem Richter sprechen soll - schließlich müssen seine Auftraggeber hier die bittere Pille schlucken.

Die Weihnachtskarte, so erklärt er, ist eine herkömmliche Grafikdatei, die in Zusammenhang mit einem Hinweis geöffnet wird, der am Neujahrstag 2009 angezeigt werden sollte. Das erklärt, warum die Sachverständigen beider Seiten bei den verschiedenen forensischen Untersuchungen des Computers, die Anfang Dezember durchgeführt wurden, nicht auf die Karte aufmerksam wurden.

Die Tatsache, dass die Botschaft für die Zeit nach Weihnachten gedacht war, spricht für mich Bände, denn dann herrschte bei mir zu Hause immer schon eine brisante Stimmung. Meine Mutter war jüdisch erzogen worden und entzündete jedes Jahr mit mir Chanukkakerzen, aber das geschah hauptsächlich aus Trotz. Meine Mom mochte generell keine religiösen Feste, und aus irgendwelchen Gründen war ihr Weihnachten ganz besonders verhasst. Für meinen Dad war Weihnachten dagegen in seiner Kindheit einer der wenigen Lichtblicke im Jahr gewesen, und er freute sich auch als Erwachsener darauf. Vielleicht war für meine Mutter das Schlimmste dabei, dass die Serben Weihnachten erst am 7. Januar feiern, was bedeutete, dass die Weihnachtszeit sich scheinbar endlos lang hinzog. Ganz besonders zuwider waren ihr die traditionellen Weihnachtsessen, zu denen wir regelmäßig von den verrückten serbischen Vettern meines Vaters eingeladen wurden, weil es unweigerlich Schweinebraten gab, die Feste oft unter der Woche stattfanden, wenn ich am nächsten Tag zur Schule

musste, und weil alle sich mit Slibowitz betranken. Meistens herrschte anschließend bis in den Februar hinein Funkstille zwischen ihr und meinem Dad.

»Wir haben die Registrierungsdateien auf dem Computer überprüft und dabei besonders die .pst-Datei unter die Lupe genommen, die die Kalenderobjekte enthält«, erklärt Gorvetich. »Das Erstellungsdatum für ein Objekt ist in dem Objekt selbst enthalten. Die .pst-Datei gibt zudem das Datum an, wann das Kalenderprogramm zuletzt in irgendeiner Weise genutzt wurde, auch wenn es lediglich geöffnet wurde. Das angegebene Erstellungsdatum für das fragliche Objekt ist der 28. September 2008, die Uhrzeit 17.37 Uhr.

Ich kann dem Gericht also zum jetzigen Zeitpunkt sagen, dass das Objekt allem Anschein nach echt ist. Da die Datei heute Morgen im Gericht geöffnet wurde, wovon ich abgeraten hätte, zeigt die .pst-Datei nun leider das heutige Datum an. Aber wir haben alle unsere Unterlagen durchgesehen, und als beide Parteien den Computer im Herbst vergangenen Jahres überprüften und ein

Festplattenimage erstellten, zeigte die .pst-Datei den 30. Oktober 2008 an, also ein Datum, das einige Tage vor der Beschlagnahmung des Computers lag. Wie ich schon in meiner Zeugenaussage bemerkte, enthält das Register nach dem Benutzen einer Schredder-Software Datenmüll, aber der wurde von beiden Parteien festgestellt, als sie das Festplattenimage im Dezember untersuchten.«

Tommy Molto erhebt sich. »Euer Ehren, darf ich eine Frage stellen?«

Yee hebt eine Hand.

»Könnte jemand nach Oktober irgendwie an den Computer rangekommen sein, die Uhr zurückgestellt und diese Karte angelegt haben?«, fragt Molto.

Brand weiß offensichtlich, dass das unmöglich ist, und greift nach seinem Boss. Hans und Franz reagieren beide mit Kopfschütteln, und Gorvetich verneint die Frage.

»So funktioniert das Programm nicht. Um eine ordnungsgemäße Kalenderfunktion zu sichern, kann die Uhr innerhalb des Programms nicht zurückgestellt werden.«

Richter Yee klopft mit seinem Stift auf die Kladde vor ihm auf der Richterbank.

»Mr Molto«, sagt er schließlich, »wie geht es jetzt weiter?«

Tommy steht auf. »Euer Ehren, wenn Sie gestatten, werden wir uns das bis morgen überlegen.«

»Okay«, sagt der Richter. »Neun Uhr zum Gespräch. Geschworene in Bereitschaft.« Er lässt seinen Hammer knallen.

Ich komme auf die Beine und warte, um mit meinem Vater rauszugehen. Obwohl er morgen wahrscheinlich freikommt, blickt mein Dad, das ewige Rätsel, immer noch ernst.

Kapitel 37

Tommy, 25. Juni 2009

»Estoy embarazada.« Als er am Donnerstagmorgen vom Parkhaus zu seinem Büro ging, durchströmten Tommy noch immer diese Worte und der schüchterne Stolz, mit dem seine Frau sie ausgesprochen hatte. »Estoy embarazada«, hatte Dominga gesagt, als Tommy gestern, nachdem er Brands Büro verlassen hatte, den Hörer abnahm. Ihre Periode war immer unregelmäßig gewesen, und Tommy und sie hatten es schon eine Weile probiert, weil sie fanden, dass Tomaso kein Einzelkind bleiben sollte. Aber irgendwie hatte es nie geklappt. Was nicht weiter schlimm war. Tommy war schon mehr vom Glück gesegnet worden, als er je zu hoffen gewagt hatte. Doch jetzt war sie embarazada, in der sechsten Woche, wieder ein neues Leben in ihr.

Genau aus diesem Grund hatte Tommy immer

gewusst, dass es einen Gott gab. Man könnte es Zufall nennen, dass seine Frau ihn ausgerechnet in dem Moment mit ihrer Schwangerschaft überraschte, als er erfuhr, dass es ihm auch diesmal nicht gelingen würde, Rusty Sabich zu überführen. Aber ergab das wirklich Sinn, dass die Dinge sich einfach so fügten, mit genug Freude, um jeden Kummer aufzuwiegen?

Er war gestern früher als sonst und einigermaßen im Frieden mit sich nach Hause gefahren, und er hatte gefeiert, indem er das Zusammensein mit seiner Frau und seinem Sohn genoss, bis sie schlafen gingen. Dann war er um drei Uhr morgens aufgewacht, um zu grübeln. Während er so im Dunkeln in ihrem Haus saß, das jetzt wahrscheinlich zu klein für sie wurde, überfielen ihn Zweifel, die er verdrängt hatte, als die Aussicht auf ein weiteres Baby noch vage war. Sollte ein Mann in seinem Alter tatsächlich noch ein weiteres Kind haben - ein Mädchen, wie Tommy seiner Frau zuliebe hoffte -, das seinen Vater vermutlich beerdigen würde, wenn es im Teenageralter wäre

oder spätestens mit Anfang zwanzig? Tommy wusste es nicht. Er liebte Dominga, geradezu verzweifelt, und alles andere ergab sich daraus, unvermeidlich, selbst wenn sein jetziges Leben kaum noch Ähnlichkeit mit dem hatte, das er sich die fast sechzig Jahre zuvor ausgemalt hatte. Du folgst deinem Herzen in Richtung auf das Gute und akzeptierst, was dann passiert.

Auch im Hinblick auf Rusty hatte er das Richtige getan. Nachdem er fast einen Tag Zeit zum Nachdenken gehabt hatte, war Tommy zu dem Schluss gekommen, dass es für alle das Beste war, den Fall jetzt zu beenden. Die Staatsanwaltschaft war ausgerechnet vom Opfer hinters Licht geführt worden. Keiner würde ihnen je einen Vorwurf machen können. Rusty würde freikommen, aber was er durchgemacht hatte, war nicht auf Tommys böse Absicht zurückzuführen, sondern auf den chaotischen Mist, den Rusty in seiner eigenen chaotischen Ehe angerichtet hatte. Wenn man richtig darüber nachdachte, war es eigentlich Sabich, der sich entschuldigen sollte. Aber da

konnten sie wohl lange warten.

Das Problem würde Brand sein, der nach der Besprechung mit Richter Yee angefangen hatte, neu zu argumentieren. Selbst wenn die Weihnachtskarte echt war, so hatte er gesagt, könnte keiner beweisen, dass Rusty sie nicht letztes Jahr im September selbst erstellt hatte. Immerhin war sie auf seinem Computer. Sabich hatte den Mord an Barbara geplant und gehofft, er würde als natürlicher Tod durchgehen, aber für den Fall, dass irgendwer das durchschaute, hatte er sich zusätzlich mit der Version abgesichert, dass seine Frau Selbstmord begangen hatte, den sie ihm als Mord in die Schuhe schieben wollte.

Angesichts der Lage der Dinge könnte Jimmy sogar recht haben. Wer beging schon Selbstmord, um jemand anderen dranzukriegen? Aber Tommy hatte Brand schon vor langer Zeit etwas Entscheidendes gesagt: Rusty Sabich war zu schlau und Tommy gegenüber zu vorsichtig, um seine Frau zu töten, es sei denn, er fand einen Weg, der seine Verurteilung praktisch unmöglich machte.

Selbst wenn Sabich das alles so inszeniert hatte, Fakt blieb, dass er die besseren Argumente hatte. Konnte er die Weihnachtskarte erstellt und seine Abdrücke auf dem Phenelzin und die Internetrecherchen auf seinem Computer hinterlassen haben? Tommy und Brand konnten einpacken. Wenn sie versuchten, die neue Beweislage zu erklären, mussten sie ihre Theorie um eine weitere Etage aufstocken, dabei hatten sie das Haus bereits gebaut und die Geschworenen darin herumgeführt. Klar, wenn ihnen erlaubt worden wäre, den Beweis dafür anzutreten, dass Rusty bereits einmal ungestraft eine Frau getötet hatte, dann hätten die Geschworenen ihnen vielleicht geglaubt, dass er einen weiteren Mord derart minutiös geplant hatte. Aber in dieser Phase des Prozesses würde Yee seine Entscheidung nicht mehr revidieren. Und nach bisheriger Lesart war ja nicht Rusty, sondern Barbara der Computerfreak, der wusste, wie man die Karte im September säte, damit sie am Ende des Jahres erblühte.

Falls die Staatsanwaltschaft weiter auf ihrer

Anklage beharrte, würde Yee sie wahrscheinlich anstandslos abweisen. Das war dem Richter gestern am Gesicht abzulesen gewesen. Sie konnten natürlich versuchen, ihn davon zu überzeugen, dass die Geschworenen ein Urteil fällen sollten, da ausschließlich ihnen das Recht oblag, zu entscheiden, welchen Zeugen zu glauben war. Doch Yee würde das durchschauen. Das Problem war nicht die Glaubwürdigkeit der Zeugen. Nein, die Ankläger konnten nicht zweifelsfrei beweisen, dass hier kein Suizid, sondern ein Mord vorlag. Das Ganze war eine Nullmenge, wie die Mathematiker sagen würden - die Beweise liefen ins Leere.

Somit standen sie, wo sie standen. Wenn sie die Anklage jetzt fallen ließen, wären sie die Guten, die nur ihre Arbeit getan und aus den Beweisen die vermeintlich offensichtlichen Schlüsse gezogen hatten. Wenn sie weitermachten, wie Brand das mit Sicherheit wollte, wären sie fanatische Glaubenskrieger, die unfähig waren, die Wahrheit zu akzeptieren.

Inzwischen war Tommy, nachdem er noch einmal alles durchdacht hatte, was er in der Nacht zuvor erwogen hatte, in der Marmorlobby des alten Bezirksgebäudes angekommen und grüßte die bekannten Gesichter, die zur Arbeit eintrafen. Niemand kam rüber, um mit ihm zu plaudern, was ein Zeichen dafür war, welch tiefe Spuren die Berichterstattung in den Abendnachrichten hinterlassen hatte. Goldy, der Fahrstuhlführer, der schon alt ausgesehen hatte, als Tommy vor dreißig Jahren hier angetreten war, brachte ihn nach oben, und er betrat das Büro.

Am Ende des langen dämmrigen Gangs sah er Brand, der auf ihn wartete. Es würde ein schwieriges Gespräch werden, und als Molto auf ihn zuging, suchte er schon nach Worten und wünschte, er hätte sich besser überlegt, was er einem Mann sagen würde, der nicht bloß sein loyalster Staatsanwalt war, sondern auch sein bester Freund. Als Tommy noch etwa fünfzehn Meter entfernt war, fing Brand plötzlich an zu tanzen.

Tommy blieb verdutzt stehen und beobachtete Jim, der Hip-Hop-Schritte machte, wie sie Profifootballer in der Endzone vollführten. Er kannte Brand gut genug, um sich denken zu können, dass Jim, dem in seiner aktiven Zeit so mancher Touchdown gelungen war, diese Schritte vor dem Badezimmerspiegel geübt hatte, während er bedauerte, eine Generation zu früh geboren zu sein.

Brand tänzelte Tommy jetzt entgegen, und als er näher kam, hörte Molto ihn singen, auch wenn es keine richtige Melodie war. Jedes Mal wenn er von einem Fuß auf den anderen hüpfte stieß er ein paar Worte aus.

»Rus-ty.

Weg mit dir.

Rus-ty.

Weg mit dir.

Rus-ty.

Ab mit dir.

Rus-ty.

Ab mit dir.

Rus-ty.

Ab in den Knast.«

Obwohl er ziemlich aus dem Rhythmus gekommen war, schmetterte er die letzte Zeile aus vollem Hals, die Arme weit ausgebreitet. Einige Sekretärinnen, Ermittler und Staatsanwälte waren stehen geblieben, um sich den Auftritt anzuschauen.

»Zugabe«, sagte einer von ihnen trocken, und der ganze Flur lachte los.

»Was ist passiert?«, fragte Molto.

Brand war zu aufgekratzt für Erklärungen. Mit einem breiten Lächeln kam er auf Tommy zu und beugte sich vor, um seinen gut zwanzig Zentimeter kleineren Boss kräftig zu umarmen. Dann schob er den Oberstaatsanwalt in dessen

Büro, wo schon jemand wartete. Es war Gorvetich, der Tommy irgendwie an eine zottelige Version des alten Edward G. Robinson erinnerte.

»Sagen Sie's ihm«, forderte Brand den Professor auf. »Milo hatte gestern Abend noch eine wunderbare Idee.«

Gorvetich kraulte kurz seinen gelblichen Ziegenbart. »Im Grunde ist Jim darauf gekommen«, sagte er.

»Von wegen«, sagte Brand.

»Wer auch immer«, sagte Tommy. »Ihr könnt euch den Nobelpreis ja dann teilen. Worum geht's?«

Gorvetich zuckte die Achseln. »Tom, erinnern Sie sich, als wir uns kennenlernten, hatten Sie gerade Riesenärger mit den Richtern vom Berufungsgericht?«

Tommy nickte. »Die wollten nicht, dass wir Einblick in vertrauliche Gerichtsdokumente auf Rustys Computer nahmen.«

»Richtig. Und deshalb haben wir ein Festplattenimage gemacht -«

»Eine Kopie«, sagte Molto.

»Eine exakte Kopie. Und den Computer selbst haben wir dann an den dortigen Chefrichter übergeben.«

»Mason.«

»Richter Mason. Also, Jim und ich haben uns gestern Abend noch unterhalten und beschlossen, dass wir uns, um bei dieser Weihnachtskarte auf Nummer sicher zu gehen, noch einmal das Image ankucken sollten, das wir im letzten November von Sabichs Festplatte gemacht haben, gleich nachdem Sie den Computer beschlagnahmen ließen. Und das haben wir dann auch getan. Und das Objekt, die Karte, ist nicht drauf.«

Tommy setzte sich in seinen großen Sessel und starrte die beiden an. Seine erste Reaktion war, Gorvetich zu misstrauen. Der alte Mann war Brand nicht gewachsen und hatte sich vielleicht

von seinem ehemaligen Studenten zu einem schwerwiegenden Fehler drängen lassen.

»Ich dachte, die Karte wurde letztes Jahr im September einen Tag vor Barbaras Tod erstellt?«, fragte Molto.

»Das dachte ich auch«, sagte Gorvetich. »Den Anschein erweckt sie ja auch. Aber das stimmt nicht. Weil sie nicht auf dem Image ist. Sie wurde auf dem Computer platziert, nachdem der beschlagnahmt worden war.«

»Wann?«

»Tja, das weiß ich nicht. Weil die .pst-Datei jetzt das Datum von gestern trägt.«

»Weil die Verteidigung die Datei geöffnet hat, als sie den Computer im Gericht einschaltete«, sagte Brand. Er war im Augenblick einfach zu glücklich, um Tommy unter die Nase zu reiben, dass er ihn davor gewarnt hatte, den Sterns das zu erlauben.

»Genau«, sagte Gorvetich. »Aber die Karte muss in dem Monat angelegt worden sein, als der PC bei

Richter Mason war. Gleich an dem Tag, als Richter Yee anordnete, dass der Rechner in unseren Gewahrsam zurückgegeben werden sollte, wurde er in Richter Masons Amtszimmer versiegelt und in Folie eingeschweißt.«

Tommy dachte nach. Auf einmal fiel ihm Sterns Kommentar von gestern wieder ein. »Interessanter Fall.«

»Wo wurde das Image aufbewahrt?«

»Das Festplattenimage wurde auf einer externen Festplatte im Beweismittelraum aufbewahrt. Jim hat sie gestern Abend herausgeholt und eine Kopie für mich gebrannt.«

Das gefiel Tommy ganz und gar nicht. »Sandys Leute waren nicht dabei?«

Brand schaltete sich ein. »Falls du befürchtest, die könnten behaupten, wir hätten das Image manipuliert, kann ich dich beruhigen. Die haben damals auch eine Kopie davon bekommen und können sich ihre Kopie selbst ansehen. Die Karte

ist nicht drauf.«

Gorvetich erklärte, dass das Image mit einem Programm namens Evidence Tool Kit erstellt worden war. Die Algorithmen der Software waren geschützt, und das Image konnte daher auch nur mit dieser Software gelesen werden, die einen Schreibschutz enthielt, weshalb es unmöglich war, ein einmal erstelltes Image zu verändern.

»Ich garantiere Ihnen, Tommy«, sagte Gorvetich, »Rusty Sabich hat eine Möglichkeit gefunden, die Karte auf seinen Computer zu bringen.«

Molto fragte, wie Rusty das gemacht haben könnte. Gorvetich war nicht sicher, aber nach einer schlaflosen Nacht hatte er immerhin eine Arbeitstheorie entwickelt. Es gab eine Software namens Office Spy, die Erfindung eines Hackers, die inzwischen als Internet-Shareware erhältlich war und die Möglichkeit bot, in ein Kalenderprogramm zu gehen und die dort gespeicherten Objekte zu verändern. Man konnte das Datum zurücksetzen, verfängliche Einträge

aus dem Kalender eliminieren und Namen von Personen tilgen - oder hinzufügen -, die an einem wichtigen Meeting teilgenommen hatten. Nachdem das neue Objekt - in diesem Fall die Weihnachtskarte - auf Sabichs Computer erstellt worden war, musste Office Spy mit einer Schredder-Software von der Festplatte entfernt worden sein. Anschließend war diese Schredder-Software ebenfalls gelöscht worden, was manuelle Änderungen in den Registrierungsdateien erforderte. Abgesehen davon, dass das Objekt - die Karte - in dem Image vom letzten Herbst fehlte, hatte Gorvetich nun, da er den genauen Vergleich angestellt hatte, auch feine Unterschiede in dem nach Anwendung der Schredder-Software verbliebenen Datenmüll auf mehreren freien Festplattensektoren festgestellt. Das legte die Vermutung nahe, dass zweimal eine Schredder-Software heruntergeladen und eingesetzt worden war, nämlich einmal vor Barbaras Tod und einmal nach der ersten Beschlagnahmung des Computers.

»Ich dachte, Mason hatte den Computer in sicherer

Verwahrung.«

»Hatte er auch. Oder dachte es zumindest«, sagte Gorvetich.

»Ich meine, Herrgott noch mal, Boss. Rusty war dreizehn Jahre lang da Chefrichter. Denkst du denn, der hatte nicht sämtliche Schlüssel, um überall reinzukommen? Wir hätten diese verdammte Festplatte gleich überprüfen sollen, als wir den Rechner zurückbekamen, aber Mason hat gesagt, er hätte alles protokolliert, was Rustys Leute sich angesehen haben, und Yee hatte ja als Bedingung für die Rückgabe an uns angeordnet, dass der Computer versiegelt wird. Darüber hat er nicht mit sich reden lassen.«

Tommy rekapitulierte das Ganze noch einmal. Barbara hatte die Weihnachtskarte nicht erstellt, weil Barbara zu dem Zeitpunkt bereits tot war. Und die einzige Person, die einen Nutzen davon hatte, die Karte in den Kalender einzufügen, war Rusty Sabich. Jener Rusty, der doch angeblich keine Ahnung von Computern hatte.

Endlich lachte Tommy laut auf. Weniger vor Freude als vor Erstaunen.

»Mannomann, ich freu mich auf mein Gespräch mit diesem arroganten kleinen Argentinier«, sagte Molto. »Mannomann«, wiederholte er.

Mitten im Raum hob Brand, der sich die ganze Zeit nicht hingesetzt hatte, beide Hände.

»Lust auf ein Tänzchen?«, fragte er.

Kapitel 38

Nat, 25 Juni 2009

Gnau wie Marta prophezeit hat, warten die Anklagevertreter heute Morgen mit einer neuen Theorie auf, nach der mein Dad schuldig ist. Jim Brand erhebt sich und erklärt Richter Yee, dass die Anklage über Nacht befunden hat, die Weihnachtskarte sei eine Fälschung.

»Euer Ehren!«, protestiert Sandy von seinem Platz

aus. In seinem schwerfälligen Bemühen, möglichst schnell aufzustehen, hangelt er wie eine Zeichentrickfigur mit den Händen herum. Schließlich hilft ihm Marta auf die Beine. »Selbst der Sachverständige der Anklage hat gestern eingeräumt, dass dieses sogenannte Objekt echt ist.«

»Da hatten wir auch das Image noch nicht überprüft«, entgegnet Brand. Er ruft den aufgeblasenen kleinen Professor Gorvetich auf, der seine neuen Erkenntnisse vorträgt. Noch ehe Gorvetich fertig ist, tastet Marta in ihrer Handtasche nach ihrem Handy und stürmt aus dem Saal, um Hans und Franz anzurufen.

Richter Yee ist offensichtlich mit seiner Geduld am Ende. Sein Stift begann etwa in der Mitte von Gorvetichs Vortrag zu wippen.

»Leute«, sagt er schließlich, »was machen wir hier? Junger Mr Sabich sollte im Zeugenstand sein. Die Geschworenen warten an ihren Telefonen. Verhandeln wir nun weiter oder nicht?«

»Euer Ehren«, sagt Stern, »ich hatte gehofft, die Anklagevertretung würde heute die Einstellung des Verfahrens beantragen. Ich bin fassungslos. Darf ich fragen, ob Sie tatsächlich vorhaben, Ihre neue Theorie über die Karte mit Beweisen zu belegen?«

»Darauf können Sie wetten«, antwortet Brand. »Das war Irreführung des Gerichts.«

Stern schüttelt traurig den Kopf. »Die Verteidigung muss mit ihrer Erwiderung offensichtlich warten, bis wir selbst eine Untersuchung vorgenommen haben.«

Wir kehren alle zurück in die Kanzlei der Sterns, wo wir auf Nachricht von Hans und Franz warten, die eine Kopie des Festplattenimage in ihren Büroräumen aufbewahren. In der Zwischenzeit rufe ich Anna an, um ihr zu erzählen, was vorgeht. Sie war die ganze Zeit der Meinung, dass Tommy Molto notfalls auch betrügen würde, um zu gewinnen, und sie ist überzeugt, dass er das jetzt wieder versucht.

»Die Katze lässt das Mausen nicht«, sagt Anna. Gestern Nacht hat sie ebenso wie Marta vorhergesagt, dass Molto sich irgendwas einfallen lassen würde, um die Einstellung des Verfahrens zu verhindern.

Eine Stunde später tauchen Hans und Franz in der Kanzlei auf, beide ganz ähnlich gekleidet wie gestern, mit Designerjeans und gegeltem Haar. Anscheinend ziehen die Jungs jede Nacht bis zur Sperrstunde durch die Bars, und sie sehen aus, als hätte Marta sie aus dem Bett geholt.

»Sogar eine kaputte Uhr geht zweimal am Tag richtig«, sagt Hans, der größere der beiden. »Gorvetich hat recht.«

»Die Karte ist nicht auf dem Image?«, fragt Marta. Sie hat ihre Pumps ausgezogen und die gedrungenen Füße in ihrer Strumpfhose auf einen der Couchtische im Büro ihres Vaters gelegt, und jetzt kippt sie fast um. Ich stöhne laut auf. Ich bin es satt, nie zu wissen, was ich glauben kann. Mein Vater reagiert als Letzter und stößt ein schrilles

Lachen aus.

»Das war Barbara«, sagt er. Er legt die Finger an den Nasenrücken und dreht völlig verwundert den Kopf hin und her. Die Idee scheint grotesk, aber ich habe trotzdem sofort das Gefühl, dass er recht haben könnte. »Sie hat irgendwie rausgekriegt, wie sie das machen kann, ohne dass die Karte auf dem Image erscheint.«

»Wäre das möglich?«, fragt Marta die beiden Experten. »Könnte sie sozusagen unsichtbare Tinte benutzt und dieses Objekt so angelegt haben, dass es nicht kopiert wird?«

Hans schüttelt den Kopf, sucht aber dann mit einem Seitenblick Bestätigung bei seinem Bruder. Auch der schüttelt nachdrücklich den Kopf.

»Ausgeschlossen«, sagt Ryzard. »Diese Software, Evidence Kit Tool, die ist das Nonplusultra, Mann. Industriestandard. Macht exakte Kopien. Ist schon tausendmal in tausend Fällen eingesetzt worden, ohne dass je Abweichungen registriert wurden.«

»Sie haben Barbara nicht gekannt«, sagt mein Vater.

»Richter Sabich«, sagt Franz, »ich habe eine Exfrau. Bei der hab ich auch manchmal das Gefühl, dass sie übersinnliche Kräfte hat, vor allem wenn ich mal etwas mehr verdiene. Da verklagt sie mich schon auf noch mehr Unterhalt, ehe ich den Scheck überhaupt eingelöst hab.«

»Sie haben Barbara nicht gekannt«, wiederholt mein Vater.

»Richter Sabich, glauben Sie mir«, sagt Franz. »Sie hätte genau wissen müssen, welche Software verwendet wird -«

»Gerade haben Sie gesagt, die ist Industriestandard.«

»Für sechzig Prozent des Marktes. Aber nicht für hundert. Dann hätte sie die Algorithmen knacken müssen. Und ein komplettes Gegenprogramm installieren, das beim Start aktiviert wird. Und das auf dem Image nirgendwo auftaucht. Oder auf der

Festplatte, als wir sie uns gestern angeschaut haben. Ich meine, echt, Sie könnten sämtliche Computerfreaks im Silicon Valley zusammentrommeln, und die würden das nicht hinkriegen. Das ist von vorne bis hinten unmöglich.«

Mein Vater betrachtet Franz mit diesem betäubten, starren Blick, den ich in letzter Zeit so oft bei meinem Dad sehe.

»Also wann könnte die Karte erstellt worden sein?«, fragt Marta.

Franz sieht zu Hans rüber, und der zuckt die Achseln.

»Kann nur passiert sein, als der Computer drüben im Büro von dem anderen Richter war.«

»Richter Mason? Wieso? Wieso nicht noch später?«

»Ey, der ganze Computer war bis gestern versiegelt und in Folie eingeschweißt und abgezeichnet. Haben Sie doch selbst gesehen. Gorvetich hat uns die Siegelbänder sogar noch mal

gezeigt, ehe die vor Gericht geöffnet wurden, damit wir ihm bestätigen, dass es die Originalsiegel waren. Und dann erst haben Matteus und Gorvetich und ich gemeinsam das letzte Siegelband abgezogen und den Monitor und den Rechner verbunden.«

»Könnten sie die Einschweißfolie und die Siegelbänder entfernt und den Rechner dann neu verpackt haben?«

Hans und Franz erklären, warum das unmöglich ist — auf dem Siegelband erscheint der blaue Schriftzug »beschädigt«, sobald es abgezogen wird -, doch sie werden von Sandy unterbrochen.

»Gemeinhin manipulieren Ankläger keine Beweismittel, um Hinweise auf die Unschuld des Angeklagten zu hinterlassen. Falls die Karte eine Fälschung ist, werden uns Richter und Geschworene wohl kaum abnehmen, dass sie das Werk der Anklagevertretung ist. Entweder wir bleiben bei Rustys Theorie, dass es Barbara war, oder wir finden eine andere Erklärung, warum das

Festplattenimage nicht alles aufgenommen hat, was da war.«

»Kann nicht sein«, antwortet Hans definitiv.

»Dann sollten wir uns überlegen, ob wir das, was die Anklage mit Sicherheit behaupten wird, widerlegen können.«

Seit zwei Tagen benutzt Stern einen Stock, mit dem er sehr viel behänder ist als im Gerichtssaal. Jetzt stakst er damit hinter seinen Schreibtisch und greift zum Telefon.

»Wen rufst du an, Dad?«, fragt Marta.

»George«, antwortet Sandy.

Richter Mason, noch immer kommissarischer Chefrichter, ist nicht da, ruft aber nach zwanzig Minuten zurück. Als er sich meldet, sprechen er und Sandy offenbar kurz über Sandys Gesundheit, denn Stern antwortet »Alles planmäßig« und »Besser als erwartet«. Dann fragt Stern, ob er den Richter auf Lautsprecher schalten darf, damit das übrige Prozessteam mithören kann. Ich sollte

wahrscheinlich nicht hier sein, aber ich denke gar nicht daran, jetzt zu gehen. Schließlich waren Anna, mein Dad und ich die Einzigen, die den Computer benutzt haben, während er in Richter Masons Amtsräumen stand.

»Ich hab heute Morgen schon mit Tommy Molto gesprochen«, sagt der Richter. »Wie Sie sich erinnern werden, Sandy, haben wir uns, als wir den Computer hier in Empfang nahmen, darauf geeinigt, dass niemand unbeobachteten Zugriff darauf haben sollte und dass ich aufzeichnen würde, welche Dokumente eingesehen wurden. Tom hat mich um eine Kopie meines Protokolls gebeten, und ich hab sie ihm gemailt. Euch maile ich natürlich auch gern eine Ausfertigung.«

»Das wäre nett«, antwortet Stern.

Richter Mason und er sind sich einig, dass es sinnvoller ist, wenn wir uns zunächst mal das Protokoll ansehen, ehe sie sich weiter unterhalten. Während wir darauf warten, dass das Dokument durchs Netz kommt, wollen Stern und Marta von

Hans und Franz wissen, was erforderlich wäre, um so etwas durchzuziehen. Die beiden haben bereits im Zeitraffer vor sich hin spekuliert, Vorschläge und Gedanken mit der Geschwindigkeit von Geschossen und Querschlägern auf einem Schießstand abgefeuert, und jetzt sind sie so ziemlich auf Gorvetichs Wellenlänge, dass vermutlich eine Shareware namens Office Spy verwendet wurde, die anschließend geschreddert worden sein muss.

»Wie lange würde man für alle Schritte brauchen?«, fragt Sandy. »Die Software installieren, das Objekt erstellen, die Software löschen und dann die Registrierungsdateien bereinigen.«

»Eine Stunde?«, antwortet Hans und sieht Franz an.

»Mit ein bisschen Übung könnte ich es vielleicht in fünfundvierzig Minuten schaffen«, sagt Franz. »Mal angenommen, ich hätte Spy und das Objekt schon auf einem USB-Stick, um etwas Download-

Zeit zu sparen. Und ich hätte den ganzen Vorgang schon mal auf einem anderen PC geübt, sodass ich genau wüsste, wo ich die Löschung von Evidence Eraser bereinigen müsste. Aber jemand ohne umfassende Vorkenntnisse? Der würde doppelt so lange brauchen. Mindestens.«

»Mindestens«, sagt Hans. »Wahrscheinlich mehrere Stunden.«

Das Protokoll trifft ein, und es sind vier Besuche verzeichnet. Mein Vater war am 12. November, also eine Woche nach der Wahl, in dem Raum, wo George den PC meines Dads hatte aufbauen lassen. Es war eine deprimierende Erfahrung, und mein Vater schwor sich, das nicht noch mal zu wiederholen. George war selbst als Zeuge dabei. Mein Dad war achtundzwanzig Minuten dort. Er kopierte vier Dokumente auf einen USB-Stick: drei Entwürfe für Urteilsbegründungen und ein Memo von einem seiner Referendare. Außerdem öffnete er seinen Kalender und notierte sich seine Termine für den Rest des Jahres.

Ich kam eine Woche später, um drei weitere Entwürfe für Urteilsbegründungen auf einem USB-Stick abzuspeichern, und musste am nächsten Tag wieder hin, um noch eine Kopie zu machen, weil ich die Anweisungen meines Dads missverstanden hatte. Beide Male war Riley, eine Referendarin von Richter Mason, die ganze Zeit dabei. Und ich war beim ersten Mal zweiundzwanzig Minuten da und am nächsten Tag sechs Minuten.

Zuletzt, kurz vor Thanksgiving, ging Anna hin, die in letzter Minute für mich einspringen musste. Mein Dad wollte unbedingt einen Blick in den früheren Entwurf einer Urteilsbegründung werfen, an der er zu Hause arbeitete und die eigentlich schon hätte fertig sein müssen. Außerdem hatte er in optimistischen Momenten begonnen, Termine für 2009 zu vereinbaren, und wollte wissen, ob schon welche in seinem Kalender standen. Ich hatte an dem Morgen einen Anruf von der Schule bekommen und war gebeten worden, die kommenden zwei Wochen Unterrichtsvertretung

zu machen, und wollte nicht Nein sagen. Anna hatte schon vorher angeboten, für meinen Vater Dokumente zu kopieren, weil sie regelmäßig in der Innenstadt war, und Richter Mason hatte begeistert zugestimmt. Im Protokoll ist verzeichnet, dass sie ungefähr eine Stunde da war, aber das nur, weil sie einen Anruf von der Kanzlei bekam und die meiste Zeit auf ihrem Handy telefonierte.

»War Riley die ganze Zeit bei ihr?«, fragt Sandy bei Richter Mason nach.

Richter Mason ruft Riley Moran zu sich. Sie kennt Anna seit zwei Jahren, weil Rileys Referendariat anfing, als Annas endete. Riley hat alles fast genauso in Erinnerung, wie Anna es mir damals erzählte. Peter Berglan, eines der rücksichtslosesten Arschlöcher, für die Anna arbeiten muss, hatte sie auf dem Handy angerufen und sie mehr oder weniger gezwungen, an einer Telefonkonferenz teilzunehmen. Riley sagt, dass Anna vom Computer aufstand und sich auf der anderen Seite des Zimmers auf einen Stuhl setzte.

Riley ging hinaus, weil es offenkundig um vertrauliche Mandantenangelegenheiten ging, aber sie schaute in den folgenden vierzig Minuten mindestens dreimal kurz herein, um nachzusehen, was Anna machte. Sie saß jedes Mal auf dem Stuhl weit weg von dem Computer. Schließlich kam Anna raus, um Riley zu sagen, dass sie fertig sei, und Riley sah zu, wie Anna sich wieder an den Computer setzte, die Datei herunterlud und die zukünftigen Termine meines Dads notierte. Laut Protokoll zeigte der Kalender noch dasselbe Datum an wie zu dem Zeitpunkt, als Anna angerufen wurde.

»Ist das alles?«, fragt George, nachdem Riley gegangen ist.

Sandy dankt Richter Mason, und als er aufgelegt hat, sitzen wir alle eine Weile schweigend da.

»Wie wird Molto argumentieren?«, fragt Sandy schließlich in den Raum. »Wie es aussieht, kann doch keiner den Computer manipuliert haben.«

»Eine Stunde«, sagt Marta. Sie spricht von Anna.

»Eine Stunde ist nicht genug Zeit«, sagt Sandy. »Rusty oder auch Rustys Sohn könnte sich eine Verteidigung überlegt und das gemacht haben, aber Anna kommt offensichtlich am wenigsten infrage. Wenn es ganz schlimm kommt, können wir uns einen Nachweis ihrer Handytelefonate besorgen und mit Peter Berglan reden.«

Zu demselben Schluss bin ich auch schon gekommen. Meinem Dad fehlen einfach die notwendigen Computerkenntnisse, um so was auch nur zu versuchen. Mir offen gestanden auch, und ich weiß natürlich, dass ich nichts dergleichen getan habe. Anna hätte, wie Stern schon sagte, keinerlei Grund gehabt, ihre ganze Karriere aufs Spiel zu setzen. Demnach kommt keiner von uns ernsthaft als Schuldiger infrage.

Stern deutet leicht auf meinen Vater. »Rusty, hatten Sie Schlüssel zum Gerichtsgebäude?«

»Nur für meine Amtsräume«, antwortet mein Dad. »Mehr nicht.«

»Haben Sie die noch?«

»Es hat sie noch niemand zurückverlangt.«

»Waren Sie je nach den normalen Dienstzeiten im Gebäude?«

»Bevor oder nachdem ich beurlaubt wurde?«

»Danach.«

»Nie.«

»Und davor?«

»Ein- oder zweimal, wenn ich etwas vergessen hatte, woran ich über ein verlängertes Wochenende arbeiten wollte. Es war nervig, ehrlich gesagt. Es gibt nur einen Wachmann im Gebäude. Und ich musste elend lang an die Tür hämmern, ehe der Mann mich bemerkte. Einmal hat es zwanzig Minuten gedauert.«

»Und in wessen Amtsräumen stand der Computer?«

»In Georges.«

»Ist er als kommissarischer Chefrichter in Ihre Büros umgezogen?«

»Bis jetzt noch nicht, soweit ich weiß.«

»Und was ist mit dem Wachmann? Hat der Schlüssel zu allen Amtsräumen?«

Mein Vater überlegt. »Na ja, der hatte immer einen ziemlich dicken Schlüsselbund dabei. Man hörte ihn schon von Weitem. Und es ist auch schon mal vorgekommen, dass sich Leute aus ihren Büros ausgesperrt hatten und den Sicherheitsdienst rufen mussten, der sie dann wieder reinließ. Aber ob der Nachtwächter die Schlüssel hatte, kann ich wirklich nicht sagen.«

»Das ist ihre Theorie«, sagt Marta. »Nicht wahr? Dass es im Gericht passiert ist. Dass Rusty vielleicht mitten in der Nacht mit einem Computergenie reingekommen ist.«

»Sprecht mit dem Wachmann«, schlägt mein Vater vor.

»Ich wette, dass Tommy jetzt gerade nett ihm plaudert«, sagt Marta. »Und Sie wissen, wie das läuft, Rusty. Entweder sie unterstellen dem Mann,

dass er Ihr bester Freund ist, oder sie finden raus, dass er bei seiner Bewerbung für die Stelle eine Vorstrafe unterschlagen hat, und drohen ihm mit strafrechtlichen Konsequenzen, bis ihm wieder einfällt, dass er Sie reingelassen hat. Oder sie stellen fest, dass der Wachmann irgendwann mal einen Tag freihatte, und dann wird Jim Brand den Ersatzmann so lange piesacken, bis der sagt: Tja, ich weiß nicht mehr, welcher Richter es war, aber einmal ist einer von denen noch nachts reingekommen. Die werden sich schon irgendwas zusammenbasteln.«

»Res ipsa loquitur«, sagt Sandy. Die Sache spricht für sich selbst. »Außer Rusty hatte keiner ein echtes Motiv. Im November konnte noch niemand wissen, worauf die Beweise hindeuten oder welche Verteidigung funktionieren würde. Zu dem Zeitpunkt hatten wir ja noch nicht mal eine komplette Offenlegung.«

»Es ist schwach«, sagt Marta. »Und es läuft auf einen Prozess innerhalb des Prozesses hinaus. So viele Zeugen. Richter Mason und Riley Moran.

Und der Wachmann. Und Nat und Anna. Rusty noch mal. Wenn das alles vorbei ist, kann die Staatsanwaltschaft von Glück sagen, wenn die Geschworenen überhaupt noch wissen, worum es eigentlich geht.«

Sandy denkt nach. Seine Hand hebt sich unbewusst und streicht um die Ränder des Ausschlags herum. Der sieht immer noch so aus, als müsste er wehtun.

»Alles richtig«, sagt er. »Aber machen wir uns nichts vor. Diese Entwicklung ist und bleibt schlecht für die Verteidigung.«

Nach dieser Einschätzung schauen wir alle meinen Vater an, um zu sehen, wie er auf die Diskussion reagiert. Er sitzt schlaff in seinem Clubsessel, abgespannt und blass und übernächtigt, und er scheint in Gedanken abgeglitten zu sein, denn als er schließlich aufblickt und merkt, dass alle Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet ist, zuckt er zusammen. Er lächelt mir schwach zu, ein bisschen verlegen, und schaut dann wieder nach unten auf

seine im Schoß gefalteten Hände.

Um 16.00 Uhr werden wir wieder zu Richter Yee gerufen, der auf den neusten Stand gebracht werden will, um einen Zeitplan festlegen zu können. Etliche Journalisten haben von dieser Sitzung erfahren, und Yee erklärt sich bereit, sie öffentlich abzuhalten. Außerdem sind einige Staatsanwälte ihrem Boss über die Straße gefolgt, weil sie den großen Moment mit ihm genießen wollen. Ich setze mich in die vorderste Bank, nur wenige Schritte hinter meinem Dad. Er sagt kaum ein Wort und ist in sich zusammengesunken wie eine leere Tasche.

Yee fragt schlicht: »Wie geht's weiter?«, und Stern tritt vor. Er hat zum ersten Mal seinen Stock mit ins Gericht gebracht.

»Euer Ehren, unsere Experten haben das Festplattenimage untersucht, das letztes Jahr im November gemacht wurde, und bestätigt, dass das Objekt dort nicht zu finden ist. Sie benötigen noch

mindestens vierundzwanzig Stunden, um den Grund dafür festzustellen.«

Brand erhebt sich für die Erwiderung der Anklagevertretung. »>Den Grund<?«, fragt er mit sarkastischem Unterton. »Bei allem Respekt für Mr Stern, aber der Grund liegt doch wohl auf der Hand, Euer Ehren. Das Objekt war eine Fälschung. Schlicht und einfach. Es wurde offensichtlich in Richter Sabichs Computer eingefügt, nachdem dieser im November vergangenen Jahres beschlagnahmt wurde und bevor er auf Ihre Anordnung hin wieder in Gewahrsam der Anklagevertretung kam. Eine andere Erklärung gibt es nicht.«

»Richter Yee«, entgegnet Stern, »die Sachlage ist schwerlich so klar, wie Mr Brand es gern hätte. Weder Richter Sabich noch die von ihm beauftragten Personen hatten je länger als achtundfünfzig Minuten Zugriff auf den Computer. Uns wurde von Fachleuten versichert, dass die Manipulationen, von denen hier die Rede ist, unmöglich innerhalb dieses Zeitraums hätten

bewerkstelligt werden können, wahrscheinlich nicht mal von professionellen Computerexperten, was keiner der infrage kommenden Personen war.«

»Das ist mir nicht bekannt, Euer Ehren. Wir mussten das testen«, sagt Brand. Seine vorsichtige Erwiderung lässt mich vermuten, dass Gorvetich ihm einen noch längeren Zeitraum genannt hat als Hans und Franz uns. Sie werden eine andere Theorie brauchen, aber sie haben eine, genau wie Stern erwartet hat. »Außerdem, Euer Ehren«, sagt Brand, »hat Richter Sabich je seine Schlüssel zum Gerichtsgebäude abgegeben?«

»Richter Sabich hat keinen Schlüssel zu den Amtsräumen von Richter Mason, wo der Computer untergebracht war«, sagt Sandy.

»Wollen Sie behaupten, dass Richter Sabich niemals nach den normalen Dienstzeiten im Gebäude war? Wollen Sie behaupten, dass er nicht die Mitarbeiter des Sicherheitsdienstes kennt, die Schlüssel zu allen Räumen haben?«

Richter Yee beobachtet das Hin und Her mit einer Hand vor dem Mund, aber in der anderen Hand beginnt sein Stift zu wippen. Der funktioniert genau umgekehrt wie ein Hundeschwanz, je stärker er wippt, desto größer ist sein Unmut.

»Euer Ehren«, sagt Stern, »die Anklagevertretung ist sehr schnell damit bei der Hand, Richter Sabich zu beschuldigen. Aber sie hat keine schlüssigen Beweise.«

»Wer würde sonst von der Fälschung profitieren?«, entgegnet Brand.

»Richter, ich muss gestehen, was mir im Augenblick durch den Kopf geht, ist die Tatsache, dass Mr Molto vor zwanzig Jahren den bewusst vorschriftswidrigen Umgang mit Beweismitteln gestanden hat und dafür von der Staatsanwaltschaft mit Disziplinarmaßnahmen bestraft wurde.«

Das löst wieder einen dieser Gerichtssaalaugenblicke aus, bei denen ich nicht mehr mitkomme. Sandy hatte in seinem Büro

nichts davon erwähnt, und Brand reagiert darauf wie ein ausbrechender Vulkan. Er neigt ohnehin zum Jähzorn, und jetzt steht er da und tobt, mit hochrotem Kopf und pochenden Schläfenadern. Am Tisch der Anklagevertretung ist Tommy Molto gleichfalls aufgesprungen.

»Euer Ehren«, ruft er, wird aber von Brand übertönt.

»Skandal« und »empörend« sind die Worte, die Brand wiederholt brüllt. Er wendet dem Richter kurz den Rücken zu, um Stern leiser ein wütendes Wort entgegenzuschleudern, dann tobt er weiter.

Richter Yee reicht es jetzt endgültig.

»Halt. Halt. Halt«, sagt er. »Halt. Genug. Alle Anwälte. Hinsetzen bitte. Hinsetzen.« Er wartet kurz ab, bis sich die kläffende Meute beruhigt hat. »In diesem Prozess nichts über vor zwanzig Jahren. Das ist eines. Und zweitens, in dieser Verhandlung, in dieser Verhandlung geht es darum, wer Mrs Sabich ermordet hat, nicht ob wer an Computer von Richter rumgespielt hat. Ich will

Ihnen sagen, Ladys und Gentlemen, was ich denke. Ich denke, nichts davon sollte in Beweisaufnahme kommen. Schlüssel und Spyware und wie viele Stunden für dieses und jenes? Die Geschworenen werden angewiesen werden, die Botschaft auf Bildschirm zu missachten, die sie gesehen haben. Und wir werden diesen Prozess zu Ende führen. Der junge Mr Sabich geht morgen wieder in Zeugenstand. Das halte ich für das Beste.«

Am Tisch der Anklagevertretung steht Brand auf. »Euer Ehren«, sagt er. »Euer Ehren. Wir bitten um Gehör. Bitte.« Yee erlaubt Brand vorzutreten, was er erst nach ein paar beschwörenden Worten von Molto tut, der ihn am Ärmel festgehalten hat. Ich bin sicher, er hat Brand gesagt, er soll sich beruhigen, denn jetzt ist Brand wesentlich gemäßigter.

»Euer Ehren, ich verstehe, dass das Gericht es lieber sähe, wenn wir nicht auf solche Nebengleise geraten würden, aber das Gericht möge bitte in Erwägung ziehen, Euer Ehren, wie unfair Ihr

Vorschlag für die Anklagevertretung ist. Die Geschworenen haben die Botschaft bereits gesehen. Die Verteidigung wird anführen können, dass Mrs Sabich Selbstmord begangen hat. Sie wird anführen können, dass Mrs Sabich den Computer ihres Mannes genutzt hat. Und sie wird sogar andeuten können, dass sie möglicherweise die Absicht hatte, ihm ein Verbrechen anzuhängen. Die Verteidigung wird all das sagen können, und wenn sie das tut, werden die Geschworenen unwillkürlich an diese Botschaft denken, wohingegen Beweise, die belegen können, dass diese ganze Theorie ein einziger Schwindel ist, nicht zugelassen werden? Euer Ehren, Sie können uns diese Möglichkeit nicht verwehren.«

Yee hat wieder eine Hand vor dem Mund. Selbst ich kann Brands Einwand nachvollziehen.

»Euer Ehren, die Beweisführung würde sehr schnell gehen«, sagt Brand. »Nur ein paar Zeugen.«

Stern, der einen Vorteil immer blitzschnell erkennt,

antwortet von seinem Stuhl aus.

»Ein paar Zeugen der Anklage, mag sein, Euer Ehren. Aber die Verteidigung wird sich gezwungen sehen, diese Anschuldigung restlos zu widerlegen. Im Grunde wird es darum gehen, dass unserem Mandanten Behinderung der Justiz vorgeworfen wird.«

»Was halten Sie davon?«, will Richter Yee von Brand wissen. »Erheben Sie doch Anklage gegen Richter Sabich wegen Behinderung der Justiz. Den Prozess können Sie später führen.« Richter Yee will offensichtlich nur noch nach Hause und möchte dieses Problem jemand anderem überlassen.

»Euer Ehren«, sagt Brand, »Sie erwarten praktisch, dass wir diesen Prozess mit auf dem Rücken gefesselten Händen zu Ende führen.«

»Okay«, sagt der Richter. »Ich werde bis morgen nachdenken. Morgen früh sagt der junge Mr Sabich aus. Danach wir debattieren über welche anderen Beweise. Aber morgen wir verhandeln

diesen Prozess. Noch keine Entscheidung, wer kann beweisen was. Aber wir werden Zeugenaussage hören. Haben alle verstanden?«

Die Anwälte nicken ohne Ausnahme. Der Richter schwingt seinen Hammer. Die Verhandlung ist für heute geschlossen.

Kapitel 39

Tommy, 25. uni 2009

Tommy war schon immer zu sensibel gewesen, wenn man so wollte, war das sein Problem. Je älter er wurde, desto deutlicher erkannte er, dass so ziemlich jeder seine empfindlichen Stellen hatte. Und im Laufe der Zeit hatte er gelernt, die üblichen harten Schläge - gehässige Zeitungsartikel oder hämische Verteidiger oder Nachbarschaftsvereinigungen, die ihn für jeden

bestechlichen Polizisten verantwortlich machten - besser wegzustecken. Aber dennoch. Er hatte seine Schwachstellen. Und wenn ein Speer einmal die Rüstung durchbohrte, drang er ziemlich tief.

Als Stern vor Richter Yee stand und die Welt daran erinnerte, dass Tommy zugegeben hatte, während Rustys erstem Prozess vorschriftswidrig mit Beweismitteln verfahren zu sein, wurde ihm das Herz schwer. Tommys Eingeständnis war nie ein Geheimnis gewesen. Insider wussten davon. Aber allen war klar, dass Tommy das hatte sagen müssen, um seinen Job zurückzubekommen, und die Presse hatte damals nichts davon erfahren. Und da Reporter im Allgemeinen nur wieder das schrieben, was sie schon mal geschrieben hatten, war in den zahlreichen Artikeln, die sich in letzter Zeit mit Rustys erstem Prozess befasst hatten, nie erwähnt worden, dass Tommy je irgendein Fehlverhalten eingeräumt hatte. Tommy hatte als Jurist immer nur dafür gearbeitet, die Öffentlichkeit und Recht und Gesetz zu schützen, und er wollte nicht als jemand dastehen, der sich

einmal hart am Rande der Legalität bewegt hatte. Als er sich allmählich wieder beruhigte, galt sein erster Gedanke Dominga. Er hatte seiner Frau das alles nie erklärt.

Sobald Yee die Verhandlung mit einem Hammerschlag vertagt hatte, wurde Tommy von fünf oder sechs Reportern umringt.

»Das ist Schnee von gestern«, sagte Tommy, »und Richter Yee hat soeben erklärt, dass es nicht in diesen Fall einfließen wird. Ich werde keinen weiteren Kommentar dazu abgeben, ehe der Prozess nicht beendet ist.« Er musste das sechs- oder siebenmal wiederholen, und als die Meute endlich abzog, um ihre Artikel zu schreiben, bat er Ruta und Rory, den Wagen mit den Beweismitteln zurück über die Straße zu schieben. Dann winkte er Brand in eine Ecke der leeren Geschworenenbank, wo sie ungestört miteinander reden konnten. Er wollte jetzt noch nicht nach unten, weil dort die Kameras warteten und die Reporter ihre üblichen Mätzchen abziehen würden. Sie würden ihm Mikrofone unter die

Nase halten, nur damit sie Filmmaterial bekamen, in dem er sich weigerte zu dementieren, dass er bei Rustys erster Anklage gegen irgendwelche Vorschriften verstoßen hatte. Sandy Stern, der seine Sachen zusammenpackte, schaute kurz zu ihnen rüber und kam dann mit seinem Stock auf sie zugehinkt. Tommy sah ihn an und schüttelte den Kopf, als er noch sechs Meter entfernt war.

»Nicht«, sagte er.

»Tom, ich hab mich da hinreißen lassen.«

»Lecken Sie mich am Arsch, Sandy. Sie haben doch nur drauf gewartet, das mal an den Mann zu bringen.« In seinen über dreißig Jahren bei der Staatsanwaltschaft hatte Tommy nur ganz selten so mit einem anderen Anwalt geredet. Stern hatte die Hände gehoben, aber Tommy schüttelte weiter den Kopf.

Als Stern sich schließlich abwandte, rief Brand ihm hinterher: »Sie sind ein mieser Winkeladvokat in einem teuren Anzug.«

Tommy hielt Brand am Ärmel fest.

»Nicht mal Walscheiße auf dem Grund des Ozeans ist so tief gesunken wie der«, flüsterte Brand Molto zu.

Aber eines musste man Stern lassen - er ließ sich immer noch was einfallen, um seinen Mandanten zu retten. Damit die Geschworenen morgen nicht auf der Titelseite der Tribune lasen, dass die Weihnachtskarte eine Fälschung war, lieferte er der Presse eine bessere Schlagzeile: molto räumt fehlverhalten ein. Tommy konnte sich die Wirkung auf die Geschworenen gut vorstellen; die Hälfte von ihnen würde sich irgendeine Theorie zusammenreimen, dass die Weihnachtskarte irgendwie auf das Konto der Staatsanwaltschaft ging.

»Wir sollten die DNS-Ergebnisse durchsickern lassen«, murmelte Brand.

Tommy erwog das tatsächlich einen Moment lang, doch schließlich schüttelte er den Kopf, nein. Wenn sie das machten, würde der Prozess

womöglich wegen Verfahrensfehlern eingestellt. Außerdem würde das eine Untersuchung nach sich ziehen, und Tommy war nicht bereit, unter Eid zu lügen oder das von anderen zu verlangen. Es wäre eine angemessene Rache an Stern und Sabich. Aber die Nachricht würde in ein paar Wochen ohnehin an die Presse gehen, und dem vorzugreifen würde das derzeitige Chaos nur noch schlimmer machen.

»Falls Yee die Beweise für den Betrug mit der Karte tatsächlich nicht zulässt, müssen wir Berufung einlegen«, sagte Brand.

Eine Berufung mitten im Verfahren war zwar ungewöhnlich, aber eine zulässige Möglichkeit für die Anklagevertretung in einem Strafverfahren, weil sie nach einem Freispruch keine Berufung mehr einlegen konnte. Brand hatte recht - es würde ihnen nichts anderes übrig bleiben, weil sie sonst bei den Geschworenen kaum noch eine Chance hätten. Und vielleicht würde Yee ja auch nachgeben, wenn sie ihm das in Aussicht stellten. Schließlich war er ungemein stolz darauf, dass

seine Urteile so gut wie nie aufgehoben wurden. Außerdem würde dem Richter davor grauen, die Geschworenen - und sich selbst - zwei oder drei Wochen lang in Bereitschaft halten zu müssen, denn so lange würde das Berufungsverfahren mit Sicherheit dauern.

»Was für ein Schlamassel«, sagte Tommy.

»Wenn wir erreichen, dass die Beweise zugelassen werden, sind wir aus dem Schneider. Rory hat zwei Ermittler losgeschickt, die jetzt mit der Nachtschicht des Sicherheitsdienstes im Gerichtsgebäude reden. Bestimmt hat einer irgendwas gesehen oder gehört, wie Rusty reingekommen ist. Wenn wir einen guten Zeugen liefern, können wir Yee umstimmen.«

Vielleicht hatte Jim recht. Doch Tommy wurde von Schamgefühl gepeinigt. Er war immer viel zu streng mit sich selbst. Er hatte keine Beweise verfälscht, bloß eine Information ausgeplaudert. Aber es war falsch gewesen. Er hatte sich falsch verhalten. Und Sandy Stern wollte alle Welt daran

erinnern.

»Ich muss mal«, sagte er zu Brand.

Als er die Toilette betrat, stand Rusty Sabich an einem der Urinale. Zwischen den eisweißen Becken gab es keinen Sichtschutz, und Tommy starrte stur geradeaus auf die Wandkacheln. Er hörte, dass Rusty Probleme hatte, hörte den zögerlichen Strahl und das Tröpfeln beginnen. Was das anging, war Tommy noch immer ein Jüngling. Dieser Vorteil verlieh ihm irgendwie Mut.

»Das war unter der Gürtellinie, Rusty.« Er wiederholte Brands Spruch mit den Walen.

Rusty antwortete nicht. Molto spürte, wie Sabichs Schultern sich bewegten, als er den Reißverschluss seiner Hose hochzog. Gleich darauf lief Wasser ins Waschbecken. Als Tommy sich umwandte, war Rusty noch da und trocknete sich die Hände mit einem braunen Papierhandtuch ab. Sein erschlaffendes Gesicht war unergründlich, und die hellen Augen reglos.

»Es war unter der Gürtellinie, Tommy. Und so kenne ich Sandy offen gestanden auch nicht. Ich hatte keine Ahnung, dass er davon anfangen würde. Wenn er vorher mit mir darüber gesprochen hätte, hätte ich Nein gesagt. Ehrenwort.«

Die Entschuldigung, das Eingeständnis, dass Stern sich danebenbenommen hatte, belastete Tommy nur noch mehr. Am meisten störte ihn das, was er in den Gesichtern seiner Mitarbeiter und der Richter sehen würde. Sobald der Prozess vorüber war, würde er eine Stellungnahme abgeben müssen, wahrscheinlich sogar die Akte öffentlich machen. Und er würde sagen müssen: Ich habe gegen die Vorschriften verstoßen, es war eine kleine Übertretung, aber ich habe dafür bezahlt und meine Lektion gelernt. Sabich betrachtete ihn, während ihm all das durch den Kopf ging. So sind Prozesse nun mal, dachte Tommy. Man öffnet Blutgefäße auf beiden Seiten. Mediziner sagten, es sei besser, Arzt zu sein als Patient, und es war besser, Ankläger zu sein als Angeklagter. Aber das

hieß nicht, dass nicht auch andere verletzt wurden. Diese Lektion hätte er schon beim ersten Mal lernen sollen, als er mit dem Mann aneinandergeriet. Sich mit Rusty anzulegen bedeutete, durch Stacheldraht zu kriechen.

»Tommy«, sagte Rusty, »haben Sie je die Möglichkeit in Erwägung gezogen, dass ich nicht so schlimm bin, wie Sie denken, und Sie nicht so schlimm sind, wie ich denke?«

»Damit wollen Sie wohl sagen, Sie sind ein Engel.«

»Ich bin kein Engel. Aber ich bin auch kein Mörder. Barbara hat sich umgebracht, Tommy.«

»Das behaupten Sie. Und hat Carolyn sich selbst vergewaltigt und erschlagen?«

»Auch das war ich nicht. Wenden Sie sich an den wahren Täter.«

»Bloß jammerschade, Rusty, dass andauernd Frauen in Ihrer Umgebung wegsterben.«

»Ich bin kein kaltblütiger Mörder, Tommy. Das

wissen Sie. Im tiefsten Innern wissen Sie das.«

Tommy begann, sich die Hände abzutrocknen. »Was sind Sie dann, Rusty?«

Sabich schnaubte leicht, lachte kurz in sich hinein. »Ich bin ein Narr, Tommy. Ich habe viele Fehler gemacht, und es wird lange dauern, bis ich Ihnen sagen kann, welcher der schlimmste war. Eitelkeit. Lust. Die Vermessenheit, zu glauben, ich könnte etwas ändern, was nicht zu ändern war. Ich will nicht behaupten, dass ich keine Verantwortung dafür trage. Aber sie hat sich umgebracht.«

»Und wollte es Ihnen in die Schuhe schieben?«

Er zuckte die Achseln. »Darüber bin ich mir noch nicht im Klaren. Vielleicht. Wahrscheinlich nicht.«

»Also, was soll ich Ihrer Meinung nach tun, Rusty? Mich nett bei den Geschworenen bedanken und sie nach Hause schicken?«

Sabich musterte Tommy eine Sekunde lang. »Unter uns?«, fragte er.

»Meinetwegen.«

Rusty schaute kurz unter die Türen der Kabinen, um sich zu vergewissern, dass sie nicht besetzt waren, dann wandte er sich zu Molto um.

»Wie wär's, wenn wir die Sache abkürzen? Sie wissen genauso gut wie ich, dass absolut nicht abzuschätzen ist, wie das Ganze ausgeht. Es ist außer Kontrolle geraten. Ich bekenne mich schuldig wegen Behinderung der Justiz, weil ich den Computer manipuliert habe. Die anderen Anklagepunkte werden fallen gelassen.«

Sabich hatte auf seinen knallharten Machomodus geschaltet. Aber er meinte es ernst. Tommys Herz begann, wie wild zu flattern.

»Kein Schuldspruch wegen Mordes?«

»Den ich nicht begangen habe. Nehmen Sie, was Sie kriegen können, Tommy.«

»Welche Haftstrafe?«

»Ein Jahr.«

»Zwei«, sagte Tommy. Er verhandelte reflexartig. Sabich zuckte erneut die Achseln. »Zwei.«

»Ich bespreche das mit Brand.«

Tommy starrte Sabich noch einen Moment länger an und versuchte zu verstehen, was gerade passiert war. Als er schon fast an der Tür war, hielt er inne. Es war ein eigenartiger Augenblick, aber dann schüttelten sie sich doch die Hände.

»Weißt du, was passiert ist?«, fragte Tommy, als er sich wieder auf der Geschworenenbank neben Brand setzte. Der Gerichtssaal hatte sich noch nicht vollkommen geleert. Sterns Leute waren draußen auf dem Gang, aber es gingen noch immer ein paar Gerichtsmitarbeiter ein und aus. Fast lautlos flüsternd, erzählte er Brand, was Sabich angeboten hatte. Jim glotzte bloß, die dunklen Augen hart wie Stein.

»Wie bitte?«

Tommy wiederholte das Angebot.

»Das kann er nicht machen«, sagte Brand.

»Doch, wenn wir ihn lassen.«

Brand war so gut wie nie konfus. Er konnte vor Wut die Beherrschung verlieren, aber es kam praktisch nie vor, dass ihm irgendwas die Sprache verschlug. Diesmal jedoch fand er keine Worte.

»Kein Schuldspruch wegen Mordes?«, brachte er schließlich heraus.

»Er hat vorhin etwas absolut Richtiges gesagt. Der Prozess ist außer Kontrolle geraten. Keiner weiß, was als Nächstes passiert.«

»Er kommt mit zwei Morden ungeschoren davon?«

»Die Chancen stehen so oder so nicht schlecht für ihn. Jedenfalls besser als unsere, einen Schuldspruch zu erreichen.«

»Das kannst du nicht machen, Boss. Das geht nicht. Der Scheißkerl ist ein Doppelmörder.«

»Gehen wir rüber ins Amt. Inzwischen müsste die

Luft rein sein.«

Draußen war es heiß. Die Sonne war diese Woche stark, und wie immer in diesem Teil des Landes kam der Sommer so unvermittelt, als hätte jemand einen Schalter umgelegt. Der Frühling hatte so viel Regen gebracht wie noch nie. Das war das Tolle an der globalen Erwärmung. Man wusste nie, in welcher Klimazone man am nächsten Tag leben würde. Einen Monat lang war Kindle County das Amazonasbecken gewesen.

Im Büro angekommen, nahmen sich beide erst mal zehn Minuten Zeit, um alle Telefonnachrichten durchzusehen. Tommy hatte bestimmt zehn Anrufe von Journalisten erhalten. Er würde sich später am Nachmittag mit Pressesprecher Jan DeGrazia zusammensetzen müssen, nur um sich von ihm beraten zu lassen. Schließlich ging er nach nebenan in Brands kleineres Büro.

Sie setzten sich. Zum Mobiliar im Büro des Ersten Staatsanwaltes gehörte ein Football mit dem Autogramm irgendeines Uraltstars. Tommys

Erinnerung nach war der Football schon immer hier gewesen, schon zu den Zeiten von John White, der Erster Staatsanwalt gewesen war, als Rusty und er gerade angefangen hatten. Bei Besprechungen kam es sehr häufig vor, dass der Ball hin und her geworfen wurde. Brand, dessen Hände um das Ding passten, als gehörten sie zur Außenhaut, war meistens der Erste, der danach griff, und wenn kein anderer Lust hatte mitzuspielen, warf er ihn einfach mit perfektem Spin Richtung Decke und fing ihn wieder auf, ohne sich je dafür von der Stelle bewegen zu müssen. Als Tommy den Football jetzt auf Brands Schreibtisch sah, warf er ihn locker in Jims Richtung. Zum allerersten Mal, seit Tommy ihn kannte, ließ Brand den Ball fallen. Er fluchte und hob ihn auf.

»Dir ist doch wohl klar, dass es nur eine Erklärung dafür gibt, warum Rusty sich auf einen Deal einlässt«, sagte Brand. »Nämlich?«

»Er hat seine Frau umgebracht, sonst würde er sich nicht wegen Justizbehinderung schuldig bekennen

wollen.«

»Und wenn er seine Frau nicht umgebracht, aber den Computer manipuliert hat?«

»Er hätte den Computer nur dann manipuliert, wenn er sie umgebracht hat«, erwiderte Brand.

Das war die übliche Logik der Rechtsprechung: Wenn jemand floh oder irgendwas verdeckte oder log, war das der Beweis für seine Schuld. Aber das hatte Tom noch nie nachvollziehen können. Warum sollte sich jemand, der fälschlich beschuldigt wurde, an die Regeln halten? Warum sollte jemand, der erkannte, dass die Mühlen des Gesetzes klapperten und hakten und völlig unrund liefen, nicht einfach sagen: »Ich traue diesem kaputten Apparat nicht«? Ein unschuldiger Angeklagter hatte doch wohl noch mehr Grund zu lügen als ein schuldiger. So sah Tommy das. Schon immer.

Als er Jim seine Ansicht darlegte, schien der tatsächlich darüber nachzusinnen. Es kam selten vor, dass er Brand so nachdenklich erlebte wie

jetzt. Aber es stand viel auf dem Spiel, und keiner von ihnen hatte vorhergesehen, dass sie an diesen Punkt kommen würden.

Brand hob den Football auf, den er zwischen seine Füße gelegt hatte, und warf ihn ein paarmal in die Luft. Er war dabei, eine Entscheidung zu treffen. Das merkte Tommy ihm an.

»Ich finde, wir sollten das Angebot annehmen«, sagte er.

Tommy antwortete nicht. Er erschrak ein wenig, als Brand das sagte, obwohl er wusste, dass er recht hatte.

»Ich finde, wir sollten das Angebot annehmen«, wiederholte Brand. »Und ich sag dir auch, warum.«

»Warum?«

»Weil du es verdient hast.«

»Ich?«

»Ja, du. Sandy hat dir heute richtig was um die

Ohren gehauen. Und das war bloß ein Vorgeschmack. Falls Rusty aus der Sache mit einem Freispruch rauskommt, wirst du dir kübelweise Mist darüber anhören müssen, was du damals gestanden hast, damit sie die DNS aus dem ersten Fall wegerklären können. Die werden behaupten: >Und alles nur, weil Molto damals die Beweise verfälscht hat.<«

Tommy nickte. Das war ihm mittlerweile auch klar geworden. Wieso hatte er das nicht schon die ganze Zeit gesehen? Wahrscheinlich, weil er die Beweise nicht verfälscht hatte.

»Okay, aber wenn Sabich sich der Justizbehinderung schuldig bekennt - ein ins Oberste Bundesstaatsgericht gewählter Richter, der in einer öffentlichen Gerichtsverhandlung aufsteht und zugibt, dass er Beweise manipuliert hat, um einer Verurteilung zu entgehen -, wenn er das macht, dann werden die Leute wissen, was er ist. Sie werden sagen, er ist ein Mörder, der zweimal ungestraft davongekommen ist. Vielleicht werden sie dich kritisieren, weil du das Angebot

angenommen hast. Aber Yee wird dir den Rücken stärken, da bin ich fast sicher. Basil wird eine von diesen Reden halten, die Richter immer halten, wenn sie froh sind, einen Fall loszuwerden - er wird darüber reden, was für eine kluge Lösung das doch ist. Am Ende werden die Leute erkennen, dass du einen richtig üblen Kerl richtig lange verfolgt und schließlich in den Knast gebracht hast, wo er hingehört. Du wirst ihm Ehre und Ansehen nehmen. Und das hast du verdient.«

»Ich kann meine Arbeit nicht tun, indem ich darüber nachdenke, was ich verdient habe.«

»Du kannst deine Arbeit tun, damit das Vertrauen der Öffentlichkeit in die Rechtsprechung gewahrt bleibt. Und wie du das kannst. Und du solltest es tun.«

Brand packte Tommys Ego in Geschenkpapier und band ein Schleifchen drum.

»Du hast es verdient«, sagte Brand. »Nimm das Angebot an, und du bist das Problem los. Wenn du willst, kannst du nächstes Jahr für den Posten des

Oberstaatsanwalts kandidieren.«

Das schon wieder. Tommy überlegte kurz. Er hatte eine Kandidatur nie ernsthaft in Erwägung gezogen, höchstens mal unter der Dusche davon geträumt. Er sagte Brand, was er ihm vorher schon gesagt hatte, dass er, wenn überhaupt, für ein Richteramt kandidieren würde.

»Ich habe ein einundzwanzig Monate altes Kind«, sagte Tommy. »Ich brauche einen Job, den ich fünfzehn Jahre behalten kann.«

»Und ein zweites ist unterwegs«, sagte Brand.

Tommy lächelte. Er spürte, wie ihm das Herz aufging. Er hatte ein gutes Leben. Er hatte hart gearbeitet und war anständig geblieben. Er würde es nie laut aussprechen, aber was Brand gesagt hatte, stimmte. Er hatte es verdient. Er hatte es verdient, als jemand wahrgenommen zu werden, der seinem Gewissen gefolgt war.

»Und ein zweites ist unterwegs«, sagte Tommy.

Kapitel 40

Nat, 26. Juni 2009

Irgendwas stimmt nicht. Als ich am Freitagmorgen in der Kanzlei der Sterns eintreffe, ist mein Dad in einer Besprechung mit Marta und Sandy in Sterns Büro. Die drei sollen unter keinen Umständen gestört werden. Nachdem ich fünfundvierzig Minuten im Empfangsbereich zwischen den Steakhausmöbeln gewartet habe, taucht Sandys Sekretärin auf und richtet mir aus, ich solle schon zum Gericht gehen. Das Team der Verteidigung werde gleich nachkommen.

Als ich dort eintreffe, ist auch von der Anklagevertretung noch nichts zu sehen. Von meinem Platz in der vordersten Reihe schicke ich Anna eine SMS: »Irgendwas stimmt hier nicht. Sandy kranker?? Sehr mysteriös.«

Endlich kommt Marta herein, aber sie hastet geradewegs durch den Gerichtssaal und

verschwindet durch die Tür, die zu den Amtsräumen des Richters führt. Als sie wieder herauskommt, bleibt sie nur kurz bei mir stehen.

»Wir sind in Gesprächen mit den Anklägern«, sagt sie. »Was ist denn los?«

Ihr Gesichtsausdruck ist verwirrt und liefert mir keinerlei Anhaltspunkte.

Wenige Minuten später lugt Richter Yee in den Gerichtssaal, um nach dem Rechten zu sehen. Ohne seine Robe sieht er aus wie ein Fand, das sich an der Tür herumdrückt und hofft, nicht bemerkt zu werden, und als er mich erblickt, winkt er mich zu sich.

»Kaffee?«, fragt er, als ich in dem hinteren Gang ankomme.

»Gern«, sage ich.

Wir gehen weiter in sein Amtszimmer, wo ich mir einen Moment lang die gerahmten Notenblätter an den Wänden anschaue. Ich bemerke, dass eines von Vivaldi signiert ist.

»Wir müssen auf beide Parteien warten«, erklärt der Richter ohne weitere Erläuterungen. Ich sitze fest im Zeugenland, in dem ich keine Fragen stellen darf, schon gar nicht dem Richter. »Und, was meinen Sie?«, fragt er, als er für uns beide Kaffee geholt hat. Der Richter zieht eine Schublade an dem großen Schreibtisch auf und benutzt sie als Fußstütze. »Werden Sie mal Prozessanwalt wie Ihr Dad?«

»Ich glaube nicht, Euer Ehren. Ich glaube, dafür hab ich nicht die Nerven.«

»Oh, ja«, sagt er. »Ist schlecht für die Nerven. Viele Trinker. Gericht macht viele zu Trinkern.«

»Das sollte mir wohl auch zu denken geben, aber ich meinte eigentlich, dass ich nicht die Persönlichkeit dafür habe. Ich fühle mich nicht richtig wohl, wenn ich Aufmerksamkeit auf mich ziehe. Für so was bin ich nicht geschaffen.«

»Das weiß man nie«, sagt er. »Bei mir? Wie ich rede? Alle haben gesagt, Nichts für dich. Alle lachen - sogar meine Mama. Dabei sie spricht keine

drei Worte Englisch.«

»Und wie ging es dann weiter?«

»Ich hatte die Idee, wissen Sie? Ich war Junge. Hab Perry Mason in Fernsehen gesehen. Ach, ich liebe Perry Mason. In Highschool ich bekam Job bei Zeitung. Nicht als Reporter. Als Verkäufer. Tribune von hier. Tribune wollte auch bei uns mehr Abonnenten. Also ich klappere Türen ab. Die meisten Menschen sehr nett, aber alle hassen die Stadt. Wollen keine Zeitung aus der Stadt. Alle sehr nett zu mir. >Nein, Basil. Dich wir mögen, aber nicht die Zeitung.< Außer ein Mann. Großer Mann. Ein Meter neunzig. Hundertdreißig Kilo, vielleicht hundertvierzig. Weißes Haar. Irre, irre Augen. Und der mich sieht und kommt aus Tür, als ob er mich umbringen will. >Mach, dass du wegkommst. Japse haben drei Freunde von mir umgebracht. Hau ab.< Und ich will erklären. Japaner haben auch meinen Großvater getötet. Aber er hört nicht zu. Will nicht zuhören.

Also bin ich nach Hause. Meine Mama, mein

Daddy sagen: >So ist Mensch. Hört nicht zu. So sind Leute.< Aber ich denke, Nein, ich kann ihm Dinge erklären. Wenn er zuhören muss, kann ich machen, dass er versteht. Und ich denke an Perry Mason. Und Geschworene. Die müssen zuhören. Das ist ihre Aufgabe. Zuhören. Und okay, ich spreche Englisch nicht gut. Hab versucht und versucht. Ich schreibe wie ein Professor. Immer Einsen in der Schule. Aber wenn ich spreche, kann ich nicht denken. Ehrlich. Wie Maschine, die klemmt. Aber ich sage mir, Menschen können verstehen. Wenn sie zuhören müssen. Oberstaatsanwalt bei uns - Morris Loomis - ich kenne ihn seit Grundschule. Sein Sohn Mike und ich gute Freunde. Und nach Jurastudium, Morris sagt: >Okay, Basil. Ich gebe dir eine Chance. Aber wenn du verlierst, dann du schreibst Schriftsätze<. Und mein erster Fall vor Gericht, ich stehe auf und sage: >Ich spreche Englisch nicht gut. Verzeihung. Ich spreche langsam, damit Sie verstehen. Aber Fall geht nicht um mich. Geht um Zeugen. Um Opfer. Die Sie müssen verstehen.< Und die Geschworenen alle nicken. Okay. Und dann, zwei

Tage, drei Tage, sie alle verstehen. Jedes Wort. Und ich gewinne. Habe Prozess gewonnen. Habe zehn Geschworenenprozesse hintereinander gewonnen, bevor ich verliere zum ersten Mal. Manchmal auf Geschworenenbank einer flüstert zum anderen: >Was er gesagt?< Aber ich ihnen immer sage: >Fall geht um Zeugen. Nicht um mich. Nicht um Verteidiger, auch wenn er spricht viel besser. Geht um Zeugen. Um Beweise. Hören Sie gut zu und dann Sie entscheiden.< Geschworene immer denken: Der Mann da, der nichts versteckt. Ich immer gewinne.

Deshalb man weiß nie. Gerichtsverfahren oft unerklärlich, was Geschworene verstehen und was nicht. Wissen Sie?«

Ich muss laut lachen. Ich mag Richter Yee.

Wir unterhalten uns eine Weile über klassische Musik. Richter Yee kennt sich da aus. Ich erfahre, dass er Oboe spielt und im Stadtorchester von Ware ist und oft seine Mittagspause zum Üben nutzt. Er hat eine Oboe, die so gedämpft ist, dass

die Töne nur ein paar Meter weit reichen, und er spielt mir sogar ein Stück von Vivaldi vor, als Verneigung vor dem Notenblatt an der Wand. Ich habe von Musik wenig Ahnung, obwohl sie mich als Kommunikationsform interessiert. Aber wie die meisten Kinder hab ich mich jahrelang mit Klavierunterricht gequält, bis meine Mom endlich ein Einsehen hatte. E-Musik steht bei mir mit auf der Liste von Dingen, mit denen ich mich beschäftigen werde »Wenn ich groß bin«.

Als der Richter gerade ein weiteres Stück spielen will, klopft es an der Tür. Marta ist da.

»Euer Ehren«, sagt sie, »wir brauchen noch ein bisschen Zeit. Mein Vater möchte mit Nat sprechen.«

»Mit mir?«, frage ich.

Ich folge ihr den Korridor hinunter zu einem Raum, der Anwälten für kurze Besprechungen zur Verfügung steht. Er ist fensterlos und kaum größer als ein Schrank, und das Mobiliar besteht aus einem ramponierten Schreibtisch und zwei alten

Holzsesseln. In einem davon sitzt Sandy. Er sieht heute Morgen nicht besonders gut aus. Der Ausschlag ist besser, aber er wirkt erschöpft.

»Nat«, sagt er, versucht aber gar nicht erst aufzustehen, um mich zu begrüßen. Ich gehe zu ihm und schüttele ihm die Hand, dann bedeutet er mir, Platz zu nehmen. »Nat, Ihr Vater hat mich gebeten, mit Ihnen zu sprechen. Wir haben uns mit der Anklagevertretung auf einen Kompromiss verständigt.«

Seit das alles losging, hab ich schon oft gedacht, Menschenskind, so einen Schock werde ich nicht noch mal erleben. Und dann passiert wieder irgendwas, das mich glatt umhaut.

»Ich weiß, das kommt jetzt überraschend«, sagt Stern. »Die Mordanklage gegen Ihren Vater wird abgewiesen. Dafür wird die Staatsanwaltschaft in wenigen Minuten eine Klage einreichen, die ihm Behinderung der Justiz zur Last legt, und er wird sich schuldig bekennen. Es ging heute Morgen ganz schön hin und her zwischen uns und Molto

und Brand. Ich wollte ihnen anbieten, dass Rusty sich wegen Missachtung des Gerichts schuldig bekennt, womit die Möglichkeit bestanden hätte, dass er seine Pension behält, aber sie bestehen darauf, dass es eine Straftat sein muss. Unterm Strich kommt dasselbe dabei raus. Ihr Vater wird zwei Jahre in Gewahrsam genommen. Und dann kann er sein Leben weiterführen.«

»>Gewahrsam<?«, sage ich. »Sie meinen Gefängnis?«

»Ja. Wir haben uns auf die staatliche Arbeitsfarm geeinigt. Unterste Sicherheitsstufe. Er wird nicht weit weg sein.«

»>Behinderung der Justiz<? Was hat er gemacht?«

Stern lächelt. »Tja, das war heute Morgen eines der Hauptprobleme. Er wird gestehen, dass er schuldig ist, dass er bewusst und vorsätzlich die Justiz in seinem Fall behindert hat. Aber er wird nicht ins Detail gehen. Ich vermute, er will niemand anderen mit hineinziehen, aber noch nicht mal das will er zugeben. Molto war nicht

zufrieden damit, aber er weiß, dass diese Absprache wahrscheinlich das Beste ist, was er rausschlagen kann. Also haben wir uns geeinigt. Ihr Vater wollte, dass ich Ihnen das sage.«

Ich zögere nicht. »Ich muss mit meinem Dad sprechen.«

»Nat -«

»Ich muss mit ihm sprechen.«

»Wissen Sie, Nat, als ich in dieser Branche anfing, hab ich mir geschworen, niemals einen unschuldigen Menschen sich schuldig bekennen zu lassen. Dieser Vorsatz hat nicht mal mein erstes Berufsjahr überlebt. Ich vertrat damals einen jungen Mann. Einen anständigen jungen Mann. Arm. Er war im trostlosesten Teil von Kehwahnee aufgewachsen und hatte es trotzdem geschafft, sich mit seinen zwanzig Jahren nicht ein einziges Mal Ärger mit der Polizei eingehandelt zu haben. Was Bände über seinen Charakter spricht. Aber eines Tages war er mit Freunden zusammen im Auto unterwegs, sie tranken ein paar Flaschen

Schnaps, und einer von ihnen sah einen Mann, der seine Mutter betrogen hatte, und dieser junge Mann hatte eine Pistole in der Tasche und erschoss den Fremdgeher durchs Autofenster, ohne auch nur eine Sekunde zu überlegen. Mein Mandant hatte nichts mit dem Mord zu tun. Gar nichts. Aber Sie wissen ja, wie so etwas läuft. Der Mörder behauptete, seine Freunde wären bei ihm im Auto gewesen, weil sie ihm helfen wollten, das Opfer zu suchen. Er log, um der Todesstrafe zu entgehen, die damals hier im County schon mal schnell verhängt wurde. Und so wurde mein Mandant wegen Mordes angeklagt. Die Vernunft sagte den Anklagevertretern, dass mein Mandant nichts damit zu tun hatte. Aber sie hatten einen Zeugen. Und sie boten meinem Mandanten eine Bewährungsstrafe an, wenn er sich einer minder schweren Straftat schuldig bekannte. Dieser junge Mann wollte Polizist werden. Und er wäre ein sehr guter Polizist geworden. Aber er bekannte sich schuldig. Und sein Leben nahm eine völlig andere Richtung. Aber seine Entscheidung war offensichtlich richtig. Er wurde Fliesenleger, hat

heute eine eigene Firma, drei Kinder, die alle studiert haben. Ein Sohn von ihm ist Anwalt, nur wenig älter als Sie.«

»Was wollen Sie damit sagen, Sandy?«

»Dass ich gelernt habe, in solchen Fragen dem Urteil meiner Mandanten zu vertrauen. In einer solchen Situation ist niemand besser in der Lage, die Vorteile und Risiken einzuschätzen.«

»Dann glauben Sie nicht, dass er schuldig ist?«

»Ich weiß es nicht, Nat. Aber er beharrt darauf, dass es so am besten ist.«

»Ich muss meinen Vater sehen.«

Ich vermute, dass er zusammen mit Marta ein paar Zimmer weiter im Zeugenraum ist, und Stern will mit ihm sprechen, ehe ich das tue. Ich helfe Sandy auf die Beine. Ich bin nur wenige Minuten allein, aber als mein Vater hereinkommt, habe ich bereits angefangen zu weinen. Das Überraschende ist, dass er heute Morgen besser aussieht als seit Monaten. Er wirkt wieder so, als hätte er alles im

Griff.

»Sag mir die Wahrheit«, sage ich, sobald ich ihn sehe. Prompt muss er lächeln. Er beugt sich vor, um mich zu umarmen, und setzt sich dann in den Sessel, in dem Stern gesessen hat.

»Die Wahrheit ist«, sagt er, »dass ich deine Mutter nicht getötet habe. Ich habe nie jemanden getötet. Aber ich habe die Justiz behindert.«

»Wie denn? Ich glaube nicht, dass du das mit dem Computer hinbekommen hättest. Ich glaub's einfach nicht.«

»Nat, ich bin groß. Ich weiß, was ich getan habe.«

»Du verlierst alles«, sage ich.

»Nicht meinen Sohn, hoffe ich.«

»Wovon willst du hinterher leben? Du gestehst eine Straftat, Dad.«

»Dessen bin ich mir bewusst.«

»Du verlierst deine Stelle als Richter, deine Zulassung als Anwalt, sogar deine

Pensionsansprüche.«

»Ich werde versuchen, dir nicht zur Last zu fallen.« Er lächelt wieder. »Nat, es ist ein Kompromiss. Ich bekenne mich einer Tat schuldig, die ich begangen habe, und sitze die Strafe ab, um nicht Gefahr zu laufen, für etwas verurteilt zu werden, dessen ich völlig unschuldig bin. Ist doch gar nicht so schlecht, oder? Sobald Richter Yee entschieden hat, ob die Computerbeweise zugelassen werden oder nicht, wird eine Partei die Oberhand haben, und dann ist diese Lösung nicht mehr möglich. Es wird Zeit, dass wir das Ganze hinter uns bringen und endlich wieder nach vorne schauen. Du musst mir die vielen Dummheiten verzeihen, die ich in den letzten zwei Jahren gemacht habe. Aber ich habe sie gemacht, und es ist nicht falsch, dass ich dafür bezahle. Ich kann mit diesem Ergebnis leben, und du solltest das auch können.«

Wir stehen gleichzeitig auf, und ich umarme meinen Vater, haltlos schluchzend. Als wir uns wieder voneinander lösen, laufen auch dem Mann, der nie weint, Tränen übers Gesicht.

Die Verhandlung wird in wenigen Minuten beginnen. Irgendwie hat sich im Gericht rumgesprochen, was passieren wird, und die Freizeitjuristen und Staatsanwälte strömen gleichzeitig mit mindestens einem Dutzend Journalisten in den Saal. Ich bringe es zunächst nicht über mich, hineinzugehen. Ich bleibe an der Tür stehen, weil mir die Sicherheitsleute erlaubt haben, die Verhandlung durch das kleine Fenster in der Tür zu beobachten. Es gibt so viel Kummer in diesem Gebäude, das durchdrungen ist von der Angst der Opfer und der Angeklagten und ihrer Angehörigen, und ich glaube ernsthaft, dass die Menschen, die hier tagtäglich arbeiten, wild entschlossen sind, besonders nett zu Leuten wie mir zu sein, die ohne eigenes Zutun in den Mähdrescher der Justiz geraten sind. Einer von ihnen, ein älterer Latino, legt mir sogar kurz eine Hand auf den Rücken, als die Sitzung beginnt und mein Vater sich erhebt, um zwischen Marta und Sandy vor Richter Yee zu stehen. Brand und Molto

stellen sich auf der anderen Seite neben Stern. Mein Dad nickt und sagt etwas. Die Ankläger reichen Papiere hoch, wahrscheinlich die ausformulierte Vereinbarung und die neue Anklage, und der Richter beginnt, meinem Dad Fragen zu stellen, ein komplizierter Vorgang, der schon einige Minuten währt, als ich Anna sehe. Ich habe ihr nur wenige Minuten zuvor eine SMS geschickt: »Mein Dad bekennt sich schuldig wegen Justizbehinderung, um den Fall zu beenden.« Jetzt kommt sie rasant auf ihren hohen Absätzen den Flur heruntergefegt, eine Hand am Ausschnitt ihrer Bluse, weil ihr Büro-Outfit nicht für solche Sprints geeignet ist. »Das darf nicht wahr sein«, sagt sie.

Ich erkläre, was ich kann, dann betreten wir Hand in Hand den Gerichtssaal und gehen zu den Plätzen in der vordersten Reihe, die immer noch für die schrumpfende Familie meines Vaters reserviert sind. Richter Yee blickt kurz zu mir hoch und schickt ein kaum merkliches Lächeln der Beruhigung in meine Richtung. Dann schaut er

wieder nach unten in das Verfahrensbuch vor ihm, das die vorgeschriebenen Fragen enthält, die ein Richter stellen muss, ehe er ein Schuldeingeständnis akzeptiert. Mir fällt auf, dass Richter Yee den vorgegebenen Text ohne die üblichen grammatischen Fehler verliest, die ihm unterlaufen, wenn er frei spricht, wenngleich sein Akzent nach wie vor stark ist.

»Richter Sabich, bekennen Sie sich in diesem einen Anklagepunkt schuldig, weil Sie die darin beschriebene Straftat tatsächlich begangen haben?«

»Ja, Euer Ehren.«

»Also gut. Ich bitte die Anklagevertreter, die faktischen Grundlagen für die Anklage darzulegen.«

Jim Brand ergreift das Wort. Er erläutert die technischen Details im Zusammenhang mit dem Computer, das »Objekt«, das sich jetzt auf der Festplatte meines Vater befindet, aber Anfang November, als ein Image der Festplatte erstellt wurde, noch nicht darauf war. Dann fügt er hinzu,

dass ein Nachtwächter im Gerichtsgebäude, Anthony Potts, bereit ist, vor Gericht auszusagen, dass er meinen Vater im letzten Herbst nachts dort in den Gängen gesehen hat und dass mein Vater allem Anschein nach eilig die Flucht ergriff, als er Potts bemerkte.

»Also gut«, sagt Richter Yee und blickt wieder in sein Buch. »Mr Stern, beweisen die dargelegten faktischen Grundlagen nach Auffassung der Verteidigung hinreichend, dass Richter Sabich die ihm zur Last gelegte Straftat begangen hat?«

»Das tun sie, Euer Ehren.«

»Richter Sabich, stimmen Sie Mr Stern in dieser Frage zu?«

»Ja, Euer Ehren.«

»Also gut«, sagt Yee und klappt das Buch zu. Jetzt redet er wieder frei.

»Das Gericht spricht beiden Parteien Anerkennung aus, weil sie diesen Fall zu sehr gutem Abschluss gebracht. Dieser Fall sehr sehr kompliziert. Das

Ergebnis, auf das Verteidigung und Anklage sich verständigt, ist nach Auffassung von Gericht für Staat und Angeklagten gerecht.« Er nickte mehrere Male, als wollte er diese Meinung auch den Journalisten aufzwingen, die jenseits des Mittelgangs in der ersten Reihe sitzen.

»Okay«, sagt er. »Gericht befindet, Schuldbekenntnis hinreichend belegt, und akzeptiert das Schuldbekenntnis des Angeklagten Roz« - er verhaspelt sich mit dem Namen, sodass er ein bisschen wie »Rosy« klingt - »Sabich gemäß Anklagepunkt 09-0872. Die Klage 08-2456 wird in allen Punkten vorbehaltlos abgewiesen. Richter Sabich, der Sheriff von Kindle County wird Sie für die Dauer von zwei Jahren in Haft nehmen. Die Verhandlung ist geschlossen.« Er knallt seinen Hammer auf den Tisch.

Mein Vater schüttelt Sandy die Hand und küsst Marta auf die Wange, dann wendet er sich zu mir um und erstarrt. Ich brauche einen Moment, bis mir klar wird, dass er auf Anna reagiert. Sie ist das erste Mal im Gericht, und er hat sie offensichtlich

nicht erwartet. Wie ich hat auch sie die letzten zehn Minuten lautlos geweint, und ihr Make-up ist völlig verschmiert. Er bedenkt sie mit seinem komplexen kleinen Lächeln, dann sieht er mich an und nickt. Er wendet sich ab und legt, ohne dass irgendwer es ihm sagt, die Hände auf den Rücken. Er ist für diesen Augenblick bereit. Mir kommt der Gedanke, dass er ihn in seinen Träumen wahrscheinlich schon hundertfach durchlebt hat.

Manny, der Deputy Sheriff, legt meinem Dad Handschellen an. Er flüstert ihm irgendwas zu, will sich wahrscheinlich vergewissern, dass sie nicht zu eng sind, dann schiebt er meinen Dad zu einer Seitentür, hinter der er in einer kleinen Zelle warten wird, bis man ihn zusammen mit den übrigen Angeklagten, die heute Morgen verurteilt wurden, zum Gefängnis transportiert.

Mein Vater verlässt den Gerichtssaal, ohne auch nur noch einmal zurückzuschauen.

IV.

Kapitel 41

Tommy, 4. August 2009

Sommer in all seiner milden Süße. Es war fünf Uhr nachmittags, und Tommy gehörte zu der Schwadron von Vätern, die ihren Kindern über den Spielplatz folgten, um geplagte Mütter in der Stunde vor dem Abendessen zu entlasten. Das hier war fraglos Tomasos Lieblingsplatz auf Erden. Kaum war Tommys Sohn hier, rannte er auch schon von einem Spielgerät zum nächsten, fasste das kleine Karussell an, hievte sich auf die Kletterspinne und sprang wieder runter. Tommy, der stets einen Schritt hinter ihm war, spürte förmlich die Qual seines Zweijährigen, nicht alles auf einmal machen zu können.

Dominga hatte mit der zweiten Schwangerschaft

mehr Probleme als mit Tomasos. Sie litt unter morgendlicher Übelkeit und ständiger Erschöpfung, und sie klagte darüber, dass sie sich in der Hitze aufgequollen fühlte wie eine überreife Frucht. Da Tommy nun offiziell dem Ende seiner Amtszeit entgegensah, fiel es ihm leichter, rechtzeitig aus dem Büro zu kommen, und er versuchte, spätestens um halb fünf zu Hause zu sein, um sich um seinen Sohn zu kümmern. Wenn Tomaso und er vom Spielplatz nach Hause kamen, schlief Dominga oft tief und fest. Tomaso krabbelte dann über den schlummernden Körper seiner Mutter und versuchte, sich in ihre Arme zu schmiegen. Dominga lächelte, ehe sie sich bewegte und ihren Kleinen an sich drückte, verdreckt und innig geliebt.

Das Leben war schön. Tommy ging stramm auf die sechzig zu, und sein Leben war besser als zu irgendeinem anderen Zeitpunkt. Vor Jahrzehnten hatten der erste Prozess gegen Sabich und dessen klägliches Nachspiel Tommys Existenz verdunkelt. Nun jedoch erwies sich der zweite Prozess als sein

Sprungbrett in ein Leben als eine allseits geschätzte Person. Die öffentliche Wahrnehmung hatte sich im Großen und Ganzen genau so gestaltet, wie Brand an dem Abend prophezeit hatte, als sie beschlossen, Rustys Angebot zu akzeptieren. Sabichs Verurteilung bestätigte Tommy in jeder Hinsicht. Die DNS aus dem ersten Prozess wurde nach wie vor als strittig betrachtet, weil es Zweifel bezüglich der Probe gab, aber im Allgemeinen verglich man ihn mit O. J. Simpson, der ebenfalls ungestraft mit Mord davongekommen war, weil das Labor schlampig gearbeitet hatte. Nach einhelliger Auffassung der Zeitungskommentatoren hatte Ankläger Molto das Bestmögliche erreicht, indem er dafür sorgte, dass ein Mann verurteilt wurde, dessen Verurteilung längst überfällig gewesen war. In den letzten sechs Wochen hatte die Presse sogar das Wörtchen »kommissarischer« weggelassen, wenn sie ihn als Oberstaatsanwalt bezeichnete, und die Bezirksspitze hatte verlauten lassen, dass man Tommys Kandidatur begrüßen würde, falls er sich um das Amt bewerben wolle.

Er hatte diese Option tatsächlich ein paar Tage lang erwogen. Aber es war Zeit, seine Segnungen zu genießen. Er war zehnmal besser dran als all seine gleichaltrigen Kollegen in der Staatsanwaltschaft, die sich für den beruflichen Erfolg hatten aufreiben müssen, als ihre Kinder noch klein waren. Tommy konnte jetzt den Sprung auf die Richterbank machen, ein respektabler Posten, der ihm ausreichend Zeit lassen würde, sich an seinen Kindern zu erfreuen und mehr zu sein als nur ein Gerücht in ihrem Leben. Vor zwei Wochen hatte er bekannt gegeben, dass er sich um einen Sitz im Kammergericht bewerben würde, und Jim Brand als seinen Nachfolger im Sessel des Oberstaatsanwalts empfohlen. Ramon Berrojas, ein ehemaliger Staatsanwalt, der jetzt in der Bezirksregierung saß, würde bei den Vorwahlen gegen Jim antreten, aber die Partei favorisierte Brand, hauptsächlich weil allgemein vermutet wurde, dass Ramon als Nächstes das Amt des Regierungspräsidenten anpeilte. Jim würde die kommenden sechs Monate einen harten Wahlkampf führen müssen, aber sein Sieg galt als

wahrscheinlich.

Tommy bemerkte auf der anderen Seite des Spielplatzes einen Mann, der ihn beobachtete. Ein alter Bursche mit buschigem Haar und erschreckend weißen Beinen, die zwischen seinen Cargoshorts und den wadenhohen Stricksocken geradezu leuchteten. Das war nicht ungewöhnlich. Tommy war oft im Fernsehen, und es kam häufig vor, dass Leute überlegten, wo sie ihn hintun sollten, wobei sie ihn gelegentlich mit irgendwem verwechselten, den sie früher mal gekannt hatten. Aber dieser Mann war auffälliger als die üblichen neugierigen Nachbarn mit ihren fragenden Blicken. Als die Kinder, auf die er aufpasste, sich in Tomasos Richtung bewegten, kam der Mann zu Tommy und hatte ihm sogar schon die Hand geschüttelt, ehe Tommy ihn als Milo Gorvetich erkannte, den Computerexperten im Prozess gegen Sabich.

»Enkelkinder sind doch wirklich die größte Freude, nicht wahr?«, fragte er und deutete mit dem Kinn auf zwei kleine Mädchen, die beide

Brillen trugen. Die Mädchen waren auf der Rutsche, und Tomaso, der ihnen folgen wollte, verharrte auf der untersten Sprosse, blickte sehnsüchtig zu ihnen hoch, hatte aber zu viel Angst, weiter hochzuklettern. Dieses Drama spielte sich jeden Tag ab. Tomaso heulte dann irgendwann los, und sein Vater hob ihn bis ganz nach oben. Dort zögerte Tomaso unweigerlich erneut, bis er endlich seinen ganzen Mut zusammennahm und nach unten rutschte, wo Tommy schon wartete, um ihn aufzufangen.

»Er ist mein Sohn«, sagte Tommy. »Ich hab spät angefangen.«

»Oje«, antwortete Gorvetich, aber Tommy lachte. Er hatte Dominga schon öfters gesagt, dass er für Tomaso ein T-Shirt machen lassen würde mit der Aufschrift: »Der alte Mann da drüben ist wirklich mein Vater.« Wenn Tommy den anderen Eltern hier erklärte, dass er Tomasos Vater war, hatten sie ihn meistens schon als den Oberstaatsanwalt erkannt. Wie er den anschließenden Kommentaren dann entnehmen konnte, vermuteten viele in ihm

einen machtbewussten Erfolgstypen, dessen Kind seiner zweiten oder dritten Ehe mit einer hübschen Vorzeigefrau entstammte. Im Grunde verstand keiner je das Leben der anderen.

»Ein goldiger Junge«, sagte Gorvetich.

»Die Wonne meines Lebens«, antwortete Tommy.

Wie sich herausstellte, wohnte Gorvetichs jüngste Tochter in Tommys Nachbarschaft, nur eine Straße näher am Fluss. Sie war Physikprofessorin und mit einem Ingenieur verheiratet. Der verwitwete Gorvetich passte häufig um diese Zeit auf die Mädchen auf, bis ihre Eltern von der Arbeit nach Hause kamen.

»Bereiten Sie sich schon wieder auf den nächsten großen Prozess vor?«, fragte Gorvetich, um ein bisschen zu plaudern.

»Noch nicht«, sagte Tommy. Normalerweise erfüllte der Oberstaatsanwalt ja nur Verwaltungsaufgaben. Die meisten von Tommys Vorgängern hatten keinen Gerichtssaal mehr von

innen gesehen, und Tommy liebäugelte bereits mit dem Gedanken, dass der Fall Rusty Sabich der letzte Prozess seines Lebens gewesen sein könnte.

»Für Sie war das bestimmt Standardkost«, sagte Gorvetich, »aber ich muss sagen, mir will der Fall immer noch nicht aus dem Kopf. Man sollte eigentlich meinen, dass Gerichtsverfahren eindeutig und überzeugend ausgehen, aber das lässt sich von dem weiß Gott nicht behaupten.«

Manchmal musste man das so hinnehmen, antwortete Tommy. Die engen Kategorien schuldig oder nicht schuldig wurden einem ganzen Universum von komplizierten Fakten nicht immer gerecht.

»Besser ein wenig Gerechtigkeit als gar keine«, sagte Tommy.

»Für einen Außenstehenden ist das verwirrend, aber ihr Profis seid wahrscheinlich an diese Grauzonen derart gewöhnt, dass ihr das Ganze sogar mit einem gewissen bitteren Humor betrachten könnt.«

»In diesem Fall gab es nicht viel zu lachen, finde ich.«

»Das unterscheidet Sie dann aber von Brand«, sagte Gorvetich.

Tommy behielt Tomaso im Auge, der noch immer auf der Leiter stand, obwohl sich hinter ihm schon eine Schlange gebildet hatte. Tommy versuchte, den Jungen von der ersten Sprosse zu ziehen, doch der protestierte lautstark und krähte sein Lieblingswort: »Nein.« Schließlich konnte Tommy seinen Sohn überreden, die anderen Kinder vorzulassen, doch sobald die nach oben geklettert waren, stieg Tomaso wieder auf die unterste Sprosse wie ein Habicht auf seiner Stange. Sein Vater stellte sich direkt hinter ihn, in Reichweite.

»Hartnäckig«, sagte Gorvetich lachend.

»Stur wie sein Vater. Was Gene so alles anrichten.« Gorvetichs Bemerkung fiel ihm wieder ein. »Was wollten Sie da vorhin über Brand sagen?«

»Nur dass mich ein Kommentar von ihm

gewundert hat, den er bei dem Abendessen eine Woche danach von sich gab. Wir hatten so eine kleine Feier. Sie waren doch auch eingeladen, soviel ich weiß.«

Tommy erinnerte sich. Nachdem er für den Prozess einen Monat lang rund um die Uhr gearbeitet hatte, wollte er nicht schon wieder einen Abend ohne seine Familie verbringen. Jetzt erklärte er, dass seine Frau zum Zeitpunkt des Dinners in den ersten Wochen ihrer zweiten Schwangerschaft gewesen war. Gorvetich gratulierte ihm und nahm dann den Faden seiner Geschichte wieder auf.

»Es war nach dem Essen, als wir noch draußen vor dem Matchbook standen und uns verabschiedet haben. Wir hatten beide ordentlich was getrunken, und ich hab zu Jim gesagt, es muss doch frustrierend sein, in einem System zu arbeiten, das manchmal derart unbefriedigende Ergebnisse hervorbringt. Jim hat gelacht und gesagt, er hätte dem Fall mit der Zeit eine Art von perversem Humor abgerungen, weil da jemand, der es

geschafft hat, den perfekten Mord zu begehen, am Ende für eine Tat bestraft wird, an der er gar nicht beteiligt war.«

»Wie hat er das gemeint?«, fragte Tommy.

»Ich weiß nicht. Ich hab damals nachgefragt, aber er ist nicht weiter drauf eingegangen. Ich dachte, Sie würden das verstehen.«

»Leider nein«, sagte Tommy.

»Ich hab immer wieder darüber nachgedacht. Als Sabich sich schuldig bekannt hat, bin ich davon ausgegangen, dass er einen Helfershelfer gehabt haben muss, um den Computer zu manipulieren. Ansonsten wäre das für einen Mann wie ihn, der mehr schlecht als recht mit Computern umgehen kann, eine technische Meisterleistung gewesen. Erinnern Sie sich, er hatte nicht mal gewusst, dass seine Internetrecherchen im Browser gespeichert werden würden.«

»Stimmt«, sagte Tommy.

»Ich hab mich gefragt, ob Jim zu dem Schluss

gekommen sein mochte, dass der Komplize gar kein Komplize war, sondern jemand, der aus eigenem Antrieb gehandelt hat und nicht auf Anweisung von Sabich.«

Tommy zuckte die Achseln. Er hatte keine Ahnung. An dem Tag, als sie festgestellt hatten, dass sich die Weihnachtskarte nicht auf dem Festplattenimage befand, hatten sie versucht, jede erdenkliche Möglichkeit durchzuspielen. Weil sie fast damit rechneten, dass die Verteidigung ihnen irgendwas unterstellen würde, hatten sie die Beweiskette sorgfältig daraufhin untersucht, ob sie auch wirklich lückenlos war. Damals im Dezember, als Yee anordnete, dass der PC an sie zurückgehen sollte, hatten Gorvetich und Orestes Mauro, ein Kriminaltechniker der Staatsanwaltschaft, den Monitor, die Tastatur, den Einschaltknopf am Tower und sogar die Maus mit Sicherheitssiegelband verklebt, das sie mit ihren Initialen versahen, ehe sie sämtliche Teile in Folie einschweißten. An dem Tag von Nat Sabichs Zeugenaussage war die Folie im Büro der

Staatsanwaltschaft mit Einverständnis der Verteidigung aufgeschnitten worden, aber das Sicherheitssiegelband war erst im Gerichtssaal im Beisein von Sabichs jungen Computerexperten entfernt worden. Die beiden hatten sich vergewissert, dass nirgendwo das Wort »beschädigt« zu sehen war, das in Blau erschien, sobald das Band abgezogen wurde.

Der Computer konnte somit nur in der Zeit manipuliert worden sein, als er sich in George Masons Amtsräumen befand. Gorvetich hatte sich Masons Protokoll angeschaut und die Ansicht vertreten, dass niemand lange genug Zugang zu dem Computer hatte, um sämtliche Arbeitsschritte durchzuführen, vor allem die Löschungen in den Registrierungsdateien, die selbst für ihn zeitaufwendig wären, wie er sagte. Die einzige plausible Erklärung schien daher, dass Sabich sich mit irgendeinem Computerkenner, den sie noch nicht identifiziert hatten, nach Dienstschluss ins Gebäude geschlichen hatte. Aber anscheinend war Brand in den Wochen danach noch eine andere

Lösung des Rätsels eingefallen.

»Wahrscheinlich hat Jim einfach ins Blaue geredet«, sagte Molto.

»Möglich«, sagte Gorvetich. »Oder ich hab ihn missverstanden. Wir hatten ziemlich viel intus.«

»Wahrscheinlich lag's daran. Aber ich werde ihn mal fragen.«

»Oder Sie lassen es auf sich beruhen«, sagte Gorvetich.

Der alte Mann wirkte meistens zerstreut und in Gedanken versunken, doch jetzt trat kurz ein listiger Blick in seine Augen. Tommy verstand nicht recht, was er dachte, aber Milos Enkelinnen waren auf die andere Seite des Spielplatzes gelaufen, und er verabschiedete sich hastig. Das war auch gut so, denn im selben Moment hörte Tommy einen Schrei, den er sofort als Tomasos erkannte. Als Tommy hochschaute, sah er, dass sein Sohn die Leiter hinaufgeklettert war. Jetzt stand der Zweijährige ganz oben und war zutiefst

erschrocken über das, was er da fertiggebracht hatte.

Kapitel 42

Rusty, 5. August 2009

»Das Gefängnis schreckt ihn nicht.« Vor langer Zeit, als ich noch Staatsanwalt war, sagten wir das über viele unserer Kunden. Meistens sprachen wir von hartgesottenen Kriminellen - Betrügern, Gangstern, Einbrechern -, die sich mit Verbrechen sozusagen ihre Brötchen verdienten und bei der Aussicht auf eine Freiheitsstrafe ungerührt blieben, entweder weil sie nie über die Zukunft nachgedacht hatten oder weil ein Zwischenstopp im Knast schon lange Teil ihrer zweifelhaften Berufsplanung war.

Der Satz will mir nicht mehr aus dem Kopf, weil ich mir fast unablässig einrede, dass das Gefängnis gar nicht so schlimm ist. Ich habe gestern überlebt.

Ich werde heute überleben, und dann morgen. Die Dinge, von denen man annehmen sollte, dass sie besonders bedrohlich sind - die Furcht vor anderen Häftlingen und die berüchtigten Gefahren der Gemeinschaftsdusche -, nehmen in der Psyche einen gewissen Raum ein, aber sie sind weit weniger bedeutend als anderes, das von außen eher banal schien. Man kann unmöglich ermessen, wie sehr man die Gesellschaft anderer Menschen oder die Wärme des natürlichen Tageslichts genießt, bis man ohne beides auskommen muss. Ebenso wenig kann man gänzlich erfassen, wie kostbar persönliche Freiheit ist, bis Dinge, die normalerweise je nach Tageslaune entschieden wurden - wann man aufsteht, wohin man geht, was man anzieht -, restlos von außen bestimmt werden. So absurd es auch klingen mag, das Schlimmste am Gefängnis ist zugleich auch das Offensichtlichste - man kann nicht raus.

Da meine Sicherheit in der Gemeinschaftshaft als zu gefährdet gilt, werde ich in Verwaltungshaft gehalten, was nichts anderes heißt als Einzelhaft.

Immer wieder frage ich mich, ob es mir besser ginge, wenn ich das Risiko der Gemeinschaftshaft auf mich nehmen würde. Dann könnte ich immerhin acht Stunden am Tag arbeiten. Die Häftlinge hier sind überwiegend junge Latinos und Schwarze, Gangmitglieder, die wegen irgendwelcher Drogendelikte einsitzen und kein langes Register von Gewalttaten aufweisen. Ob welche darunter sind, die es auf mich abgesehen hätten, kann man nur spekulieren. Von den Wärtern, die sozusagen das Internet der Strafanstalt sind, habe ich bereits gehört, dass hier zwei Männer einsitzen, deren Verurteilung ich bestätigt habe, und ich kann mir ausrechnen, dass ich vor vielen Jahren wahrscheinlich die Väter oder Großväter von einigen anderen angeklagt habe. Insgesamt schließe ich mich der Ansicht des hiesigen Direktors an, der mir riet, mich freiwillig für Einzelhaft zu entscheiden, weil ich zu berühmt bin, um nicht für irgendeinen hoffnungslosen und wütenden jungen Mann ein Symbol zu sein, ein kapitaler Fisch, den er liebend gern an der Angel hätte.

Also sitze ich in einer fünf Quadratmeter großen Zelle mit Zementwänden, mit einer niedrigen stahlverstärkten Tür, durch die ich meine Mahlzeiten bekomme, und mit einer einsamen Glühbirne. Das Fenster ist fünfzehn Zentimeter breit und sechzig Zentimeter hoch und lässt kaum Licht herein. Hier drin kann ich meine Zeit verbringen, wie ich mag. Ich lese alle zwei Tage ein Buch. Stern hat angedeutet, dass ich nach meiner Entlassung möglicherweise Abnehmer für meine Memoiren finden würde, und so schreibe ich jeden Tag ein bisschen, aber wahrscheinlich werde ich die Blätter verbrennen, sobald ich rauskomme. Die Zeitung kommt per Post mit zwei Tagen Verspätung, und gelegentlich sind Artikel über Strafvollzug herausgeschnitten. Ich habe begonnen, Spanisch zu lernen, und übe mit zwei von den Wärtern, die bereit sind, mir zu antworten. Und wie ein Müßiggänger im ausgehenden neunzehnten Jahrhundert pflege ich eine umfangreiche Korrespondenz. Ich schreibe Nat jeden Tag einen Brief und höre häufig von einigen Menschen aus meinem früheren Leben,

deren Loyalität mir enorm viel bedeutet, insbesondere von George Mason und Ray Horgan und einer meiner Nachbarinnen. Außerdem habe ich im letzten Monat Post von gut einem Dutzend hauptsächlich weiblichen Spinnern bekommen, die mir versichern, dass sie an meine Unschuld glauben, und dann über die Ungerechtigkeit jammern, die sie am eigenen Leib erfahren haben, meistens durch irgendeinen korrupten Scheidungsrichter.

Wenn die vier Insassen, die in Verwaltungshaft sitzen, gemeinsam zum einstündigen Hofgang nach draußen dürfen, spüre ich den spontanen Impuls, die drei anderen zu umarmen, um ihn gleich wieder im Keim zu ersticken. Rocky Toranto ist ein Transvestit, HIV-positiv, der in der Gemeinschaftshaft ständig andere Häftlinge anbaggerte. Die beiden anderen, die mich beäugen, während ich durch den Hof trabe und Dehnübungen und Liegestütze mache, sind gemeingefährlich. Manuel Rodegas hat ein Gesicht wie ein zertretener Käfer. Er ist ungefähr einen

Meter sechzig groß, und sein Kopf scheint direkt auf den Schultern zu sitzen. Manchmal hat er lichte Momente, aber die meiste Zeit faselt er unsinniges Zeug. Harold Kumbeela ist ein fleischgewordener Albträum, knapp zwei Meter groß, mindestens hundertdreißig Kilo schwer. Als er noch unten untergebracht war, schlug er einen Mann zum Krüppel und brachte einen anderen beinahe um. Eigentlich ist er viel zu gewalttätig für die staatliche Arbeitsfarm. Er ist nur hier, weil das Ministerium für Heimatschutz einige Zellen für illegale Einwanderer angemietet hat, die auf die Abschiebung warten, die in Harolds Fall nicht früh genug erfolgen kann. Zu meinem Pech hat Harold erfahren, dass ich Richter war, und sucht regelmäßig bei mir Rat in Bezug auf seinen Fall. Zu Anfang habe ich mich damit rausgeredet, nichts von Einwanderungsrecht zu verstehen, aber diese Finte brachte mir nur zwei Wochen Schonfrist ein. »Klar, Kumpel«, sagte er vor ein paar Tagen zu mir, »aber, Mensch, Alter, kannst du dich nich was schlaumachen? 'nem Kumpel 'nen Gefallen tun?« Ich habe die Wärter gebeten, Harold im Auge zu

behalten, aber das tun sie ohnehin.

Nat kommt mich einmal in der Woche besuchen und bringt jedes Mal einen Stapel Bücher mit, den die Aufseher unter die Lupe nehmen, und die vierzehn Dollar, die ich wöchentlich im Gefängnisladen ausgeben darf. Ich kaufe mir für die gesamte Summe Süßigkeiten, denn egal wie viel Sport ich treibe, das Essen kriege ich kaum runter. Nat und ich sitzen immer an einer kleinen getünchten Version eines Picknicktisches. Da hier die unterste Sicherheitsstufe gilt, darf ich über den Tisch fassen und kurz Nats Hand berühren, und ich darf ihn zur Begrüßung und zum Abschied umarmen. Wir bekommen jeden Sonntag eine Stunde. Als er mich die ersten beiden Male hier sah, weinte er, doch inzwischen genießen wir die gemeinsame Zeit; überwiegend redet er und erzählt mir Neuigkeiten von draußen, von der Arbeit und von der Familie, und die besten Internetwitze der Woche. Den größten Teil der Stunde verbringen wir gut gelaunt, und nur wenn das Gespräch auf die Trappers kommt, die schon

wieder mal eine hoffnungslose Saison spielen, werden wir kurz ernst.

Bislang war Nat mein einziger Besucher. Es wäre aus vielerlei Gründen unklug, wenn Anna ihn begleiten würde, und sie wahrt die gleiche Distanz wie fast die ganzen letzten beiden Jahre. Außerdem bin ich nicht gerade darauf erpicht, dass mich noch andere hier sehen. Sonntags, wenn Nat kommt, werde ich von einem Aufseher namens Gregg durch die verschachtelten Gänge geführt, die mich buchstäblich näher ans Licht bringen.

Ich bin daher völlig verblüfft, als die Tür zu meiner Zelle weit aufschwingt und Torrez, einer der Aufseher, die mir beim Spanischlernen helfen, sagt: »Su amigo.« Er tritt beiseite, und Tommy Molto bückt sich leicht, um durch die Tür zu treten. Ich habe ausgestreckt auf meiner Pritsche einen Roman gelesen und setze mich abrupt auf, aber ich weiß nicht, was ich sagen soll. Tommy auch nicht, der nun im Raum steht und sich anscheinend erst jetzt fragt, warum er hier ist.

»Rusty.« Tommy streckt mir eine Hand hin, die ich schüttele. »Hübscher Bart«, sagt er.

Ich habe mir hier einen Bart wachsen lassen, hauptsächlich weil das Rasieren bei dem Licht in meiner Zelle gefährlich ist und weil die Sicherheitsrasierer, die man uns hier gibt, fürchterlich stumpf sind.

»Wie geht es Ihnen?«, fragt Molto.

Ich breite die Arme aus. »Der Wellnessbereich könnte besser sein, aber zumindest gibt's Zimmerservice.«

Er lächelt. Den Witz bringe ich öfter in meinen Briefen.

»Ich bin nicht hier, um mich an Ihrem Elend zu weiden, falls Sie das befürchten«, sagt Molto. »Wir hatten hier eine Besprechung von Gefängnisbeamten und Staatsanwälten aus dem ganzen Staat.«

»Komischer Tagungsort.«

»Keine Journalisten.«

»Aha.«

»Die Justizvollzugsbehörde schlägt vor, einige Insassen zu entlassen, die über fünfundsechzig sind.«

»Weil sie keine Gefahr mehr darstellen?«

»Um Geld zu sparen. Der Staat kann es sich nicht mehr leisten, ihre Gesundheitsversorgung zu finanzieren.«

Ich lächele. Was für eine Welt. Niemand im Strafrechtssystem spricht je über die Kosten des Strafvollzugs. Alle denken, Moral hat keinen Preis.

»Vielleicht hat Harnason ja einen besseren Deal gemacht, als er dachte«, sage ich zu Tommy.

Tommy zuckt die Achseln. »Ich denke, er hat die Wahrheit gesagt.«

»Das denke ich auch. Größtenteils.«

Tommy nickt. Die Zellentür ist noch offen, und Torrez steht direkt davor. Um es sich etwas

bequemer zu machen, lehnt sich Tommy in seinem Anzug an die Wand. Ich habe beschlossen, ihm nicht zu sagen, dass sich an der Stelle oft Feuchtigkeit sammelt.

»Jedenfalls«, sagt Tommy, »denken manche Leute, Sie sollten auch als Kandidat für eine vorzeitige Entlassung infrage kommen.«

»Ich? Wer denn, jemand außerhalb meiner Familie?«

»In meinem Büro kursiert anscheinend eine Theorie, dass Sie sich einer Straftat für schuldig bekannt haben, die Sie gar nicht begangen haben.«

»Die Theorie ist ungefähr so gut wie die anderen, die ihr über mich hattet. Die waren alle falsch, und die ist es auch.«

»Tja, ich hab mir gedacht, wo ich schon mal hier bin, schau ich kurz rein und höre, was Sie dazu zu sagen haben. Komischer Zufall, aber vielleicht ist das ja ein Zeichen, dass es mich ausgerechnet hierher verschlagen hat.«

Tommy hatte schon immer etwas von einem katholischen Mystiker an sich. Ich wäge ab, was er gesagt hat. Ich weiß nicht, ob ich gerührt oder erbost sein soll, als mir klar wird, dass Tommy noch immer bereit scheint, meinem Wort zu glauben. Ich kann mir nicht vorstellen, was er über mich denkt. Wahrscheinlich viel Widersprüchliches. Das ist sein Problem.

»Jetzt haben Sie es gehört, Tom. Woher stammt denn eigentlich diese Theorie bei Ihnen im Büro?«

»Ich bin gestern zufällig Milo Gorvetich begegnet, und der hat etwas wiederholt, was andere gesagt haben. Ich hab's zuerst nicht richtig verstanden, aber mitten in der Nacht ist es mir aufgegangen, und es hat mir keine Ruhe gelassen.«

Tommy schaut sich um, dann schiebt er den Kopf zur Tür hinaus und bittet Torrez um einen Stuhl. Es dauert eine Minute, bis der Aufseher mit einer Plastikkiste aufwarten kann. Ich hatte überlegt, Molto das brillenlose Edelstahlklosett anzubieten, aber Tommy ist zu korrekt, um darüber zu lachen.

Und sehr bequem ist es auch nicht.

»Etwas hat Ihnen mitten in der Nacht keine Ruhe gelassen«, rufe ich ihm in Erinnerung, als er Platz genommen hat.

»Was mir keine Ruhe lässt, ist die Tatsache, dass ich einen Sohn habe. Und in etwa sechs Monaten werde ich noch einen haben.«

Ich gratuliere ihm. »Sie geben mir Hoffnung, Tommy.«

»Wie das?«

»Im fortgeschrittenen Alter noch mal neu anfangen? Bei Ihnen scheint das zu klappen. Vielleicht erlebe ich ja auch noch etwas Gutes, wenn ich hier rauskomme.«

»Das hoffe ich, Rusty. Der Glaube macht alles möglich, wenn ich das so sagen darf.«

Ich bin sicher, dass das keine Lösung für mich ist, aber ich nehme den Rat als gut gemeint hin, und das sage ich Tommy auch. Danach tritt Schweigen

ein.

»Jedenfalls«, sagt Molto schließlich, »wenn mir jemand sagen würde, ich müsste zwei Jahre im Knast verbringen, um das Leben meiner Söhne zu retten, würde ich das tun, ohne mit der Wimper zu zucken.«

»Bravo.«

»Wenn ich also überzeugt gewesen wäre, dass ein Mensch, den ich liebe, auch ohne meine Einwilligung an dem Computer rumgefummelt hat, hätte ich mich vielleicht in mein Schwert gestürzt und mich schuldig bekannt, bloß um die Sache zu beenden.«

»Richtig. Aber dann wäre ich unschuldig, und ich habe Ihnen ja gesagt, dass ich schuldig bin.«

»Das behaupten Sie.«

»Finden Sie das nicht ein bisschen absurd? Seit über zwanzig Jahren sage ich Ihnen, dass ich kein Mörder bin, und Sie glauben mir nicht. Dann finden Sie endlich eine Straftat, die ich begangen

habe, und wenn ich sie gestehe, akzeptieren Sie das auch nicht.«

Molto lächelt. »Ich mach Ihnen einen Vorschlag. Weil Sie ja so ein ehrlicher Bursche sind. Sie erklären mir einfach ganz genau, wie Sie den Computer manipuliert haben. Nur unter uns. Sie haben mein Wort, dass niemand je deswegen angeklagt wird. Ich verspreche, dass alles, was Sie sagen, streng vertraulich bleibt. Erklären Sie es mir einfach.«

»Tut mir leid, Tom. Wir haben eine Absprache getroffen. Ich habe gesagt, ich werde keine Fragen beantworten. Und dabei bleibt es.«

»Wollen Sie es schriftlich haben? Haben Sie einen Stift? Ich schreib es Ihnen auf. Reißen Sie einfach eine leere Seite aus einem von Ihren Büchern.« Er zeigt auf den Stapel auf meinem schmalen Regalbrett. »>Ich, Tommy Molto, Oberstaatsanwalt von Kindle County, verspreche, dass im Zusammenhang mit Rusty Sabichs PC keinerlei Anklagen mehr erhoben werden und dass ich

sämtliche mir zur Verfügung gestellten Informationen streng vertraulich behandeln werde.< Denken Sie, dass ich so ein Versprechen nicht halten kann?«

»Wahrscheinlich nicht, ehrlich gesagt. Aber darum geht es auch nicht.«

»Nur Sie und ich, Rusty. Sagen Sie mir, was passiert ist. Dann kann ich die ganze Sache endlich auf sich beruhen lassen.«

»Denken Sie wirklich, Sie würden mir glauben, Tommy?«

»Weiß der Himmel, warum, aber ja. Ich weiß nicht, ob Sie ein Soziopath sind oder nicht, aber ich würde mich nicht wundern, wenn Sie bislang nicht gelogen haben, Rusty. Zumindest nicht danach beurteilt, wie Sie die Wahrheit sehen.«

»Zumindest damit haben Sie recht. Okay«, sage ich, »Sie sollen die Wahrheit hören. Ein für alle Mal. Nur unter uns.« Ich stehe vom Bett auf und sehe ihm direkt in die Augen. »Ich habe die Justiz

behindert. Und nun lassen Sie's gut sein.«

»Wollen Sie das?«

»Das will ich.«

Molto schüttelt den Kopf und bemerkt auf einmal den feuchten Fleck auf der Schulter seines Jacketts. Er reibt ein paarmal darüber, und als er aufsieht, kann ich ein Lächeln nicht ganz unterdrücken. Seine Augen werden hart. Ich habe den alten wunden Punkt zwischen uns getroffen, Rusty oben, Tommy unten. Durch mich ist er zum Mr Wahrheit-und-Gerechtigkeit geworden, aber wenn wir beide allein sind, kann ich ihn noch immer empfindlich treffen.

»Sie können mich mal, Rusty«, sagt er dann. Er geht zur Tür hinaus, dann kommt er wieder zurück, aber nur, um die Plastikkiste mitzunehmen.

Kapitel 43

Tommy, 6. August 2009

Tommy hatte sich schon immer gefragt, was mal aus jungen Leuten wie Orestes Mauro werden würde, dem Beweismittelspezialisten der Staatsanwaltschaft, der für digitales Equipment zuständig war. Tommy meinte, in seinem reifen Alter zumindest eine gewisse Vorstellung haben zu müssen, aber er konnte sich nicht erinnern, dass es in seiner Jugend Menschen wie Orestes gegeben hatte. Der Junge war clever und machte seine Arbeit gut, wenn auch auf seine ganz eigene Art und Weise. Aber für Orestes war das Leben ein Spiel. Ständig hatte er die Stöpsel von seinem iPod in den Ohren stecken, und er nahm höchstens mal einen raus, wenn er mit jemandem sprach. Immer wenn Tommy Orestes auf dem Flur reden hörte, ging es um Onlinespiele und die neusten Updates für seine Xbox. Sein Interesse an Computern

beruhte überwiegend darauf, dass er Rechner und Software als ein kompliziertes Rätsel betrachtete, weshalb die jeweils anstehende Arbeit immer der faszinierenden Fragestellung untergeordnet war, wie alles im Innern der Maschine funktionierte. Orestes akzeptierte Arbeit als langweilige Notwendigkeit, sie durfte nur nicht zu lange dauern. Er war ein lieber, freundlicher Junge. Falls er überhaupt mitbekam, dass er nicht allein war.

Orestes war im Beweismitteldepot und trommelte Rhythmen auf mehreren Pappkartons, als Tommy ins Büro kam. Es war fast sieben Uhr abends. Auf dem Rückweg von Morrisroe und der staatlichen Arbeitsfarm hatte er elend lange im Stau gestanden, bis er schließlich abgebogen und über Landstraßen nach Hause gefahren war, wodurch er direkt am Bezirksgebäude vorbeikam. Da er das Abendessen mit Dominga und Tomaso ohnehin schon verpasst hatte, beschloss er, noch rasch die Akten für seine morgendliche Besprechung im Berufungsgericht abzuholen. So würde er am nächsten Morgen eine halbe Stunde später

losmüssen, und Dominga konnte etwas länger schlafen.

Als er jetzt Orestes erblickte, änderte er die Richtung und betrat das Beweismitteldepot, einen umgebauten Lagerraum hinter dem Lastenaufzug. Beweismittel, die im Zuge eines Anklageverfahrens beschlagnahmt worden waren, mussten, so die gesetzliche Vorschrift, bei der Staatsanwaltschaft aufbewahrt werden und nicht bei der Polizei. Als Orestes Tommy hereinkommen sah, wirbelte er fast in Michael-Jackson-Manier auf einer Fußspitze herum.

»He, Boss!« Wenn er seine Ohrhörer trug, sprach er immer zu laut.

»Hallo, Orestes.« Tommy deutete auf seine Ohren, und Orestes zog einen Stöpsel heraus. Tommy tippte auch auf die andere Seite. Orestes tat ihm den Gefallen, erwartete nun aber offensichtlich irgendwas Ernstes.

»Was'n los?«

»Der Fall Sabich«, antwortete Tommy. Orestes stöhnte auf. »Der mit dem Richter?«

»Genau der.«

»Mann, die Geschichte ist echt krank«, sagte er.

Eine zutreffende Analyse. Tommy hatte auf dem ganzen Rückweg an Rusty denken müssen. Ihre Begegnung in der Zelle hatte Tommy, so schien es zumindest, stärker verunsichert als Sabich. Tommy hatte erwartet, Rusty wäre deprimiert oder albern, wie die meisten Männer in Einzelhaft, aber irgendwie hatte er fast einen befreiten Eindruck gemacht. Mit dem langen Haar und dem Gefängnisbart, weißer, als Tommy gedacht hatte, sah er aus wie ein Schiffbrüchiger auf einer einsamen Insel. Und er hatte dieselbe Aura - du kannst mir nichts anhaben. Das Schlimmste ist passiert. Jetzt kannst du mir nichts mehr anhaben. Doch trotz allem war Sabich immer noch er selbst. Wahrscheinlich hatte er Tommy nicht angelogen, aber er hatte auf seine eigene Art gesprochen, hatte seine Worte vorsichtig, sogar durchtrieben

gewählt, damit er sich sagen konnte, dass er ehrlich war, um gleichzeitig zum Ausdruck zu bringen, dass nur er wirklich die Wahrheit kannte, eben typisch Rusty. Womit Tommy wieder in derselben Klemme steckte wie schon seit Jahren, wenn es um Rusty ging. Was war die Wahrheit, verdammt noch mal?

»Ich bin immer noch nicht dahintergekommen, wie die das mit dem Computer hingekriegt haben.«

»Mann«, sagte Orestes. »Ich auch nicht. Ich hab ihn jedenfalls nicht angefasst, Mann. Das weiß ich genau.« Er lachte.

»Ich auch nicht. Aber irgendwie denke ich immer, dass wir irgendwas übersehen haben. Ich frage mich, ob Sabich vielleicht die Justizbehinderung gestanden hat, um seinen Jungen zu schützen. Könnte das sein?«

»Okay«, sagte Orestes. Er ergriff die außergewöhnliche Maßnahme, seinen iPod auszuschalten, und setzte sich auf einen Metallhocker. »Mich hat keiner gefragt, aber

wissen Sie noch, die große Besprechung, die wir hatten, nachdem ihr alle drüben im Gericht wart, nachdem ihr wusstet, dass die Weihnachtskarte getürkt war? Und Milo Gorvetich war damit zugange, dass keiner, der in Richter Masons Amtszimmer am Computer gewesen war - nicht Sabich und nicht sein Sohn und auch nicht die ehemalige Referendarin -, genug Zeit gehabt hätte, um da rumzufummeln und alles zu machen, was man machen musste, um die Karte zu erstellen. Wissen Sie noch?«

»Klar.«

»Und Jimmy B. meinte, Sabich müsste sich ins Gerichtsgebäude geschlichen haben?«

»Genau.«

»Jetzt nur mal so als Gedanke. Was, wenn sie es alle zusammen waren? Was, wenn sie alle zusammen die Karte auf den Rechner getrickst haben? Einer von ihnen hat was von einem USB-Stick aufgespielt, ein anderer hat Office Spy laufen lassen und wieder ein anderer das

Programmverzeichnis geändert. Für alle zusammen oder auch nur zu zweit hätte die Zeit gereicht.«

Tommy fasste sich an die Stirn. Natürlich. Vielleicht stand Orestes ja doch eine bessere Zukunft bevor, als er gedacht hatte.

»Meinen Sie, es war so?«, fragte Molto.

Orestes lachte laut auf. »Ey, ich hab keine Ahnung«, sagte er. »Computer sind immer der Wahnsinn, Mann. Da gibt's keinen, der sich wirklich auskennt. Das macht sie ja gerade so cool.«

Tommy ließ sich diesen kleinen philosophischen Leckerbissen auf der Zunge zergehen. Das war ein Blick in die Zukunft. Computer, so sagte Orestes, waren in einer Hinsicht jetzt schon wie Menschen: Man konnte sie nie ganz verstehen.

»Aber mal angenommen, Sie hätten die Karte auf den Computer bringen wollen. Hätten Sie es dann so gemacht?«

»Ich?« Orestes lachte wieder, ein heller, melodischer Klang. »Ey, ich hätte es viel einfacher hingekriegt. Sag ich jetzt mal.«

Orestes' lockeres Selbstbewusstsein war leicht alarmierend. Schließlich war er für die Entwicklung von Systemen zuständig, die die in seiner Obhut befindlichen Beweismittel vor Manipulationen schützen sollten. Natürlich fragte Tommy, was er damit meinte.

»Na ja, hat sich so ergeben. Ich meine, in der Nacht, als ich oben im Büro war, um mit Jimmy B. die Folie zu entfernen —«

»Ich dachte, das wäre erst morgens gewesen, kurz vor Verhandlungsbeginn?«

»Nee, von Mitternacht bis acht Uhr früh.« Orestes legte den Daumen auf einen der bunten Streifen in seinem Hemd. »Morgens muss ich zur Uni. Studieren. Was aus mir machen.« Orestes trommelte einen flotten Wirbel auf dem nächstbesten Karton, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen. »Ich bin also rauf in

Brands Büro, weil der PC auf dem Prozesswagen stand, und dann haben wir zusammen die Folie entfernt, was ewig gedauert hat, weil da mindestens drei oder vier Schichten drum waren. Und als ich endlich an das Ding rankomme und mal genauer hinsehe, denk ich: Scheiße, das ist ja wohl voll daneben.«

»Soll heißen?«

»Soll heißen, das Sicherheitssiegelband am Tower ging über den Einschaltknopf, klar. Aber der Einschaltknopf ist versenkt, also ins Gehäuse eingelassen. Deshalb war da so ein ganz kleines bisschen Luft unter dem Band, und ich sag so zu Brand: >Du Schande, wir haben Mist gebaut, die Kiste könnte man hochfahren. < Darauf er so: >Niemals<, und da hab ich eins von meinen Werkzeugen genommen -« Aus der Brusttasche fischte Orestes einen winzigen Schraubenzieher, so klein, dass man damit die Schräubchen einer Brille nachziehen konnte. »Und hab's einfach unter das Band geschoben. Und Brand, also ehrlich, ich meine, der Typ ist okay, aber der hätte mich fast

erwürgt. Der dachte, ich würde das Band beschädigen. Das war der Tag, an dem die chiquita aus der Bank ausgesagt hat, und Brand meinte bloß: >Lass den Quatsch, wir haben schon genug Probleme.< Ich hab nix gemacht. Ihn nur erschreckt. Gorvetich hat das ganze Sicherheitssiegelband ja dann am Morgen abgemacht, null Problemo.

Aber ich mein ja nur. Wenn ich was mit dem Computer hätte machen wollen, dann hätte ich's da gemacht.«

»Sie hätten den Computer also einschalten können?«

»Hab ich aber nicht.«

»Weiß ich doch, Orestes. Aber hätten Sie es gekonnt? Die anderen Teile, die Tastatur und der Monitor waren doch noch versiegelt, nicht wahr?«

»Total, Mann. Aber die Ports am Tower waren nicht zugeklebt. Da hätte man einfach eine Maus oder einen Monitor anschließen können, alles, was

kompatibel ist. Davon gibt's jede Menge. Deshalb hab ich mich ja auch so darüber aufgeregt. Aber passiert ist nix. Das war alles monatelang eingeschweißt gewesen. Alles noch mit Prüfinitialen und so, aber ich mein bloß, wo Sie mich schon fragen, so hätt ich's machen können. Hab ich aber nicht, und Sabich und die anderen, die haben's gemacht. Aber wie genau, keine Ahnung. Regel Nummer eins, Mann. Was du nicht weißt, weißt du nicht. Du weißt es einfach nicht.«

Orestes grinste breit unter dem leichten Flaum, der als Schnurrbart herhalten musste. Er war ein richtig schlauer Bursche, dachte Tommy erneut. Und im Laufe der Jahre würde er schon noch dahinterkommen, was er nicht wusste.

Brand war den Vormittag im Büro und sortierte Akten auf seinem Schreibtisch, als Tommy gegen elf von der Besprechung im Berufungsgericht zurückkam. Die Besprechung hatte im Wesentlichen dasselbe ergeben wie die

Besprechung gestern im Gefängnis. Keiner hatte genug Geld. Wo konnte gespart werden?

Brand hatte gestern einen Tag freigenommen, um sich mit politischen Beratern zu treffen. Sein Gegner Berrojas hatte den Vorteil, auf eine bestehende Organisation zurückgreifen zu können. Brand würde viel Hilfe von der Partei bekommen, aber er musste auch ein eigenes Team aufstellen.

Molto fragte, was er von den Beratern hielt.

»Die beiden Frauen haben mir imponiert. O'Bannon und Meyers? Ziemlich clever. Aber rate mal, was ihr letzter Wahlkampf war?«

»Sabich.«

»Genau.« Brand lachte. »So was nennt man wohl Auftragskiller.«

»Ich hab ihn übrigens gestern gesehen.«

»Wen?«

»Rusty.«

Brand hatte weiter Stapel auf seinem Schreibtisch

hin und her geschoben, aber jetzt verharrte er. Der Prozesswagen vom Fall Sabich stand noch immer in einer Ecke des Büros, mit Jims und Tommys Prozessakten und den Beweisstücken, die Richter Yee ihnen nach Abschluss des Verfahrens wieder ausgehändigt hatte. Während eines Prozesses kümmerte man sich um nichts anderes auf der Welt - Familienfeste, Nachrichten, andere Fälle, alles wurde ignoriert -, und sobald der Prozess zu Ende war, wurde all das, was man links liegen gelassen hatte, dringender als so etwas Banales wie Aufräumen. Bei der Hälfte der Staatsanwälte stapelten sich Kisten mit Prozessakten, die nach einer Urteilsverkündung monatelang unangerührt stehen blieben. Wenn man dann endlich die Zeit fand, das Zeug wegzuräumen, war das so schmerzlich, als würde man sich noch einmal Erinnerungsstücke an eine vergangene Liebe ansehen, und die Unterlagen und Tablettenfläschchen, die einem einst so bedeutsam erschienen wie Splitter des Heiligen Kreuzes, waren jetzt im Alltagstrott vollkommen unerheblich. Schon in wenigen Monaten würde

Tommy nicht mehr sagen können, wie die einzelnen Gegenstände in das komplizierte Labyrinth von Rückschlüssen und Folgerungen gepasst hatten, aus dem die Anklage bestanden hatte. Jetzt war nur noch das Ergebnis von Bedeutung. Rusty Sabich saß als verurteilter Straftäter im Gefängnis.

»Ich war draußen in Morrisroe«, sagte Tommy. Er berichtete Brand von der Besprechung. Die Freilassung von Häftlingen würde ein Wahlkampfthema werden, sobald die Presse davon erfuhr, aber Brand interessierte sich mehr für Sabich.

»Du bist einfach zu ihm rein? Ohne Anwalt, ohne alles?«

»Ein bisschen wie alte Bekannte«, sagte Tommy. Er war gar nicht auf die Idee gekommen, dass Sabich sich weigern könnte, mit ihm zu sprechen. Und Sabich offenbar auch nicht. Sie waren beide zu sehr in ihre langjährige Rivalität verstrickt, um noch jemand anderen dabeihaben zu wollen. Es

war wie ein Streit mit der Exfrau.

»Wie sah er aus?«, fragte Brand.

»Besser, als ich gedacht hatte.«

»Mist«, sagte Brand.

»Ich wollte ihn unter vier Augen fragen, wie er das mit dem Computer hingekriegt hat.«

»Schon wieder?«

»Er hat nicht geantwortet. Ich glaube, er schützt seinen Sohn.«

»So was Ähnliches hab ich mir auch schon gedacht.«

»Ich weiß. Neulich bin ich zufällig Gorvetich begegnet. Er hat erzählt, dass ihr beide letzten Monat einen über den Durst getrunken habt und dass du gesagt hast, deiner Meinung nach habe Rusty sich für etwas schuldig bekannt, das er nicht getan hat. Zuerst konnte ich mir nicht erklären, was du damit gemeint haben könntest. Und dann wurde mir klar, dass du denkst, er deckt seinen

Sohn.«

Brand zuckte die Achseln. »Wer weiß, was ich gedacht habe? Ich war ziemlich voll. Und Milo auch.«

»Aber ich verstehe immer noch nicht, was dich auf die Idee gebracht hat, dass Rusty seinen Sohn schont.«

Brand verzog den Mund und starrte nach unten auf seinen Schreibtisch. Die Aktenstapel waren militärisch akkurat aufgebaut, die Kanten gerade und die Zwischenabstände regelmäßig wie Betten in einer Kaserne. Er nahm ein paar Ordner und blickte sich suchend um - wohin damit?

»Nur so ein Gefühl«, sagte er.

»Aber wieso?«

Brand legte die Ordner auf einer freien Ecke des Schreibtischs ab, wo sie offensichtlich nicht hingehörten.

»Ist doch egal, oder? Rusty ist im Kittchen. Wo er

hingehört. Zumindest eine Zeitlang. Wovor hast du Angst?«

Angst. Das war das richtige Wort. Tommy war um drei Uhr nachts wach geworden, und seitdem war er die meiste Zeit richtig verängstigt. Er hätte sich gern gesagt, dass er sich nur mal wieder selbst quälte, dass er unfähig oder Unwillens war, seinen eigenen Erfolg anzunehmen. Aber er wusste, er würde der Sache auf den Grund gehen müssen, wenn er sich selbst noch im Spiegel anschauen wollte.

»Wovor ich Angst habe, Jimmy, ist, dass du wusstest, dass Rusty diese Karte nicht auf den Computer gespielt hat.«

Brand sank endlich in seinen Schreibtischsessel. »Wie kommst denn da drauf, Tom?«

»Ich hab in den letzten zwei Tagen viele Puzzleteilchen zusammengesetzt. Das, was du zu Gorvetich gesagt hast. Die Tatsache, dass du die ganze Nacht hier warst, nachdem die Folie vom Computer entfernt worden war. Und dass Orestes

dir gezeigt hatte, wie er eingeschaltet werden konnte, ohne das Sicherheitssiegelband zu entfernen. Das war, nachdem die Frau von der Bank ausgesagt hatte und es auf einmal so aussah, als würde unsere Anklage den Bach runtergehen. Und du verstehst was von Computern. Du hast bei Gorvetich programmieren gelernt. Also muss ich dich jetzt fragen, Jim, ja? Wir haben nämlich sonst immer noch keine Erklärung dafür. Hast du die Karte erstellt?«

»Wie soll ich das denn gemacht haben?«, fragte Brand entwaffnend ruhig. »Wenn ich den Computer eingeschaltet und irgendwas damit gemacht hätte, dann hätte das Programmverzeichnis doch registriert, dass es geöffnet worden war. Weißt du nicht mehr?«

»Doch, doch. Bloß, der PC sollte am nächsten Morgen im Gericht eingeschaltet werden, und dann würde das Programmverzeichnis Datum und Uhrzeit des aktuellen Tages anzeigen.« Er hatte jetzt Brands volle Aufmerksamkeit. Jim beobachtete Tommy vorsichtig.

»Das ist genial«, fuhr Tommy fort. »Biete der Verteidigung eine Strategie an, die wunderbar in die Beweislage passt, sodass Stern gar nicht anders kann, als darauf einzugehen. Und dann, nachdem er das getan hat, widerlegst du sie völlig überraschend. Und gibst dem Angeklagten die Schuld an dem Betrug. Das ist einfach genial.«

Brand sah ihn eine ganze Weile völlig ausdruckslos über den Schreibtisch hinweg an. Und dann verzog sein Mund sich langsam zu einem Lächeln, bis er Molto schließlich so angrinste, wie er das oft tat, wenn sie beide das Spaßige, das Absurde, die derbe Komik menschlichen Fehlverhaltens ebenso anerkannten wie die vergeblichen Anstrengungen der Rechtsprechung, es im Zaum zu halten.

»Ja, das wäre verflucht genial«, sagte er.

Irgendetwas in Tommy zerbrach, wahrscheinlich sein Herz. Er setzte sich auf einen Holzstuhl auf der anderen Seite des Raumes. Brand hätte bloß Nein zu sagen brauchen. Inzwischen hatte Jim

Tommys Stimmung erfasst, und sein Lächeln war schwächer geworden.

»Der Mann hat einen Menschen umgebracht, Boss. Zwei Menschen. Er ist schuldig.«

»Nur nicht dessen, wofür wir ihn ins Gefängnis gebracht haben.«

»Wen kümmert das?«

»Mich«, sagte Tommy. In all den Jahren, die er nun schon in dieser Behörde arbeitete, hatte er erlebt, wie ein Oberstaatsanwalt nach dem anderen seinen Mitarbeitern Predigten darüber hielt, dass es die Pflicht eines Anklägers war, hart, aber fair vorzugehen. Manche von ihnen meinten es ernst; manche sagten es mit einem Augenzwinkern und einem Nicken, weil sie wussten, wie schwer es war, Räuber und Gendarm zu spielen, in gerader Linie mitten auf der Straße zu bleiben, wenn die bösen Buben sich in den Büschen versteckten und von dort angriffen. Wahrscheinlich hatte Tommy bis zu Tomasos Geburt in dieser Hinsicht so manches Mal geschwankt. Aber die Zukunft

gewann eine neue Bedeutung, wenn man ein Kind hatte. Man musste ihm beibringen, was richtig und was falsch war. Ohne Ausflüchte und Einschränkungen. Auf der Straße würde die Wahrheit immer unergründlich sein. Aber alle Hoffnung war verloren, wenn der Staat keine klaren Grenzen zog und sie auch achtete.

»Der Mann hat vor Gericht gestanden, dass er schuldig ist«, sagte Brand.

»Würdest du das tun, um deinen Sohn zu schützen? Er wusste, dass er es nicht getan hat, Jim, und sein Sohn war der Einzige, der ein Motiv hatte, ihm auf diese Weise helfen zu wollen. Also hat er sich schuldig bekannt, um die Sache zu Ende zu bringen.«

»Er ist ein Mörder.«

»Weißt du was?«, sagte Tommy. »Selbst da bin ich mir nicht mehr so sicher. Nenn mir einen Grund, warum die Frau, die ohnehin schon am Leben litt, nicht einfach den Geist aufgegeben und sich umgebracht haben soll, als sie herausfand, dass ihr

Mann eine Affäre hatte?«

»Seine Fingerabdrücke sind auf dem Tablettenfläschchen. Er hat sich im Internet über Phenelzin informiert.«

»Das ist alles, was wir haben? Willst du ernsthaft behaupten, dass wir es uns nicht zweimal überlegt hätten, ob wir Anklage erheben, wenn wir gewusst hätten, dass Barbara Sabich in der Bank war?«

»Er hatte es nicht verdient, noch mal davonzukommen. Von dir mal ganz zu schweigen. Du hast Rusty zwanzig Jahre lang wie eine Bleikugel am Bein mit dir rumgeschleppt.«

Was Brand getan hatte, wollte er nicht, es war kein Geschenk für ihn. Doch noch während er mitten in der Nacht in der Dunkelheit gesessen hatte, dann und wann die schluchzenden, schlafenden Atemzüge seines Sohnes hörte und gelegentlich seine Frau, häufig in einem unerklärlich engen Rhythmus, da war ihm eines klar geworden: Falls Brand es getan hatte, dann hatte er es für ihn getan.

»Für dich hat es auch was gebracht, Jim. Immerhin kandidierst du, um der nächste Oberstaatsanwalt zu werden.«

Bis zu diesem Moment war Brand zwar gutmütig gewesen, aber mit unstetem Blick und in Abwehrhaltung, jetzt jedoch beugte er sich in ehrlichem Zorn vor. Seine großen Hände ballten sich fest.

»Tommy, ich hab mich jahrelang für dich krummgelegt, weil ich dir das schuldig bin. Weil du ein Anrecht darauf hast. Du warst besser zu mir, als meine eigenen Brüder das waren. Ich habe nie meine eigenen Interessen vor deine gestellt. Ich häng an dir, und das weißt du auch.«

Ja, das wusste er. Brand liebte ihn. Und er liebte Brand. Er liebte Brand so, wie Soldaten die Männer und Frauen lieben lernten, die mit ihnen in den Kampf zogen, die ihnen Rückendeckung gaben und zu den wenigen Menschen zählten, die wirklich um die Angst und das Blutvergießen und das Chaos des Krieges wussten. Dadurch wurde

man zu siamesischen Zwillingen, am Herzen oder an irgendeinem anderen lebenswichtigen Organ zusammengewachsen. Brand war loyal. Und Brand war intelligent. Aber er hatte seine eigenen Gründe, warum er sich zu fest an Tommy klammerte. Weil er ein Gewissen brauchte.

»Hör mal«, sagte Brand. »Dumm gelaufen. Es ist mitten in der Nacht, du bist im Eimer und wütend, und auf einmal kommt dir diese unausgegorene Idee, eigentlich nur, weil du weißt, dass es klappen könnte, und du denkst weiter drüber nach, und sie wird immer konkreter. Ehrlich gesagt, ich hab die vollen drei Stunden, die ich dafür gebraucht hab, laut vor mich hin gelacht. Kam mir damals total lustig vor.«

Tommy dachte darüber nach. Wahrscheinlich war es wirklich so gewesen. Aber das änderte nichts.

»Ich werde den Mann nicht für etwas im Knast schmoren lassen, das er nicht getan hat, Jim.«

»Du bist verrückt.«

»Nein, bin ich nicht. Ich werde Richter Yee anrufen. Wir werden heute Nachmittag einen Antrag auf Aufhebung des Urteils stellen. Spätestens morgen Vormittag ist Sabich draußen. Ich muss mir bloß überlegen, was ich sagen werde. Und was ich mit dir mache.«

»Mit mir?« Brand erstarrte. »Mir? Ich hab nichts gemacht. Ich habe nicht falsch ausgesagt. Ich habe keine falschen Beweise vorgelegt. Ich habe den Computer vor Gericht nicht eingeschaltet. Lies dir das Protokoll durch, Tom. Du wirst sehen, dass ich dem Gericht nie etwas anderes gesagt habe, als dass diese Karte eine Fälschung war. Und ich habe Beweise dafür vorgelegt, um eine Irreführung des Gerichts zu verhindern. Also wo bitte siehst du da ein Verbrechen?«

Tommy betrachtete Brand traurig. Seit einigen Jahren machten Verbrechen ihn traurig. Als er noch jünger war, hatten Verbrechen ihn wütend gemacht. Heute wusste er, dass sie ein untilgbarer Teil des Lebens waren. Das Rad drehte sich, in Menschen brodelten Impulse und Triebe, und die

meiste Zeit hielten sie sich zurück. Aber wenn sie es nicht taten, war es Tommys Aufgabe, dafür zu sorgen, dass sie bestraft wurden, weniger weil das, was sie getan hatten, unbegreiflich war - jedenfalls nicht, wenn man ehrlich einschätzte, wie Menschen sein konnten -, sondern weil die anderen, diejenigen, die jeden Tag versuchten, sich zu beherrschen, die Warnung brauchten und, was noch wichtiger war, die Genugtuung, dass böse Menschen bekamen, was sie verdienten. Die ganz normalen Leute mussten einen Sinn darin sehen, sich selbst im Zaum zu halten.

»Du kannst mich nicht anklagen, Tom«, sagte Brand. »Du weißt genau, wie das ausgehen würde. Die Leute würden einfach dir die Schuld geben.«

Bei Brands letzten Worten spürte Tom, wie sich sein Herz verkrampfte, und er stieß einen gequälten Laut aus. Doch ehe er antwortete, nahm er sich die Zeit, das Ganze noch einmal zu durchdenken. Brand war schneller als er und hatte die Situation viele Wochen lang von allen Seiten beleuchten können. Also wie würde es nun

weitergehen?, fragte Molto sich.

Ein Sonderstaatsanwalt würde ernannt werden. Und auf den würde Brands Argument von vorhin, er habe nichts getan, um das Gericht in die Irre zu führen, wenig Eindruck machen. Die Manipulation von Beweismitteln in einem laufenden Verfahren war eine Straftat, wie man es auch drehte und wendete.

Den Beweis dafür zu erbringen war jedoch etwas anderes. Sie beide waren allein im Zimmer. Und selbst wenn Tommys Darstellung des Gesprächs akzeptiert wurde, so hatte Brand bislang kein ausdrückliches Geständnis abgelegt.

Doch der wichtigste Punkt war das, was Brand zuletzt gesagt hatte, seine indirekte Drohung. Denn Brand hatte recht. Sobald Tommy die Kugel abgefeuert hatte, würde die mit Sicherheit abprallen und ihn selbst treffen. Falls ein Staatsanwalt tatsächlich bereit wäre, Anklage gegen Brand zu erheben, würde der einen Ausweg finden, indem er behauptete, alles nur auf

Tommys Geheiß getan zu haben. Falls Molto sich gegen Jim wandte, und so würde Brand das sehen, würde der sich revanchieren, indem er sich gegen Tommy wandte. Falls Brand gut genug log, könnte Tommy am Ende selbst vor Gericht stehen. Und selbst wenn es nicht so weit kam, wäre er wieder in demselben Fegefeuer wie vor zwanzig Jahren. Die Leute würden die Geschichte glauben, weil er damals zugegeben hatte, gemauschelt zu haben. Das Leben war nicht besonders fair, dachte Tommy nicht zum ersten Mal.

»Okay«, sagte Molto, nachdem er einige Minuten lang das Für und Wider abgewogen hatte, »ich sag dir, wie es jetzt weitergeht. Ich werde Richter Yee sagen, wir hätten festgestellt, dass der PC nicht lückenlos gesichert war: Der Computer hat in der Nacht, ehe er vor Gericht eingeschaltet wurde, in deinem Büro gestanden. Die Folie war entfernt worden, und wie wir erst jetzt erfahren haben, war das Sicherheitssiegelband, anders als bislang angenommen, nicht so angebracht, dass es unmöglich gewesen wäre, den Computer

einzuschalten. Demnach hätte jeder, der sich in jener Nacht oder früh am nächsten Morgen in den Büroräumen der Staatsanwaltschaft aufgehalten hat, den PC manipulieren können. Wir behaupten nicht, dass das passiert ist. Aber da Sabich sich niemals schuldig bekannt hätte, wenn er von der Schwachstelle gewusst hätte, beantragen wir, das Urteil aufzuheben und auch diese Anklage fallen zu lassen.

Und du wirst innerhalb der nächsten dreißig Tage deinen Rücktritt erklären. Weil es nämlich einen Riesenärger geben wird, wenn Rusty wieder straffrei ausgeht. Und es war dein Fehler, dass der Computer nicht vorschriftsmäßig gesichert war. Du wirst die Schuld dafür auf dich nehmen, dass Sabich freikommt. Weil es deine Schuld ist, Jim.«

»Womit meine Kandidatur im Arsch ist«, sagte Brand.

»Womit deine Kandidatur im Arsch ist«, sagte Molto.

»Und dafür soll ich mich bedanken?«, fragte

Brand.

»Könntest du. Ich glaube, das wirst du auch, wenn du in Ruhe darüber nachgedacht hast.«

»Ich find's beschissen«, sagte Brand.

Tommy zuckte die Achseln. »Wir leben in einer ziemlich beschissenen Welt, Jimmy«, sagte er. »Zumindest manchmal.« Er stand auf. »Ich rufe jetzt Sandy Stern an.«

Brand war in die Enge getrieben und verbittert, und er kaute unbewusst auf einem Daumennagel. »Ist der immer noch nicht tot?«

»Soweit ich weiß, nein. Ich hab sogar gehört, es geht ihm besser. Da sieht man mal wieder, Jimmy.«

»Was sieht man?«

»Den Grund, warum wir morgens aufstehen. Weil man einfach nie weiß, was kommt.« Er sah Brand an, den er einmal geliebt hatte, und schüttelte den Kopf. »Niemals.«

Kapitel 44

Anna, 6.-7. August 2009

»Halt dich fest«, sagt Nat als Erstes zu mir, als ich bei mir im Büro an mein Handy gehe, und dann wiederholt er es noch mal. Immer, wenn ich denke, Nat und ich haben die letzte Welle überstanden und es kann nicht noch verrückter kommen, dass wir endlich auf ein normales Leben zusteuern, passiert wieder was. »Ich hab gerade mit Sandy telefoniert. Die lassen meinen Vater raus. Ist das zu fassen? Die heben das Urteil auf.«

»Oh, Nat.«

»Ist das zu fassen? Anscheinend hat Molto von dem Beweismittelspezialisten erfahren, dass der Computer in der Nacht, ehe ich ihn eingeschaltet hab, nicht ordnungsgemäß gesichert war. Damit war die Beweiskette unterbrochen, und ohne lückenlose Beweiskette keine beweisbare Straftat.«

»Ich komm nicht mehr mit.«

»Ich auch nicht. Nicht so richtig. Und Sandy auch nicht. Aber Yee hat den Beschluss schon unterschrieben. Sandy hat meinen Vater noch nicht erreicht, weil Leute in Einzelhaft keine unangemeldeten Telefonanrufe kriegen dürfen. Ist das nicht zum Brüllen? Stern warten jetzt auf den Rückruf vom Direktor.« Gleich darauf meldet ein Tuten in Nats Telefon einen Anrufer, und er sagt, er muss mich wegdrücken, damit er mit Marta reden kann.

Ich sitze in meinem kleinen Büro, betrachte das Foto von Nat auf meinem Schreibtisch und bin für ihn erleichtert, freue mich richtig über seine Freude. Und dennoch ist da in meinem Herzen ein kalter Winkel. Ich hätte es mir nie so gewünscht, aber die hässliche Wahrheit ist, dass es für mich leichter war, seit Rusty fort war, seit es keine verwirrenden Begegnungen mehr gab, in denen die Kommunikation von beiden Seiten bewusst gestört war und jeder von uns offensichtlich die Sekunden zählte, bis wir uns voneinander

verabschieden konnten. Seit Barbaras Tod haben wir fast kein Wort miteinander geredet und kaum mal den Blick gehoben, um uns anzusehen. Die einzige echte Ausnahme war in dem Moment gleich nach der Urteilsverkündung, als Rusty sich umdrehte und mit offensichtlicher Verblüffung sah, dass ich im Gerichtssaal neben Nat saß. Das Wort »komplex« wird diesem Blick nicht gerecht. Sehnsucht. Missbilligung. Unverständnis. Wahrscheinlich alles, was er je mir gegenüber empfunden hat, war darin enthalten. Dann wandte er sich ab und streckte die Hände auf den Rücken.

Ich sitze an meinem Schreibtisch und tue die nächsten vierzig Minuten absolut nichts, außer darauf zu warten, dass das Telefon erneut klingelt. Als es das tut, haben die Sterns schon einen Plan. Rusty wird um drei Uhr morgens aus der staatlichen Arbeitsfarm in Morrisroe entlassen werden. Der Zeitpunkt ist Sandys Idee. Er ist nicht sicher, ob Rustys bevorstehende Entlassung durchsickern wird, aber er geht davon aus, dass heutzutage keine Nachrichtenagentur so ohne

Weiteres in der Lage ist, mitten in der Nacht Reporter und Fotografen loszuschicken.

»Kannst du mitkommen?«, fragt Nat mich.

»Ist das nicht eher ein Moment nur für dich und deinen Dad?«

»Nein«, sagt er. »Marta und Sandy werden auch da sein. Wir sind der letzte Rest Familie, den mein Dad noch hat. Komm doch mit.«

Der Abend zieht sich in die Länge, ehe wir aufbrechen. Der niedergeschlagene, spürbar in sich gekehrte Mann, mit dem ich seit nun fast einem Jahr zusammenlebe, ist zumindest für eine Weile verschwunden. Nat kann nicht still sitzen. Er tigert durch die Wohnung, sieht im Internet nach, ob er irgendwas Neues über seinen Vater findet, und schaltet den Fernseher ein, um auf allen Nachrichtensendern die Kriechtitel zu lesen. Offenbar sind etliche Reporter nach Ware gefahren, um Richter Yee zu filmen, als er heute um 17.30 Uhr seine Amtsräume verließ. Er sagte nichts, lächelte aber und winkte in die Kameras,

wie immer amüsiert über die erstaunlichen Wendungen, die das Leben und somit auch die Rechtsprechung nehmen kann. Die Reporter verwendeten alle das Wort »verblüffend«, um die Ereignisse des Tages zu beschreiben. Stern hat eine Pressemitteilung herausgegeben, die die Reporter wortwörtlich vorlasen und in der er die Integrität des Oberstaatsanwalts lobt und erklärt, er erwarte, dass sein Mandant morgen auf freien Fuß gesetzt wird.

Abends um neun schlage ich Nat vor, gemeinsam ein paar Lebensmittel für seinen Vater einzukaufen. Die Ablenkung tut gut, und Nat macht es Spaß, all die Sachen auszusuchen, von denen er weiß, dass sein Vater sie mag. Zurück in der Wohnung, beschließen wir, ins Bett zu gehen - und wenn auch nur, um ein Nickerchen zu machen -, und am Ende müssen wir uns sogar beeilen, damit wir rechtzeitig um ein Uhr am Haus der Familie Sabich in Nearing sind, wo wir uns mit den Sterns verabredet haben, um uns zu vergewissern, dass da nicht schon Reporter auf der

Lauer liegen. Wenn an der Strafanstalt alles gut läuft, müsste Rusty gegen vier Uhr morgens wieder hier sein.

Er wird sofort weiterfahren, ehe die Pressemeute das Haus belagert, und sich eine Weile im Cottage der Familie in Skageon verkriechen. Es mutet seltsam an, wenn ein Mann, der frisch aus der Einzelhaft entlassen wird, gleich wieder die Einsamkeit sucht, aber laut Stern hat Rusty erklärt, dass es für ihn schon einen Riesenunterschied macht, in die Stadt fahren zu können, um eine Zeitung zu kaufen oder mal ins Kino zu gehen.

Die Sterns treffen wenige Minuten nach uns in Martas Lincoln Navigator ein. Marta und Nat umarmen sich lange in der Einfahrt. Dann lässt er sie los, geht zur Beifahrerseite und beugt sich durchs Fenster, um Stern zu umarmen, ein wenig kürzer. Ich habe beide Sterns vor ein paar Monaten kennengelernt, als sie sich auf den Prozess vorbereiteten, aber Nat stellt mich trotzdem noch einmal vor. Ich schüttele Sandy die Hand. Im Schein des Deckenlichts sieht er viel rüstiger aus

als am letzten Tag im Gericht. Der erschreckende Ausschlag, der einen großen Teil seines Gesichts befallen hatte, ist nur noch eine schwache Verfärbung, und er sieht längst nicht mehr so ausgezehrt und hinfällig aus. Nat ist nicht klar, ob diese Erholung nur eine kurze Atempause oder gar von Dauer ist, und vielleicht weiß Sandy es selbst nicht einmal. Immerhin lässt er die hoffentlich positiv zu deutende Bemerkung fallen, dass er etwas gegen »dieses verfluchte Knie« machen lassen will, sobald er sich in der Lage fühlt, wieder einen Krankenhausaufenthalt zu verkraften.

Nat bombardiert Sandy unterwegs mit Fragen zu Rustys Zukunft. Wird er seine Pension bekommen? Kann er auf die Richterbank zurückkehren? Nat scheint als Einzigem nicht klar zu sein, was für alle anderen im Auto auf der Hand liegt, dass nämlich Rusty nach seiner Freilassung aufgrund einer reinen verfahrenstechnischen Formsache nur noch umso mehr ein Ausgestoßener sein wird. Seit die DNS-

Ergebnisse Ende Juni an die Öffentlichkeit kamen, wurde Rusty in den Medien häufig als hinterlistiger Intrigant dargestellt, der zwei Morde begangen und ein System, das er aus dem Effeff kennt, ausgenutzt hat, um mit einer lächerlich geringen Strafe davonzukommen. Jetzt werden sie ein Geheul der Entrüstung anstimmen, dass er vollends ungestraft bleibt.

Stern hat dennoch Geduld mit Nat und erklärt ihm, dass sein Vater seine Pension wieder zuerkannt bekommen wird, dass es aber um seinen Status als Richter sehr viel komplizierter bestellt ist.

»Ihr Vater wurde ja automatisch seines Amtes enthoben, als er sich schuldig bekannte, und nun, da das Urteil für ungültig erklärt wurde, wird er wieder eingesetzt werden. Aber Rusty hat in einer öffentlichen Gerichtsverhandlung gestanden, die Justiz behindert zu haben, und das kann er schwerlich zurücknehmen. Ganz zu schweigen davon, was er im Laufe des Prozesses eingeräumt hat - dass er Mr Harnason

unvorschriftsmäßigerweise vorab eine Entscheidung seines Gerichts mitteilte, dass er in Abwesenheit der Gegenseite überhaupt mit ihm sprach. Die Gerichtskommission käme in Schwierigkeiten, wenn sie über das alles hinwegsehen würde. Sie werden also zwangsläufig versuchen, ihn abzusetzen.

Alles in allem und natürlich nur, falls Ihr Vater einverstanden ist, fände ich es höchst zufriedenstellend, wenn wir im Austausch für den sofortigen Rücktritt Ihres Vaters vom Richteramt die Anwaltskammer dazu bewegen können, keine oder nur sehr geringe Disziplinarmaßnahmen gegen ihn zu ergreifen. Ich würde gerne sicherstellen, dass er irgendwann wieder als Anwalt tätig sein kann.« Rustys schwierige Zukunft, arbeitslos, mit nur wenigen Freunden und praktisch keinerlei Ansehen in der Öffentlichkeit, bestürzt uns alle, und einen Moment lang herrscht Schweigen im Wagen.

Wir sind fast eine Stunde zu früh in der Nähe der Strafanstalt und verbringen die Wartezeit in einer

Raststätte, wo wir uns mit Kaffee wach halten und Fotos von Martas Kindern anschauen, die sie auf ihrem Handy gespeichert hat. Endlich, um Viertel vor drei, fahren wir durch den kleinen Ort zur Arbeitsfarm. Sie wurde auf einem freien Geländeteil des einzigen Frauenzuchthauses errichtet, das es im Staat gibt, und besteht aus etlichen Wellblechhütten und einem zentralen Verwaltungsbau, in dessen oberstem Stock Rusty untergebracht ist. Es ist das einzige gemauerte Gebäude, und ringsherum befinden sich Scheunen und zwei große Felder mit reifen Bananen und Maispflanzen, die jetzt im August so hoch stehen, dass sie wie anmutige Gestalten aussehen, wenn ihre Blätter sich im leichten Wind wiegen. Die Arbeitsfarm selbst ist unterste Sicherheitsstufe, doch das benachbarte Zuchthaus macht einen hohen Drahtzaun erforderlich, der oben mit Stacheldraht versehen ist, und dahinter erheben sich fast sechs Meter hohe Mauern, hinter denen alle zweihundert Meter Wachtürme aufragen.

Als weitere Maßnahme, um der Presse zu

entgehen, haben Stern und der Direktor vereinbart, dass Rusty durch das Tor an der Westseite der Strafanstalt kommen soll, durch das tagsüber die Gefangenenbusse fahren. Wir halten auf der Schotterzufahrt vor dem wuchtigen Stahltor.

Um kurz vor drei hören wir Stimmen in der stillen Nacht, und dann öffnet sich umstandslos und mit lautem Quietschen einer der riesigen Torflügel ein kleines Stück. Rusty tritt in den Lichtstrahl von Martas Scheinwerfer, einen dicken Umschlag schützend vor die Augen gehoben. Er trägt denselben blauen Anzug, den er bei der Urteilsverkündung trug, aber keine Krawatte, und sein Haar ist erstaunlich lang, was mich mehr verwundert als der weißliche Bart, von dem Nat nach seinen Besuchen bereits gesprochen hat. Er ist außerdem deutlich dünner. Nat und er gehen aufeinander zu und fallen sich schließlich in die Arme. Obwohl wir anderen bestimmt zehn Meter entfernt stehen, hört man in der Stille der Nacht, dass beide Männer weinen.

Endlich lösen sie sich voneinander, wischen sich

über die Augen und kommen Arm in Arm zu uns. Stern ist mithilfe seines Gehstocks ausgestiegen, und Rusty schließt beide Anwälte herzlich in die Arme, ehe er auch mich kurz drückt. In der emotionalen Aufgewühltheit des Augenblicks habe ich nicht bemerkt, dass ein zweites Auto hinter uns angehalten hat, und ich erschrecke kurz, doch dann erklärt Sandy, dass er selbst den Fotografen Felix Lugon, der früher bei der Tribune war, herbestellt hat. Er wollte ein Foto für sein Büro, sagt er, aber er will es auch dafür nutzen, in den nächsten Tagen eine Titelgeschichte auszuhandeln, die Rustys Sichtweise der Dinge erzählt, falls das ratsam erscheint. Die Sterns und Nat und Rusty haken sich unter und posieren für ein paar Aufnahmen, dann braust Lugon wieder davon, und Rusty nimmt auf dem Beifahrersitz in Martas Geländewagen Platz. Marta hat schon den Motor angelassen, als noch eine Gestalt aus dem Tor kommt und auf uns zutrabt. Es ist ein uniformierter Wachmann. Rusty öffnet das Fenster, schüttelt ihm die Hand und sagt irgendwas auf Spanisch. Nach einem letzten

Winken wird das Fenster geschlossen, und wir rollen durch die Staubwolke, die Lugons Auto aufgewirbelt hat, davon, um Rusty Sabich endlich nach Hause zu bringen.

Die Rückfahrt kommt einem immer kürzer vor. Marta fährt rasant, weil sie Rusty möglichst schnell auf den Weg bringen möchte. Sandy hat sich von der Idee verabschiedet, Rustys Foto veröffentlichen zu lassen, nachdem er ihn gesehen hat.

So stark, wie er sich verändert hat, kann er mit ziemlicher Sicherheit unerkannt bleiben, vorausgesetzt, wir laufen vor seinem Haus nicht der Presse in die Arme.

Der Exhäftling ist eine Weile ganz still, betrachtet die Landschaft vor dem Fenster und seufzt dann und wann leise, als wollte er sagen, O ja, ich hatte ganz vergessen, wie offene, weite Flächen aussehen und sich anfühlen. Er öffnet den Umschlag, den er mitgebracht hat und der seine

Habseligkeiten enthält. Er zieht sämtliche Kreditkarten aus seinem Portemonnaie und mustert sie eine nach der anderen, als müsste er sich in Erinnerung rufen, wofür sie da sind. Und er wirkt unglaublich froh darüber, dass sein Handy noch immer funktioniert, obwohl es nach ein paar Sekunden den Geist aufgibt, weil der Akku leer ist.

»Können Sie mir das erklären?«, fragt Rusty schließlich, als wir schon eine Zeitlang unterwegs sind.

»Was erklären?«, fragt Stern, an den die Frage gerichtet war.

»Warum Tommy das gemacht hat?«

»Ich hab Ihnen ja schon erläutert, was er gesagt hat, Rusty. Der Computer war in der Nacht, ehe er vor Gericht eingeschaltet wurde, nicht gesichert. Spiel, Satz und Sieg. Sie können keine lückenlose Beweiskette belegen.«

»Aber da steckt doch bestimmt mehr dahinter. Glauben Sie nicht? Warum hätte Tommy das zu

diesem Zeitpunkt noch zugeben sollen?«

»Weil er dazu verpflichtet ist. Tommy ist nicht mehr der alte Tommy. Das wird Ihnen jeder in den Tri-Cities bestätigen. Und was könnte denn sonst noch dahinterstecken?«

Rusty antwortet nicht, doch nach einem Moment sagt er, dass Tommy Molto ihn zwei Tage zuvor im Gefängnis besucht hat und davon sprach, dass gewisse Leute in seinem Büro glauben, Rusty habe sich einer Straftat für schuldig bekannt, die er nicht begangen habe. Das bringt selbst den bekanntermaßen unerschütterlichen Sandy Stern sichtlich aus der Fassung.

»Verzeihen Sie mir«, sagt Stern, »ich bin nur ein kleiner Anwalt, aber es wäre vielleicht klug gewesen, uns davon in Kenntnis zu setzen.«

»Tut mir leid, Sandy. Ich weiß, das klingt lächerlich, aber irgendwie habe ich das Gespräch als Privatunterhaltung aufgefasst.«

»Verstehe«, sagt Stern. Rusty hat sich umgewandt,

um Sandy hinten ansehen zu können, und Marta am Steuer mimt lautlos, wie sie sich mehrmals mit der flachen Hand gegen die Stirn schlägt. Ich sitze auf der Rückbank zwischen Nat und Sandy und fühle, wie Nat meine Hand fester drückt. Er nickt lautlos vor sich hin. Keiner von uns wird das je begreifen.

Um kurz nach vier kommen wir in Nearing an. Alles ist still. In der Einfahrt gibt es noch mal eine Runde Umarmungen. Nat und ich tragen die Lebensmittel von meinem Auto zu Rustys, das in der Garage steht, dann treten wir zurück, um ihm zum Abschied zu winken, wenn er Richtung Skageon losfährt. Doch der Motor von Rustys Camry gibt nur ein höfliches Hüsteln von sich, ein bisschen so wie das Geräusch, das Sandy immer wieder macht, dann verstummt er. Tot.

»Der Mensch denkt, Gott lenkt«, sagt Rusty und steigt wieder aus. Ich biete ihm mein Auto an, aber Nat erinnert mich daran, dass ich am nächsten Tag zu einer Anhörung nach Greenwood County muss. Zu fünft überlegen wir kurz, was wir jetzt

machen sollen. Marta möchte ihren Vater möglichst schnell nach Hause bringen, um ihn nicht zu überanstrengen, aber sie hat ein Starthilfekabel bei sich zu Hause, ganz in der Nähe. Sie wird männliche Hilfe benötigen, um die beiden Dreißig-Kilo-Säcke Blumenerde beiseitezuräumen, die vor dem Schrank mit dem Starthilfekabel liegen. Falls der Wagen dann immer noch nicht anspringen sollte, werden wir überlegen, ob Rusty sich ein Auto mietet oder leiht.

Ich steige in mein Auto, um Nat zu Martas Haus zu fahren, aber er kommt auf meine Seite und flüstert durch das offene Fenster: »Lass ihn nicht allein, nicht jetzt.«

Ich starre ihn nur kurz an, dann reiche ich ihm den Schlüssel. Nat sitzt schon hinterm Steuer, als er sich noch einmal herausbeugt und mir zuraunt:

»Frag doch mal, ob er Frühstück will. Würdest du das tun?«

Rusty ist schon allein ins Haus gegangen, und ich

folge ihm mit zwei Tüten Lebensmitteln durch die Garage. Er hat sein Handy eingestöpselt und steht am Küchenfenster, späht durch die Vorhänge.

»Reporter?«, frage ich.

»Nein, nein. Ich dachte, ich hätte nebenan Licht gesehen. Die Gregoriuses haben immer einen Wagen übrig, den keiner braucht.«

Er macht wirklich einen viel besseren Eindruck, als ich befürchtet hatte. Während des Prozesses und in den Monaten davor war er in kürzester Zeit ein völlig anderer geworden, so leer und verbraucht. Sogar der krebskranke Stern schien weniger ausgezehrt als er. Rusty war zerstört und hohl, ein Wrack. Wenn wir mit ihm zusammen waren, beobachtete ich manchmal, wie er Bekannte auf der Straße begrüßte. Er erinnerte sich noch daran, wie das ging. Er streckte im richtigen Moment die Hand aus, aber es war fast so, als hätte er Angst, Raum für sich zu beanspruchen. Ich wusste nie, ob Nat etwas davon bemerkte. Er war zu sehr damit beschäftigt, sich mit seinem Vater zu arrangieren,

und schien nicht zu erkennen, dass der Mann, den er gekannt hatte, größtenteils verschwunden war. Aber jetzt ist er zurück. Und das ist nicht seiner neuen Freiheit zu danken. Das weiß ich sofort. Es liegt daran, dass er bestraft wurde, einen Preis gezahlt hat.

»Nat hat gemeint, du würdest vielleicht gern frühstücken«, sage ich.

Er tritt näher und schaut in die Einkaufstüten. »Ist frisches Obst dabei? Ich hätte nie gedacht, dass ich als Erstes Heißhunger auf Erdbeeren haben würde, wenn ich aus dem Gefängnis komme.«

Nat, der die Vorlieben seiner Eltern schon immer gut kannte, hat Heidelbeeren und Erdbeeren gekauft, und ich mache mich daran, sie zu waschen und klein zu schneiden.

Während das Wasser läuft, sagt Rusty hinter mir: »Barbara wollte immer eine neue Küche haben. Aber ihr graute davor, dann die Handwerker im Haus zu haben.«

Ich schaue mich um. Er hat recht. Die Küche ist veraltet und klein. Die Kirschholzschränke sind nach wie vor schön, aber alles andere ist völlig unmodern. Dennoch, dass er Barbara erwähnt, ist seltsam. Wie so oft rührt mich die gespenstische Art an, mit der Barbara dieses Haus beherrschte, die Intensität ihrer Liebe zu ihrem Sohn und die beharrliche Tiefe ihres Unglücklichseins. Sie zählte zu den Menschen, die Mut brauchten, um überhaupt zu leben.

»Ich habe sie nicht getötet«, sagt er. Ich blicke kurz nach hinten und sehe ihn an dem Kirschholzküchentisch mit dem altmodisch welligen Rand sitzen. Er starrt mich an, wartet auf meine Reaktion.

»Ich weiß«, sage ich. »Hattest du Angst, ich würde das bezweifeln?«

Meine Antwort ist ehrlich, aber sie verschweigt die Monate, die ich brauchte, um mir dieser Schlussfolgerung wirklich sicher zu sein. Ich wollte die Beweise niemals bewerten, aber meine

eigene eingebaute Software kam mir dabei in die Quere. Ich füge Indizien zusammen wie eine alte Lady, die zwanghaft aus Stoffstücken Flickendecken näht. Deshalb war ich dazu bestimmt, Juristin zu werden, das clevere Mädchen, das schon in jungen Jahren auf seine Mutter und sich selbst aufpasste, die Welt nach Zeichen durchforschte, um sie dann zusammenzusetzen. Daher konnte ich gar nicht anders, als über die beunruhigendsten Dinge nachzudenken, die mir bekannt waren - dass Rusty wenige Tage, nachdem ich ihm erzählt hatte, ich würde eine Beziehung zu Nat eingehen, bei Prima Dana war. Oder der wilde Blick, mit dem er mich an dem Tag im Dulcimer verließ, ein Mann, der in der Hitze seines eigenen Zorns verglühte. Und das Schlimmste: Ich erinnerte mich an die Empfangsbestätigungen, die darauf hindeuteten, dass Barbara meine E-Mails an Rusty gelesen hatte. An dem Abend, als Nat und ich in Nearing waren, hatte sie sich nichts anmerken lassen, aber ich stellte mir oft vor, dass es hinterher zwischen Rusty und ihr zu einer katastrophalen Szene

gekommen sein musste.

Dennoch konnte ich mich nie dazu überwinden, Mord für möglich zu halten. Meine Zeit mit Rusty liegt weit hinter mir. Aber in jenen wenigen Monaten mit ihm habe ich genug von seinem innersten Wesen gesehen, um sicher zu sein, dass er kein Mörder ist.

»Manchmal«, antwortet er jetzt.

»Hast du deshalb gedacht, ich hätte mich an deinem Computer zu schaffen gemacht? Ich meine, Tommy hat doch recht, oder? Du hast etwas gestanden, das du nicht getan hast.« Ich habe schon vorher daran gedacht, aber das Gespräch mit Stern auf der Fahrt hierher hat mich in meiner Vermutung bestätigt.

»Ich wusste nicht, was ich denken soll, Anna. Ich wusste, dass ich es nicht getan hatte. Ich habe diesen sogenannten Experten nie so ganz getraut, aber sie haben steif und fest behauptet, der Computer wäre komplett versiegelt gewesen, als er ins Gericht gebracht wurde, womit es

unmöglich jemand von der Staatsanwaltschaft gewesen sein konnte - was übrigens die einzige Erklärung ist. Meinst du nicht? Tommy kann der Öffentlichkeit erzählen, was er will. Er weiß, dass irgendjemand, der für ihn arbeitet, den Computer trotz Versiegelung gestartet haben muss und die Karte auf den Computer gespielt hat, um uns auszutricksen.«

Dieser Punkt war mir bis zu dem Moment, wo er es ausspricht, nicht richtig klar, aber ich begreife, dass er recht hat. Ich habe nie vergessen, dass Molto damals vorschriftswidrig mit Beweismitteln umgegangen ist, und ich schäme mich ein bisschen, nicht schon früher daran gedacht zu haben. Wir werden nie erfahren, was den Sinneswandel des Oberstaatsanwalts zu diesem Zeitpunkt ausgelöst hat. Wahrscheinlich die Angst davor, entlarvt zu werden.

»Wie dem auch sei«, sagt er, »im Juni dachte ich noch, die Einzigen, die es getan haben könnten, wären Nat oder du. Oder ihr beide zusammen. Auf diese Möglichkeit sind die Experten nie

gekommen, dass ihr beide es zusammen gemacht haben könntet. Und deshalb sollte die ganze Untersuchung auf gar keinen Fall so lange weitergehen, bis Tommy und Gorvetich schließlich auf den Gedanken gekommen wären.

Aber ich habe mir nie richtig erklären können, warum Nat oder du so etwas hätten tun sollen. Mir sind tausend Sachen durch den Kopf gegangen. Die immer nur ganz kurz Sinn ergaben. Ein Gedanke war zum Beispiel, du würdest mich für schuldig halten und wolltest mich raushauen, weil du dir eine Mitschuld daran gabst, dass ich Barbara getötet habe. Weil du dachtest, ich hätte es getan, um dich zurückzubekommen.«

Ich schiebe die letzten Beeren in eine Schüssel und vermeide es einen Moment lang, ihn anzusehen. Der schlimmste Augenblick, den ich in den letzten zwei Jahren hatte, war der, als diese Empfangsmitteilungen auf meinem Computer erschienen, und der zweitschlimmste war der, als Nat mich vom Gericht aus anrief, um mir zu sagen: »Sie wusste es. Meine Mom wusste es.« Die

Frau von der Bank hatte gerade ausgesagt, und Nat war wie so oft rausgegangen, um zu weinen. Ich finde es wunderbar, dass er weint. Im letzten Jahr ist mir klar geworden, dass ich mein ganzes Leben lang auf einen Mann gewartet habe, der - anders als die große Heuchlerin, die ich zur Mutter habe - niemals so tut, als wäre er dem Schmerz des Lebens gegenüber immun.

»Wusste was?«, fragte ich. »Was wusste sie?« Nach allem, was sich im Prozess herausstellte, weiß ich, dass Barbara an dem Abend vor ihrem Tod Nat zuliebe Theater spielte, aber sie war damals wirklich überzeugend, und es gab im vergangenen Jahr Augenblicke, in denen ich mich der schwachen Hoffnung hingab, dass die Empfangsmitteilungen durch irgendwas anderes ausgelöst worden waren - vielleicht durch das Schredder-Programm auf Rustys PC -, und dass Barbara ahnungslos gestorben war. Nun stürzte ich in tiefste Verzweiflung. Ich hatte mich schon so oft mit Schuld- und Angstgefühlen herumgeschlagen, und ich konnte mir kaum

vorstellen, dass diese Erkenntnis mich noch schärfer oder tiefer treffen konnte, doch in jenem Moment fühlte ich mich, als würde ich bei lebendigem Leibe seziert. Im Allgemeinen ist es mir mein ganzes Leben lang gelungen, eine Fassade aufrechtzuerhalten, vor allem, wenn ich leide. Aber manchmal bin ich wie gelähmt angesichts meiner Unfähigkeit, mich selbst zu verstehen. Warum habe ich Rusty je gewollt? Und warum war mir Barbara so vollkommen egal — eine Frage, die mir heute wie das größte Mysterium von allen erscheint. In den letzten zwei Monaten hat es immer wieder Momente gegeben, in denen mir fast die Luft wegblieb, wenn ich mir klarmachte, welchen monumentalen Schmerz ich ihr in der letzten Woche ihres Lebens zugefügt habe. Wieso konnte ich nicht sehen, was für sie auf dem Spiel stand, als ich mich ihrem Ehemann an den Hals warf? Wer war ich? Es ist, als versuchte ich zu verstehen, warum ich in der Highschool von einem zwölf Meter hohen Felsen in den Kindle sprang und mich fast umbrachte, weil ich nach dem Eintauchen kurz das Bewusstsein verlor.

Wieso dachte ich damals, das wäre spaßig?

Zu meiner Verteidigung kann ich nur sagen, dass ich wirklich nicht wusste, wie labil Barbara war. Rusty stellte sie immer eher als problematisch denn als verrückt dar, ungefähr so wie die Inder über die Pakistani reden oder die Griechen über die Türken, alte Feinde im Friedenszustand, mit einer unruhigen Grenze zwischen ihnen. Damals verstand ich das nur als Chance für mich, als Gelegenheit. Ich machte mir nie Gedanken über ihren Schmerz. Weil ich, wie alle Menschen, die das Falsche tun, sicher war, dass wir nie erwischt werden würden.

Ich stelle die Beeren vor ihm auf den Tisch und reiche ihm eine Gabel.

»Isst du keine?«, fragt er.

»Hab keinen Hunger.« Ich lächele schwach. »Wolltest du -?«

»Was?«

»Mich immer noch zurückhaben, als Barbara

starb?«

»Nein. Eigentlich nicht. Nicht mehr.«

Ich habe zig Entschuldigungen für das, was zwischen Rusty und mir war. Die Juristerei schien mir ein so wunderbarer Zielpunkt zu sein, eine Bestimmung, die ich schon lange verfolgt hatte. Ich wollte alles verstehen, alles tun. Es war, als würde ich vor einem Tempel stehen. Und ich wusste, wie viel Sehnsucht unausgesprochen in ihm ruhte. Man konnte es beinahe in ihm hören, wie das knirschende Schaben einer Trommelbremse. Naiv, wie ich war, glaubte ich fest daran, dass ich gut für ihn wäre. Ich wusste, dass ich die Glücksformel bei Männern noch nicht gefunden hatte, und das war ein weiterer Versuch. Doch letztlich benutzte ich ihn und wusste es auch. Ich wünschte mir sehnsüchtig, dass jemand wie er, jemand Bedeutendes, mich wollte, als könnte ich mir irgendwie alles aneignen, was die Welt über ihn ergossen hatte, wenn er bereit war, es für mich aufzugeben. Damals ergab das für mich Sinn. Mehr kann ich nicht sagen. Auf diese irrationale

inwendige Weise, in der Herz und Verstand sich manchmal ineinander verzahnen. Damals ergab es Sinn, und jetzt ergibt es keinen Sinn mehr. Mitunter würde ich am liebsten betteln: Bring mich dahin zurück, stell mich noch mal in die Situation, damit ich ergründen kann, wer diese Frau da vor zwei Jahren war. Aber es würde nichts nützen. Ich werde mit meiner Reue leben müssen.

»Hab ich auch nicht gedacht«, sage ich. »An dem Abend, als Nat und ich hier waren, der Abend, bevor sie starb? Da schienst du irgendwie losgelassen zu haben. Das ist noch ein Grund, warum ich nie gedacht habe, dass du sie getötet hast. Ich wusste nur nicht, wie du so schnell an diesen Punkt gekommen warst.«

»Weil ich gemerkt habe, dass ich meinen Sohn mehr wollte, als ich dich wollte. Klingt das zu ungeschminkt?«

»Nein.«

»Es hat mir geholfen, die Dinge ins rechte Licht zu rücken. Was nichts daran ändert, dass die

Situation furchtbar war. Und wohl auch immer noch ist.«

Ich glaube nicht, dass er mir Vorwürfe machen will, aber ich trage genug Schuld, um mich angeklagt zu fühlen.

»Du liebst ihn, nicht wahr?«, fragt Rusty.

»Wahnsinnig. Über alle Maßen. Stört es dich, wenn ich das sage?«

»Nein. Genau das will ich hören.«

Schon allein diese kurze Äußerung über Nat lässt mein Herz aufgehen, und Tränen schießen mir in die Augen.

»Er ist der liebenswerteste Mann der Welt. Intelligent und witzig. Aber so lieb. So sanft.« Warum habe ich so lange gebraucht, um zu erkennen, dass ich genau das brauche, jemanden, der meine Fürsorge will und sie erwidern kann?

»Sehr viel sanfter als ich«, sagt Rusty.

Wir wissen beide, dass das stimmt. »Er hatte

nettere Eltern«, erwidere ich.

Rusty wendet den Blick ab. »Und er hat immer noch keine Ahnung?«

Ich zucke die Achseln. Wie können wir je wissen, was im Herzen oder im Kopf eines anderen vor sich geht? Wenn wir uns selbst ein immerwährendes Rätsel sind, besteht dann überhaupt die Chance, dass wir einen anderen Menschen gänzlich begreifen? Die Antwort ist Nein.

»Ich glaube, nicht. Ich hab schon tausendmal angesetzt, es ihm zu sagen, mich aber immer wieder gebremst.«

»Ich denke, es ist besser so«, sagt Rusty. »Es würde nichts bringen.«

»Gar nichts«, sage ich.

Ich war wieder ein paarmal bei meinem Therapeuten, aber Dennis hat keine Antwort auf die irrwitzige Oper, in die ich seit Barbaras Tod verstrickt bin, was auch daran liegt, dass er mir

davon abgeraten hatte, mich überhaupt auf Nat einzulassen. Aber in einem Punkt sind Dennis und ich uns einig, nämlich darin, dass es extrem destruktiv wäre, Nat jetzt noch die Wahrheit zu sagen — nicht nur für uns, sondern auch für ihn. Das vergangene Jahr hat für ihn ohnehin schon so ziemlich alles infrage gestellt, was er in seinem Leben als selbstverständlich vorausgesetzt hat. Ich kann nicht von ihm verlangen, noch einen weiteren Preis zu zahlen, nur um mich von meiner erdrückenden Schuld zu befreien. Für mich war unsere Beziehung von Anfang an über dem Krater eines Vulkans errichtet. Ich muss diese gefährlichen Höhen allein beschreiten.

Aber Menschen gewöhnen sich an vieles. Rusty hat sich ans Gefängnis gewöhnt, Amputierte lernen, ohne den fehlenden Körperteil zu leben. Wenn ich mit Nat zusammenbleiben kann, wird die Gegenwart die Vergangenheit überdecken. Ich kann uns beide in einem Haus sehen, mit Kindern und anstrengenden Jobs, hektisch organisierend, wer von uns rechtzeitig Feierabend machen kann,

um Sohn oder Tochter vom Sport abzuholen, kann mir vorstellen, dass wir in einer gänzlich von uns geschaffenen Welt unseren Platz gefunden haben und uns innig aneinander freuen. Ich kann mir das vorstellen. Aber ich weiß nicht, wie wir von hier nach dort kommen. Ich dachte immer, wenn ich bis zum Ende des Prozesses durchhalten würde, könnten wir weitermachen, einen Tag nach dem anderen, und das glaube ich auch jetzt noch.

»Ich werde euch zwei in Ruhe lassen«, sagt Rusty. »Ich kann nicht hier leben. Jedenfalls jetzt nicht«, sagt er. »Vielleicht kann ich irgendwann zurückkommen.« Er stockt kurz. »Darf ich dich was Persönliches fragen?«

Sofort bekomme ich Angst, aber er fragt: »Kann ich mir irgendwelche Hoffnungen auf Enkelkinder machen?«

Ich sehe ihn stumm an und lächele.

»Reine Neugier«, sagt er.

Draußen quietscht und scheppert das Garagentor.

Nat ist zurück. Wir blicken beide in die Richtung. Ich stehe auf, und auch Rusty erhebt sich. Ich umarme ihn rasch, aber diesmal ist es ehrlich, mit der Aufrichtigkeit und der Zuneigung, die Menschen jemandem schuldig sind, den sie mal geliebt haben.

Dann gehe ich zur Garage, um meinen lieben, geliebten Mann zu begrüßen. Doch ehe ich die Küche verlasse, wende ich mich noch einmal um.

»Es gibt noch einen anderen Grund, warum ich ihn liebe«, sage ich.

»Und der wäre?«

»In manchen Dingen hat er viel Ähnlichkeit mit dir.«

Der Camry springt an. Auf der langen Fahrt nach Norden wird sich die Batterie aufladen. Nat gibt Rusty trotzdem das Starthilfekabel mit, nur für alle Fälle, und dann stehen wir in der Einfahrt und winken. Rusty setzt langsam zurück, dann hält er

wieder an, steigt aus und umarmt Nat noch einmal. Ich denke, eine der größten Schwierigkeiten in einer Beziehung ist die, damit klarzukommen, wie der Partner seine Eltern sieht. Das habe ich während meiner Ehe mit Paul gelernt - er ließ sich von seiner Mutter gängeln, ohne es zu merken - und seitdem immer wieder festgestellt. Es ist, als würde man jemandem zusehen, wie er versucht, aus einer chinesischen Fingerfalle rauszukommen. Du denkst die ganze Zeit: Nein, nach innen, drück nach innen, zieh nicht nach außen, so wird sie nur enger. Und der arme Tropf, dieser Mann, den du liebst oder hoffst zu lieben, kämpft trotzdem immer weiter. Ich freue mich für Rusty und für Nat, bin froh über diese Nacht, aber ich weiß, dass sie noch immer Ozeane zu durchqueren haben.

Dann fahren Nat und ich nach Hause. Wenn du jemanden liebst, ist er dein Leben. Das Grundprinzip des Daseins. Und deshalb hat er die Macht, dich und alles, was du weißt, zu verändern. Als würde man eine Landkarte umdrehen, sodass

Süden oben ist. Sie stimmt noch, kann dich überall hinführen, wo du hinmöchtest. Aber sie sieht völlig anders aus.

Rein verstandesmäßig weiß ich, dass ich für Nats Vater gearbeitet habe und mal verrückt nach ihm war. Ich weiß, dass ich Rusty schon lange kannte, ehe ich Nat kennenlernte. Aber damals war Nat jemand anderes, ein Strichmännchen im Vergleich zu der Person, die heute mein Leben beherrscht, wohingegen Rustys Hauptbedeutung sich heute für mich darin erschöpft, dass er unvermeidlich Einfluss auf seinen Sohn hat. Nat ist mein Leben. Jetzt, wo Rusty fort ist, spüre ich die absolute Unumstößlichkeit dieser Tatsache.

Wir sind beide still, erfüllt von unseren eigenen Gedanken. Es war eine ereignisreiche Nacht.

»Ich muss dir was sagen«, bricht es aus mir heraus, als wir die Nearing Bridge überqueren. Am Horizont keimt ein zartrosa Licht auf, doch die Hochhäuser der Stadt sind noch erleuchtet und spiegeln sich prächtig im Wasser.

»Was denn?«, fragt er.

»Es wird dir nicht gefallen, aber ich möchte, dass du es jetzt erfährst. Okay?«

Als ich zu ihm hinüberschaue, nickt er, aber seine dichten Augenbrauen haben sich nachdenklich zusammengezogen.

»Als ich nach meiner Scheidung zu Dede gezogen bin, hab ich bei Masterston Buff gearbeitet, Anzeigentexte geschrieben und abends Seminare an der Uni besucht. Ich hatte ein Hauptseminar in Makroökonomie. In der Einführungsveranstaltung hatte ich eine Eins geschrieben und ich dachte mir, wenn ich gut in Mathe bin, schaffe ich das Hauptseminar mit links. Der Professor war Garth Morse. Erinnerst du dich an den Namen? Er war einer von Clintons Wirtschaftsberatern und ist immer noch oft im Fernsehen, weil er ziemlich wortgewandt ist und gut aussieht, und ich dachte, es wäre richtig toll, bei so jemandem zu studieren. Aber das Niveau war viel zu hoch für mich, mit diesen ganzen komplizierten Gleichungen und so,

bei denen die erfahrenen Studenten sofort durchblickten. Ich war sowieso nicht gut drauf, weil ich mich von Paul getrennt hatte, und es fiel mir schwer, mich zu konzentrieren, und in der Zwischenklausur schrieb ich eine glatte Fünf. Also bin ich zu Morse in die Sprechstunde gegangen. Ich war noch keine zehn Minuten bei ihm im Zimmer, da sieht er mich ganz, ganz lange an, als hätte er zu viele alte Filme gesehen, und sagt: >Das können wir so schnell nicht klären, wir sollten uns beim Abendessen darüber unterhalten.< Zugegeben, ich war nicht völlig überrascht. Er hatte den entsprechenden Ruf. Er hielt sich für einen echten Frauenschwarm. Und Dede meinte: >Bist du verrückt? Mach das! Oder willst du ewig studieren?< Er sah wirklich gut aus, und er war ein ziemlich faszinierender, interessanter Typ, echt charismatisch. Aber trotzdem. Seine Frau war schwanger. Ich weiß nicht mehr, woher ich das wusste - vielleicht hatte er das mal im Seminar erwähnt -, aber gerade das gab mir zu denken. Andererseits hatte Dede nicht unrecht, ich musste endlich Examen machen und weiterkommen, und

in der Zeit damals, so kurz nachdem meine Ehe in die Brüche gegangen war, hätte ich es nicht ertragen, wenn ich schon wieder gescheitert wäre. Also —«

Nat tritt so scharf auf die Bremse, dass ich mich festhalten und an den Airbag denken muss, sofern ich überhaupt denken kann. Ich spähe durch die Windschutzscheibe, um zu erkennen, was wir angefahren haben. Wir stehen am Straßenrand, kurz hinter dem Ende der Brücke.

»Alles in Ordnung mit dir?«, frage ich.

Er hat seinen Sicherheitsgurt gelöst, damit er sich ganz nah zu mir hinüberbeugen kann.

»Warum erzählst du mir das?«, fragt er. »Warum jetzt? Heute Nacht?«

Ich zucke die Achseln. »Vielleicht, weil ich übernächtigt bin.«

»Liebst du mich?«, fragt er mich dann.

»Natürlich. Natürlich. Wie ich noch nie jemanden

geliebt habe.« Das meine ich absolut ehrlich. Er weiß es. Ich weiß, dass er es weiß.

»Denkst du, dass ich dich liebe?«

»Ja.«

»Ich liebe dich«, sagt er. »Ich liebe dich. Ich will nichts von den schlimmsten Dingen wissen, die du je getan hast. Ich weiß, dass du auf dem Weg zu mir schwere Zeiten durchgemacht hast. Und ich habe auf dem Weg zu dir schwere Zeiten durchgemacht. Aber wir sind zusammen. Und zusammen sind wir bessere Menschen, als wir je zuvor waren. Das glaube ich wirklich. Und das genügt.« Er beugt sich vor und küsst mich sanft, sieht mich noch einmal kurz an und blickt dann in den Rückspiegel, ehe er den Wagen wieder auf die Straße lenkt.

Mit zwanzig begegnest du deinen Liebhabern frisch und unverbraucht. Du hoffst immer noch, den Traumprinzen zu finden, und jeder, mit dem du davor zusammen warst, war bloß eine bedeutungslose Etappe auf dem Weg dahin. Aber

mit sechsunddreißig - sechsunddreißig! - ist das nicht mehr so. Du warst auf dem Gipfel, hast an die ewige Liebe eines anderen geglaubt, hattest, wie du meintest, den tollsten Sex deines Lebens - und bist doch irgendwie weitergezogen, um etwas anderes zu finden. Du hast dich dem Menschen, mit dem du jetzt zusammen bist, über eine Kette von Erfahrungen angenähert. Das wisst ihr beide. Du kannst nicht so tun, als hätte es die Vergangenheit nicht gegeben. Aber sie ist die Vergangenheit, genau wie die Trümmer von Sodom und Gomorra hinter Lots Frau lagen, die klug genug hätte sein müssen, nicht zurückzuschauen. Jedem ist klar, dass man in diesem Alter Geschichte mit sich herumträgt, Menschen, Zeiten, deren Auswirkungen nicht gänzlich vergessen werden können. Nat hat Kat, die ihm, wie ich weiß, ab und an noch mailt, was ihn immer durcheinanderbringt. Und so wird es auch mit Rusty und meiner Geschichte mit ihm sein. Das ist mir jetzt klar. Er wird wie das verräterische Herz sein, das immer mal wieder unter den Bodendielen pocht. Doch er wird fort

sein. Er wird meine gelebte Vergangenheit sein, verrückt, aber abgeschlossen, die Vergangenheit, die mich irgendwie zu dem Leben führte, das ich wirklich und wahrhaftig will und das ich Tag für Tag mit Nat leben werde.

Kapitel 45

Rusty, 25. August 2009

Ich war dreizehn Jahre alt, als mir klar wurde, dass meine Eltern körperlich nicht zusammenpassten. Ihre Ehe war traditionell arrangiert worden. Er war ein bitterarmer, bestechend gut aussehender Flüchtling, und sie war eine unscheinbare alte Jungfer - dreiundzwanzig -, aus einer Familie, der das dreistöckige Mietshaus gehörte, in dem meine Mutter bis zu ihrem Tod wohnte. Ich bin sicher, sie war zu Anfang von ihm betört, wohingegen er wahrscheinlich nie vorgab, verliebt zu sein, und mit der Zeit immer griesgrämiger wurde.

Als ich ein Junge war, verschwand mein Vater jeden Freitagabend nach dem Essen. Ich freute mich darauf, um die Wahrheit zu sagen, weil es bedeutete, dass ich nicht eingeschlossen im Schlafzimmer meiner Mutter auf dem Boden schlafen musste, wo wir uns vor seinen häufigen Wutanfällen im Vollrausch versteckten. Als ich in die Grundschule ging, nahm ich an, mein Vater würde seine Freitagabende wie üblich in einer Kneipe oder beim Binokel verbringen, aber von diesen Zechtouren kam er nur selten nach Hause, sondern ging direkt zur Arbeit in die Bäckerei. Eines Freitagabends, ich war dreizehn, verursachte meine Mutter ein kleines Feuer in der Küche. Sie selbst erlitt den größten Schaden - sie war von Natur aus hypernervös und reizbar -, und als die Horde von Feuerwehrleuten ins Haus stürmte, konnte sie nur noch lauthals nach meinem Vater schreien.

Als Erstes lief ich in die Stammkneipe meines Vater, wo ein Bekannter von ihm - Freunde hatte er nämlich keine - Mitleid mit mir und meiner

offensichtlichen Aufregung hatte und mir, als ich schon wieder gehen wollte, sagte: »He, Kleiner. Versuchs mal im Hotel Delaney drüben auf der Western.« Als ich dem Rezeptionisten dort sagte, ich müsse unbedingt Ivan Sabich finden, bedachte er mich mit einem wässrigen, traurigen Blick, knurrte aber letzten Endes eine Zimmernummer. Das Delaney war kein Hotel, in dem es Telefon auf den Zimmern gab. Und ich glaube, als ich schon die dreckige Treppe hoch und durch Flure lief, wo der Teppich abgewetzt war und es nach irgendeinem beißenden Ungezieferbekämpfungsmittel stank, schwante mir noch immer nicht, was mich erwarten würde. Aber als ich anklopfte, erkannte ich Ruth Plynk, eine Witwe, gut zehn Jahre älter als mein Vater, die im Unterrock durch den Türspalt nach draußen spähte.

Ich weiß nicht, warum sie die Tür öffnete. Vielleicht war mein Vater gerade auf dem Klo. Wahrscheinlich fürchtete er, der Rezeptionist wäre hochgekommen, um mehr Geld zu verlangen.

»Richten Sie ihm aus, das Haus brennt«, sagte ich und ging. Ich wusste nicht recht, was ich empfand - Scham und Zorn. Aber vor allem Ungläubigkeit. Die Welt, meine Welt war anders geworden. Danach saß ich wutschnaubend jeden Freitagabend am Tisch, weil mein Vater während des Essens summte, das einzige Mal in der Woche, dass er irgendwelche Laute von sich gab, die auch nur halbwegs nach Musik klangen.

Natürlich dachte ich in den verschiedenen Hotelzimmern, in denen ich mich mit Anna traf, kein einziges Mal daran, wie ich Ruth Plynk durch die geöffnete Tür angestarrt hatte. Erst als ich meinem Sohn von meiner Affäre erzählen musste, kam mir dieser Moment wieder in den Sinn, und in all den Monaten seitdem ist er immer sofort wieder da, wenn ich Nats offensichtliche Verunsicherung in meiner Gegenwart bemerke.

Auch jetzt, wo er vor meiner Tür steht, sehe ich sie ihm am Gesicht an. Als ich ihn gestern Abend anrief, um ihm zu sagen, dass ich endlich zurückkommen würde, um die Vereinbarungen zu

unterschreiben, die Sandy ausgehandelt hat, sagte er, dass er mich besuchen wolle, aber er ist früher da, als ich dachte. Die erste Herbstluft hat heute immer wieder Regen gebracht. Er trägt ein Sweatshirt mit Kapuze, und heftiger Wind zerzaust ihm das dunkle Haar.

Ich bin auf eine elementare Art glücklich, meinen Sohn zu sehen, obwohl sein Anblick auch mit einem gewissen Schmerz einhergeht. Wir wollen das Beste für unsere Kinder, aber es gibt so vieles, das sich unserer Kontrolle entzieht. Nat hat eine nervöse Angespanntheit an sich, einen unsteten Blick, der, wie ich vermute, wohl nicht mehr verschwinden wird, und einen tief verwurzelten Ernst, den ich selbst seit über sechzig Jahren beim Blick in den Spiegel sehe. Ich öffne die Tür, wir umarmen uns kurz, und er tritt an mir vorbei ins Haus, stampft sich den Regen von den Schuhen.

»Kaffee?«, frage ich.

»Gerne.« Er nimmt am Küchentisch Platz und schaut sich um. Es kann nicht leicht für ihn sein, in

dieses Haus zurückzukehren, in dem während des letzten Jahres so viel emotional Belastendes geschehen ist. Das Schweigen zieht sich in die Länge, bis er mich fragt, wie es mir in Skageon ergangen ist.

»Ich hab mich wohlgefühlt.« Ich bin nicht sicher, ob ich noch mehr sagen soll, beschließe aber aus vielerlei Gründen, dass Offenheit das Beste ist. »Ich hab ziemlich viel Zeit mit Lorna Murphy verbracht. Du weißt doch, die Nachbarin von nebenan?« Das riesige Sommerhaus der Murphys nimmt sich neben unserem kleinen Cottage riesig aus.

»Im Ernst?« Trotz allem, was in den letzten beiden Jahren war, wirkt er eher verwundert als schockiert.

»Sie hat mir im letzten Herbst geschrieben, nach dem Tod deiner Mom, und danach haben wir irgendwie weiter Kontakt gehalten.«

»Ach so. Trauerbewältigung«, sagt der ewige Besserwisser.

Und vielleicht ist da sogar was dran. Lorna hat ihren Mann Matt, einen Baulöwen, vor vier Jahren verloren. Sie ist schlank und blond, ein paar Zentimeter größer als ich, und sie hat einen irgendwie störrischen Glauben an mich bekundet. Ich hatte es darauf zurückgeführt, dass sie lange gebraucht hat, ehe sie überhaupt an einen anderen Mann denken konnte, und deshalb ihre Meinung nach meiner Verurteilung einfach nicht mehr ändern wollte. Sie schrieb mir wöchentlich, als ich im Gefängnis saß, und sie war die Erste, die ich anrief, als ich am Morgen nach meiner Freilassung nach Skageon fuhr. Ich hatte keine Ahnung, ob ich den Mut aufbringen würde, ihr ein Treffen dort oben vorzuschlagen, und letzten Endes musste ich das gar nicht. Sie erklärte, sie würde hochkommen, sobald ich sagte, dass ich dorthin unterwegs war. Es war für uns beide an der Zeit, mit jemand anderem zusammen zu sein.

Sie ist eine liebe Frau, ruhig, warmherzig, aber unabhängig. Ich vermute, dass sie nicht meine Zukunft sein wird. Das wird sich zeigen. Aber

durch sie habe ich etwas erkannt. Wenn ich mich nicht in Lorna verliebe, werde ich mich in jemand anderen verlieben. Ich werde es wieder tun. Das liegt in meiner Natur.

»Ich wollte dich fragen, ob du da oben auch geangelt hast.«

»O ja, und wie. Vom Kanu aus. Hab zwei schöne Zander gefangen. Köstlich.«

»Tatsache? Ich würde gern mal jetzt im Herbst mit dir ein Wochenende angeln.«

»Das machen wir.«

Der Kaffee ist fertig. Ich gieße uns beiden ein und setze mich an den Küchentisch aus Kirschholz mit dem welligen Rand. Dieser Tisch hat Nats ganzes Leben lang hier gestanden, und seine Flecken und Kerben erzählen die Geschichte unserer Familie. Bei vielen kann ich mich noch an ihre Entstehung erinnern - missglückte Kunstprojekte für die Schule, Wutanfälle, Töpfe, die für ungeschütztes Holz zu heiß waren und die ich tollpatschig

abstellte.

Nat blickt weg, denkt an irgendwas. Ich rühre in meinem Kaffee und warte.

»Kommst du mit der vielen Arbeit zurecht?«, frage ich nach einer Weile. Nat wird auch diesen Herbst in Nearing unterrichten, aber er soll zudem im Wintersemester am Easton College einen beurlaubten Professor vertreten und ein Seminar in Rechtswissenschaft geben. Er hat sehr viel Zeit in die Vorbereitung investiert. Außerdem arbeitet er wieder an seinem Aufsatz für die Easton Law Review, in dem er das juristische Konzept von wissentlichem Verhalten mit neueren Erkenntnissen der neurowissenschaftlichen Forschung vergleicht. Es könnte eine richtungsweisende Arbeit werden.

»Dad«, sagt er, ohne mich anzusehen. »Ich möchte, dass du mir die Wahrheit sagst.«

»Okay«, sage ich. Ich spüre ein Stechen im Herzen.

»Über Mom«, sagt er.

»Sie hat Selbstmord begangen, Nat.«

Er schließt die Augen. »Nicht die offizielle Version. Ich will wissen, was wirklich passiert ist.«

»Genau das ist tatsächlich passiert.«

»Dad.« Wieder lässt er diese ständige Unruhe erkennen, diesen unsteten Blick. »Dad, eines der Dinge, die ich in diesem Haus immer gehasst habe, war, dass jeder hier Geheimnisse hatte. Mom hatte ihre Geheimnisse, und du hattest deine Geheimnisse, und du und Mom, ihr hattet zusammen Geheimnisse, also musste ich auch Geheimnisse haben, und ich hab mir immer bloß gewünscht, jeder von uns würde endlich mal den Mund aufmachen. Verstehst du das?«

Diesen Vorwurf verstehe ich vollauf und könnte ihn wahrscheinlich durch nichts entkräften.

»Ich will wissen, was wirklich mit Mom passiert ist. Was du weißt.«

»Nat, deine Mutter hat Selbstmord begangen. Ich mache mir nicht vor, dass mein Verhalten nichts

damit zu tun hatte, aber ich habe sie nicht getötet.«

»Dad, das weiß ich. Denkst du, das wüsste ich nicht? Aber ich bin dein Sohn. Ich kenne dich, okay? Ich habe viel nachgedacht. Und zwei Dinge weiß ich mit Sicherheit. Erstens: Du hast nach ihrem Tod nicht vierundzwanzig Stunden hier rumgesessen, um deine Trauer zu verarbeiten, weil das offen gestanden überhaupt nicht zu dir passt. Du hast deine Gefühle immer unterdrückt, als würde jemand Baumwolle in einen Vorderlader stopfen. Vielleicht explodiert später alles. Aber du machst weiter. Du machst immer weiter. Normalerweise hättest du eine Weile geweint oder um Fassung gerungen oder den Kopf geschüttelt, aber du hättest zum Telefon gegriffen. Du hast hier gesessen und über irgendwas nachgedacht. Da bin ich mir absolut sicher. Und zweitens: Ich hab dich beobachtet, als du dich wegen Justizbehinderung schuldig bekannt hast. Und da warst du ruhig und abgeklärt. Du hast mit tiefster Überzeugung gesagt, du wärst schuldig. Ich weiß, dass du den Computer nicht manipuliert hast - das hast du ja

auch zu Anna gesagt -, daher musst du dich für irgendwas schuldig bekannt haben, das du vor langer Zeit getan hast. Und ich behaupte, es hängt direkt mit Moms Tod zusammen. Hab ich recht?«

Kluger Junge. Der Sohn seiner Mutter. Schon immer ein sehr, sehr kluger Junge. Ich bringe ein schwaches, leicht stolzes Lächeln zustande und nicke.

»Also«, sagt er. »Ich will jetzt alles wissen.«

»Nat, deine Mutter war deine Mutter. Was ich für sie war oder sie für mich, ändert nichts daran. Ich habe nicht versucht, dich wie ein Kind zu behandeln. Glaub mir, ich habe mich selbst gefragt, ob ich die Dinge, die ich dir nicht erzählt habe, würde wissen wollen, und ehrlich gesagt, ich würde sie nicht wissen wollen. Bitte nimm dir einen Moment Zeit und denk darüber nach.«

Auf niemanden wird Nat je so wütend wie auf mich. Wut auf seine Mutter war zu gefährlich. Ich bin als Ziel weniger riskant, und die Art, wie ich mich ihm seiner Meinung nach immer entzogen

habe, oder es zumindest versucht habe, erzürnt ihn. Doch der Groll, der sein Gesicht verschließt, der seine blauen Augen verdunkelt, ist natürlich Barbaras.

»Okay«, sage ich. »Okay. Die Wahrheit ist, deine Mutter hat sich selbst getötet. Und ich wollte nicht, dass du und andere es erfahren. Ich wollte nicht, dass du damit leben musst, dass du die Last tragen musst, die Kinder von Selbstmördern unweigerlich mit sich rumschleppen. Und ich wollte nicht, dass du nach dem Warum fragst. Oder erfährst, womit ich sie zu dem Schritt getrieben hatte.«

»Die Affäre?«

»Die Affäre.«

»Okay. Aber wie ist sie gestorben?«

Ich hebe eine Hand. »Ich erzähl's dir. Ich erzähl dir alles.« Ich hole tief Luft. Mit meinen zweiundsechzig Jahren habe ich noch immer die Empfindlichkeiten des Kindes mit dem serbischen Vater, das in der Schule nie beliebt war. Ich war

clever, und schon als kleiner Junge legte man sich auf dem Schulhof besser nicht mit mir an - ich konnte brutal werden, wenn ich mich provoziert fühlte. Aber ich war nicht beliebt - niemand traf sich am Wochenende mit mir, niemand lud mich zum Geburtstag ein oder alberte mit mir in der Pause herum. Ich war allein und fürchtete mich davor, was diese Isolation über mich aussagte. Obgleich ich immer nur in Kindle County gelebt habe, hier die Grundschule besuchte, in die Highschool ging, hier studierte und über fünfunddreißig Jahre als Jurist tätig war, habe ich keinen besten Freund, vor allem seit Dan Lipranzer, der Detective, mit dem ich als Staatsanwalt am liebsten zusammenarbeitete, aufgrund seiner rheumatoiden Arthritis nach Arizona gegangen ist. Das soll nicht heißen, dass ich mich nie amüsieren oder die Gesellschaft netter Kollegen wie George Mason genießen kann. Aber ich habe niemanden, dem ich mich wirklich tief verbunden fühle. Ich denke, dass Anna das von mir wusste und es sich zunutze machte. Aber irgendwie habe ich meine größten Hoffnungen

immer an meinem Sohn festgemacht. Was keine faire Aufgabe für ein Kind ist. Jedenfalls hatte ich infolgedessen schon immer besonders große Angst davor, von Nat abgelehnt zu werden. Jetzt muss ich all meinen Mut zusammennehmen.

»An dem Tag, als du mit Anna zum Abendessen kamst, hatte ich im Garten gearbeitet.«

»Den Rhododendron gepflanzt.«

»Genau, den Rhododendron für deine Mutter eingepflanzt. Und ich hatte fürchterliche Rückenschmerzen. Vor dem Abendessen gab sie mir dann vier Advil.«

»Daran erinnere ich mich.«

»Aber ich hab sie nicht genommen. Ich war von der Situation abgelenkt - du mit Anna zusammen. Ich hab sie einfach vergessen. Als ihr dann wieder weg wart und ich mich fertig machte, um ins Bett zu gehen, brachte deine Mutter mir die Tabletten nach oben. Sie legte sie auf den Nachttisch. Sie sagte, ich sollte sie nehmen, sonst würde ich

morgen gar nicht mehr aus dem Bett kommen, und sie ging ins Bad, um mir ein Glas Wasser zu holen. Und ich weiß nicht, Nat. Die Phenelzintabletten - die sehen genauso aus wie die Advil. Dieselbe Größe, dieselbe Farbe. Irgendwer hat das im Prozess sogar mal ausdrücklich erwähnt. Aber bei aller Ähnlichkeit war doch irgendwo ein Unterschied, winzig klein, aber sie waren anders. Ich hab die Tabletten nie nebeneinandergelegt, um genau festzustellen, was mir da komisch vorkam, aber ich nahm sie in die Hand und starrte lange darauf, und als ich wieder aufsah, stand deine Mutter mit dem Glas Wasser vor mir, und, ehrlich, Nat, das war ein heftiger Moment.«

»Weil?«

»Weil sie ganz kurz, ein paar Sekunden lang, richtig glücklich war. Vergnügt. Triumphierend. Sie war glücklich, dass ich es wusste.«

»Dass du was wusstest?«, fragt er.

Ich starre meinen Sohn an. Etwas zu wissen kann die schwierigste Aufgabe sein, der Menschen sich

stellen müssen. »Dass sie versucht hat, dich zu töten?«, fragt er schließlich.

»Ja.«

»Mom wollte dich töten?«

»Sie war in der Bank gewesen. Sie hatte meine E-Mails durchgesehen. Sie wusste, was sie wusste. Und sie war mörderisch wütend.«

»Und sie hatte beschlossen, dich zu töten?«

»Ja.«

»Meine Mutter war eine Mörderin?«

»Nenn es, wie du willst.«

Jetzt, wo er es gehört hat, fällt es ihm schwer, etwas zu sagen. Ich kann sehen, wie ihm die Fingerspitzen vom Pulsschlag zucken. Es ist ein schlimmer Moment für uns beide.

»O Gott«, sagt mein Sohn. »Du sagst mir da gerade, dass meine Mutter eine Mörderin war.« Er schnaubt, und dann sagt er mit seiner katzenschnellen Logik: »Na ja, ein Elternteil muss

es ja wohl sein, richtig?«

Nach einem Moment verstehe ich: Entweder ich lüge, weil ich sie ermordet habe, oder das ist die Wahrheit.

»Richtig«, sage ich.

Er nimmt sich noch einen Moment Zeit für sich, starrt den Kühlschrank an. Da hängen immer noch die Weihnachtsfotos von vor über anderthalb Jahren. Die neugeborenen Babys, die glücklichen Familien.

»Sie wusste, wer die Frau war?«

»Wie gesagt, sie hatte meine E-Mails durchgesehen.«

»Ich werde dich nicht bitten, es mir zu sagen -«

»Gut. Weil ich das nämlich nicht tun werde.«

»Aber es muss sie wirklich stinksauer gemacht haben.«

»Ich bin sicher, sie war außer sich. Und nicht bloß ihretwegen. Sie wollte auch andere Leute

schonen.«

»Dann war es die Tochter von irgendwem. Von einem deiner Freunde? Es muss jemand gewesen sein, der ihr nahestand.«

»Schluss jetzt, Nat. Ich darf die Privatsphäre eines anderen Menschen nicht verletzen.«

»War es Denise? Das war immer mein Verdacht. Dass du was mit Denise angefangen hast.«

Denise ist die Tochter von Barbaras jüngstem Onkel, ein paar Jahre älter als Nat. Eine hinreißende junge Frau, die ein ziemlich bewegtes Leben geführt hat und derzeit ihrem zweijährigen Kind zuliebe in einer problematischen Ehe mit einem Polizisten bleibt.

»Lass gut sein, Nat. Ich hab mich wie ein absoluter Vollidiot benommen. Das ist alles.«

»Das weiß ich, Dad.«

Touche. Er sitzt am Tisch und schaut wieder weg, ringt erneut mit seiner Enttäuschung. Ich stelle mir

vor, was er denkt: Mom hatte recht. Es wäre leichter gewesen ohne mich. Wenn einer von uns beiden gehen musste, wenn ich eine Situation herbeigeführt hatte, in der er nur noch einen Elternteil haben konnte, dann sollte das lieber Barbara sein. Genau zu dem Schluss war Barbara gekommen, zumal ich kein Recht hatte, Nats Glück mit Anna zu gefährden.

Nat seufzt schwer und nimmt sich einen Moment Zeit, um endlich seine Jacke auszuziehen.

»Okay. Du hast Mom also angesehen. Und sie hatte so ein irres Leuchten in den Augen.«

»Ich würde es nicht ganz so ausdrücken. Aber ich hab die Tabletten angesehen und dann sie, hin und zurück, und es war wirklich so ein Moment, in dem einem das Blut in den Adern gefriert. Ich glaube, ich hab dann irgendwas Blödes oder Offensichtliches gesagt wie >Ist das Advil?<, und sie hat gesagt: >So was Ähnliches<. Und ich hab wieder auf die Tabletten gestarrt. Nat, ich wusste nicht, was ich machen sollte. Irgendwas stimmte

nicht, aber ich weiß nicht, ob ich sie geschluckt hätte oder gesagt hätte, >Zeig mir die Packung<, und ich werde es auch nie erfahren, weil sie auf einmal vortrat, mir blitzschnell die Tabletten aus der offenen Hand nahm und sie alle vier schluckte. In einer einzigen fließenden Bewegung, deinetwegen«, sagte sie, und dann drehte sie sich offenbar beleidigt um. Ich dachte, es wäre einfach typisch deine Mutter.«

»Sie wollte lieber sterben als erwischt werden?«

»Ich weiß es nicht. Ich werde es nie wissen. Ich glaube, sie hatte sich vorgestellt, es mehr genießen zu können, mir dabei zuzusehen, wie ich mich töte. In ihr muss ein Wirrwarr von Gefühlen gewesen sein, unter anderem auch eine große Scham.«

»Sie hat dich vor ihr selbst gerettet?«

Ich nicke. Ich bin nicht sicher, ob das stimmt, aber es ist gut, wenn ein Sohn das über seine Mutter denkt.

»Das Phenelzin«, sagt er. »Einfach nur, weil es zufällig genauso aussah wie die Tabletten, die du regelmäßig genommen hast?«

»Die Ähnlichkeit ist ihr wahrscheinlich schon vor Jahren aufgefallen. Und darin sah sie ihre Chance. Aber ich denke, entscheidender war, dass es so aussehen sollte, als wäre ich eines natürlichen Todes gestorben. Damit keiner je Verdacht schöpfen würde.«

»So wie Harnason das versucht hat.«

»Genau wie Harnason. Ich bin sicher, es hat sie mit einer gewissen Genugtuung erfüllt, die Anleitung für den Mord an mir in meinen eigenen Prozessakten zu finden.«

Er lächelt ein wenig kläglich, was ich als ungebrochene Bewunderung für seine Mutter auffasse.

»Aber sie hatte sich zusätzlich abgesichert«, sage ich. »Falls die Phenelzinüberdosis doch entdeckt werden würde, würde sie sagen, ich hätte

Selbstmord begangen. Deshalb hat sie dafür gesorgt, dass ich das Fläschchen abholte und wegräumte, als ich nach Hause kam, damit ich Fingerabdrücke hinterließ. Deshalb hat sie mich losgeschickt, um Wurst und Käse und Wein einzukaufen. Eine der Recherchen über Phenelzin und seine Nebenwirkungen war schon auf meinem Computer gemacht worden. Sie hat mit Netz und doppeltem Boden gearbeitet.«

Er nickt. Das alles leuchtet ihm ein.

»Okay, aber was hätte sie gesagt, wäre dein Motiv gewesen, dich so kurz vor der Wahl umzubringen? Du warst kurz vor dem Höhepunkt deiner Laufbahn, Dad.«

»Genau das macht Menschen manchmal Angst, Nat. Und außerdem war da die Scheidung, meine Termine bei Dana. Im Jahr davor hatte ich einen Rückzieher gemacht, also hätte sie sagen können, dass ich es einfach nicht ertragen konnte.«

»Hätte sie nicht ziemlich schlecht dagestanden, wenn sie damit erst hinterher rausgerückt wäre?«

»Sie hätte ein bisschen geweint. Wer hätte denn nicht geglaubt, dass eine verzweifelte Witwe den Ruf ihres prominenten Gatten schonen wollte, von ihrem sensiblen Sohn ganz zu schweigen? Sie hätte gesagt, das Phenelzinfläschchen hätte auf meinem Waschbecken gestanden, als sie mich fand, und da nur meine Fingerabdrücke darauf waren, hätte das ihre Geschichte bestätigt. Aber kein Mensch hätte irgendwelche Fragen gestellt. Tommy Molto als Leiter der Staatsanwaltschaft hätte doch bloß gesagt, gut, dass er weg ist. Außerdem hätten sie ruhig das ganze Haus auf den Kopf stellen können. Sie hätten nichts gefunden, wonach sie suchten - kein Mörser mit Stößel, keine Rückstände von pulverisiertem Phenelzin. Sie hätten meine Leiche exhumieren können und nichts gefunden, was der Version widersprochen hätte, dass ich freiwillig eine Überdosis Phenelzin genommen hatte. Denn genau daran wäre ich ja auch tatsächlich gestorben.«

Er befingert seine Kaffeetasse, während er über das alles nachdenkt. Und erst jetzt beginnt er zu

weinen, was ich schon die ganze Zeit erwartet hatte.

»Herrgott, Dad. Ehrlich. Dieser ewige Anwalt in dir. Manchmal bist du wie Mr Spöck. Das hab ich vorhin gemeint. Du hättest unmöglich hier rumsitzen können und trauern. So bist du nicht. In solchen Situationen wirst du eiskalt. Als wärst du Lichtjahre entfernt. Du redest über sie, als wäre sie eine Serienmörderin gewesen, oder ein Auftragskiller, verstehst du, jemand, der sich darauf versteht, Menschen zu töten. Dabei war sie eine extrem zornige, extrem verletzte Person.«

»Nat«, sage ich und dann nichts mehr. So war das schon immer, mein Unmut über ihn drückt sich nur dadurch aus, dass ich seinen Namen ausspreche. Es wäre sinnlos, ihn daran zu erinnern, dass das die Wahrheit ist, die er hören wollte. Er geht zum Spülbecken, holt ein Stück Küchenpapier, um sich die Augen zu trocknen und die Nase zu putzen.

»Wie bist du auf das alles gekommen, Dad?«

»Langsam. Dafür hab ich den Tag gebraucht.«

»Aha.« Er setzt sich wieder. Dann signalisiert er mir mit einem Wink, dass ich weiterreden soll.

»Als ich aufwachte, war das Laken nass, weil sie so geschwitzt hatte. Und deine Mom war tot. Zuerst dachte ich: Herzversagen. Ich habe Wiederbelebungsversuche gemacht, und dann bin ich zum Telefon auf dem Nachttisch. Und da hab ich einen Stapel Papiere gesehen, unter dem Glas Wasser, das sie mir gebracht hatte, um die Tabletten zu nehmen.«

»Was für Papiere?«

»Die Unterlagen aus der Bank. Die Empfangsbestätigung von Danas Kanzlei. Kopien der Barüberweisungen und Schecks, mit denen ich Danas Rechnungen und die Untersuchung auf Geschlechtskrankheiten bezahlt hatte. Bankauszüge, auf denen die Einzahlungsbeträge umkringelt waren. Sie hatte sie offensichtlich da hingelegt, als ich eingeschlafen war.«

»Warum?«

»Das war ihre Version eines Abschiedsbriefes. Sie wollte mich wissen lassen, dass sie Bescheid gewusst hatte.«

»Ah«, sagt mein Sohn.

»Ich war natürlich entsetzt. Und nicht gerade glücklich über mich. Aber mir wurde klar, wie wütend sie gewesen war. Und dass das eindeutig kein Unfall war. Ich bin dann ziemlich schnell auf die Tabletten gekommen und habe mich gefragt, was sie genommen hat, das sie eigentlich mir geben wollte. Also bin ich zu ihrem Arzneischrank. Und das Fläschchen Phenelzin stand ganz vorne. Ich hab es genommen und aufgemacht, hab reingesehen, um mich zu vergewissern, dass das die Tabletten waren. Davon kamen meine übrigen Fingerabdrücke.

Dann hab ich mich an meinen Computer gesetzt, um mehr über dieses Zeug rauszufinden. Und du weißt doch, wie der Browser deinen Suchbegriff vervollständigt, wenn du ihn schon mal verwendet

hast, nicht? >Phenelzin< erschien sofort. Da wurde mir klar, dass sie an meinem PC gewesen war. Ich bekam sofort Angst, dass sie meine E-Mails gelesen hatte. Als ich nachschaute, hab ich gesehen, dass sie die betreffenden Mails gelöscht hatte.«

»Von dieser Frau? Ziemlich blöd von dir, die draufzulassen, Dad.«

Ich zucke die Achseln. »Ich hätte nie gedacht, dass deine Mom so rumschnüffeln würde. Sie wäre ausgerastet, wenn ich je auch nur einen Blick in ihre E-Mails gewagt hätte.«

In Wahrheit wusste ich natürlich, dass ich ein gewisses Risiko einging, aber ich brachte es nicht über mich, diese Nachrichten zu löschen, die einzige Erinnerung an eine Zeit, nach der ich mich immer noch oft sehnte. Aber das kann ich meinem Sohn nicht sagen.

»Warum hat sie die gelöscht? Oder auch die E-Mails von Dana?«

»Deinetwegen.«

»Meinetwegen?«

»Das vermute ich zumindest. Wenn alles so gelaufen wäre, wie sie es geplant hatte, wenn mein Tod als natürlicher Tod eingestuft worden wäre, hätte die Möglichkeit bestanden, dass du meine Mails durchsiehst, nicht aus Neugier, sondern um dich an deinen Vater zu erinnern, so wie Trauernde alte Briefe durchgehen. Sie hat das E-Mail-Konto sozusagen zensiert, um deine Erinnerung an mich zu schützen. Und wäre es wider Erwarten doch zu einer Untersuchung gekommen, hätte es ihren Zwecken gedient, dass diese Mails verschwunden waren.«

»Inwiefern?«

»Weil auf diese Weise sichergestellt war, dass keiner die Geschichte deiner Mutter hätte anfechten können. Da sie in der Bank nachgefragt hatte, hätte sie zugeben müssen, dass sie von meiner Affäre im Jahr zuvor wusste. Aber sie hätte sagen können, dass sie nicht wusste, mit wem. Es

wäre rausgekommen, dass ich zwar mit dem Gedanken gespielt hatte, mich scheiden zu lassen, aber aus unerfindlichen Gründen nicht die Scheidung eingereicht hatte. Vielleicht hatte mich die Geliebte verlassen, als ich ihr sagte, ich würde meine Frau verlassen wollen. Und da so vieles für Selbstmord gesprochen hätte, wäre es nie zu einer gründlicheren Ermittlung gekommen.«

Wieder lässt er sich alles durch den Kopf gehen.

»Wo sind diese Bankunterlagen eigentlich geblieben? Die auf dem Nachttisch?«

Ich lache. »Du bist schlauer als Tommy und Brand. Nachdem die Frau von der Bank ausgesagt hatte, dass sie deiner Mom die Dokumente zur Verfügung gestellt hatte, hab ich darauf gewartet, dass die Ankläger fragen, was zum Teufel denn aus den Kopien geworden ist. Das Haus wurde ja mehrfach auf den Kopf gestellt. Aber es ging alles so schnell, und außerdem sind sie vielleicht davon ausgegangen, dass Barbara sie vernichtet hatte.«

»Aber das hast du getan, nicht?«

»Ja. Ich hab sie zerrissen und die Schnipsel im Klo runtergespült. An dem Tag. Nachdem ich alles durchdacht hatte.«

»Und dich dadurch der Justizbehinderung schuldig gemacht.«

»Genau«, bestätige ich. »Meine Aussage im Prozess war nicht gerade freimütig. Es gab vieles, was ich nicht gesagt habe, aber hätte sagen müssen, wenn ich die volle Wahrheit gesagt hätte. Trotzdem denke ich nicht, dass ich einen Meineid begangen habe. Es war ganz sicher nicht meine Absicht, weil es mein gesamtes Berufsleben ad absurdum geführt hätte. Aber an dem Tag, als deine Mutter starb, habe ich Beweismittel vernichtet. Ich habe die Polizei in die Irre geführt. Ich habe die Justiz behindert.«

»Weil?«

»Das hab ich dir schon erklärt. Ich wollte nicht, dass du weißt, wie deine Mutter gestorben ist oder welche Rolle mein dummes Verhalten dabei spielte. Nachdem ich mich über Phenelzin

informiert hatte, war ich mir so gut wie sicher, dass der Rechtsmediziner einfach von Herzversagen ausgehen würde. Die größte Hürde würde Molto sein, deshalb wäre mir am liebsten gewesen, wenn wir Polizei und Rechtsmediziner einfach hätten vermeiden können, aber das hast du nicht zugelassen. Das Bestattungsunternehmen hätte vermutlich auch darauf bestanden, aber ich wollte es versuchen.«

Nat blickt lange in seine Kaffeetasse, dann steht er wortlos auf und schenkt sich nach. Er gibt Milch hinzu, setzt sich und nimmt wieder dieselbe Haltung ein. Ich weiß, dass er Für und Wider abwägt. Ob er mir glauben soll oder nicht.

»Es tut mir leid, Nat. Es tut mir leid, dass ich dir das alles erzähle. Ich wünschte, es gäbe irgendwelche anderen Schlussfolgerungen, die man ziehen könnte. Es ist, wie es ist. Man kann nie richtig abschätzen, was passieren wird, wenn die Dinge einmal schieflaufen.«

»Warum hast du das alles nicht im Prozess gesagt,

Dad?«

»Weil ich nach wie vor nicht wollte, dass du das über deine Mutter erfährst, Nat. Doch das größte Problem wäre mein Geständnis gewesen, dass ich die Polizei angelogen und die Papiere deiner Mutter vernichtet hatte. Du weißt schon, >Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht< und so weiter. Die Geschworenen hätten nicht viel Verständnis für einen Richter gehabt, der die Polizei hinters Licht führt. Ich habe so viel von der Wahrheit erzählt, wie ich konnte, Nat. Und ich habe nicht gelogen.«

Er blickt mich lange an, während ihm weiter dieselbe Frage durch den Kopf kreist, und ich sage zu ihm: »Ich hab mich selbst ganz schön in den Schlamassel geritten, Nat.«

»Das kann man wohl sagen.« Er schließt die Augen und bearbeitet ein paar Sekunden lang seinen Nacken. »Was willst du jetzt machen, Dad? Was fängst du jetzt an?«

»Sandy hat die Vereinbarungen heute Nachmittag

für mich zur Unterschrift fertig.«

»Wie geht's ihm?«

Ich klopfe auf den Holztisch.

»Und welchen Deal hat er ausgehandelt?«, fragt Nat.

»Ich gebe das Richteramt auf, wegen der Sache mit Harnason. Aber ich darf meine Pension behalten. Die beläuft sich auf neunzig Prozent meiner drei besten Jahre, also bin ich finanziell abgesichert. Außerdem hat mir deine Mutter ein ordentliches Erbe hinterlassen. Es gibt übrigens schon Gerüchte, wer mich am Berufungsgericht ersetzen wird. Rate mal, welchen Namen Sandy am häufigsten hört.«

»N.J. Knoll?«

»Tommy Molto.«

Er schmunzelt, lacht aber nicht. »Und was wird mit der Anwaltskammer? Was wird aus deiner Zulassung als Anwalt?«

»Nichts. Ich behalte sie. Die Verurteilung wegen Justizbehinderung ist null und nichtig. Und richterliches Fehlverhalten fällt normalerweise nicht in deren Zuständigkeitsbereich.«

»Gut, und was wirst du tun?«

»Ich hatte ein paar Sondierungsgespräche mit dem Büro der Pflichtverteidiger oben in Skageon. Die können immer Leute gebrauchen. Ich hab mir gedacht, das wäre ganz interessant, nachdem ich so lange Ankläger und Richter war. Ich weiß nicht, ob ich auf Dauer da oben bleibe oder doch irgendwann versuche, wieder hier Fuß zu fassen. Ich werde erst mal ein oder zwei Jahre abwarten, bis Gras über die ganze Sache gewachsen ist.«

Mein Sohn sieht mich an und denkt darüber nach. Seine Augen werden feucht.

»Es zerreißt mir einfach das Herz, wenn ich an Mom denke. Ich meine, stell dir das doch mal vor, Dad. Sie schluckt diese Pillen und weiß, was sie sich damit antut. Und anstatt in die Notaufnahme zu fahren, nimmt sie einfach eine Schlaftablette

und legt sich zum Sterben ins Bett neben dich.«

»Ich weiß«, antworte ich.

Nat putzt sich wieder die Nase, dann steht er auf und geht zur Tür. Ich bleibe drei Stufen über ihm stehen und schaue ihn an. Er hat die Hand schon an der Klinke.

»Dad, nimm es mir nicht übel, aber ich glaube immer noch nicht, dass du mir alles erzählt hast.«

Ich hebe die Hände, als wollte ich sagen: Was denn noch? Er starrt mich an, dann kommt er zurück und breitet die Arme aus. Wir klammern uns einen kurzen Moment aneinander.

»Ich liebe dich, Nat«, sage ich dicht an seinem Ohr.

»Ich liebe dich auch«, antwortet er.

»Grüß Anna«, sage ich.

Er nickt und geht. Durchs Küchenfenster beobachte ich, wie er die Einfahrt hinunter zu Annas kleinem Auto geht. Wir haben ihn mit unseren Sorgen vollgestopft, Barbara und ich.

Aber er wird klarkommen. Wir haben unser Bestes getan, jeder von uns, auch wenn wir manchmal zu bemüht waren, wie viele Eltern unserer Generation.

Aber im Laufe der Zeit habe ich mehr Fehler gemacht als nur diesen einen. Der größte von allen war wahrscheinlich vor zwanzig Jahren meine Weigerung zu akzeptieren, dass Veränderung unvermeidlich war. Anstatt mir ein neues Leben vorzustellen, heuchelte ich die Fortsetzung des alten. Und dafür habe ich weiß Gott teuer bezahlt. In dunkleren Stunden habe ich das Gefühl, dass der Preis zu hoch war, dass das Schicksal sich unmäßig an mir gerächt hat. Doch die meiste Zeit, wenn ich darüber nachdenke, wie viel schlimmer alles hätte kommen können, erkenne ich, dass ich Glück hatte. Eigentlich spielt das keine Rolle. Ich werde weitermachen. Daran habe ich nie gezweifelt.

Meine ersten Tage in Freiheit waren nicht leicht. Ich war nicht an andere Menschen oder viele Sinnesreize gewöhnt. In Lornas Gegenwart war ich

schreckhaft, und während der ersten Woche schlief ich keine Nacht durch. Aber ich kehrte zu mir selbst zurück. Das Wetter war herrlich, ein strahlender Tag nach dem anderen. Ich stand vor ihr auf, und um sie nicht zu wecken, setzte ich mich in meiner Fleecejacke nach draußen, schaute aufs Wasser und spürte die ganze Wonne des Lebens in der Gewissheit, dass ich noch immer die Chance habe, etwas Besseres für mich zu schaffen.

Jetzt gehe ich ins Wohnzimmer, wo ein Wald von gerahmten Familienbildern die Regale füllt: meine Eltern und Barbaras, alle tot; mein Hochzeitsfoto; die Bilder von Barbara und mir mit Nat im Kinder- und Jugendalter. Ein Leben. Am längsten betrachte ich ein Porträt von Barbara, das kurz nach Nats Geburt oben in Skageon aufgenommen wurde. Sie ist ungewöhnlich schön, blickt mit einem leisen Lächeln und einem Ausdruck verträumter Heiterkeit in die Kamera.

Ich habe viel über Barbaras letzte Stunden nachgedacht, in ähnlicher Weise wie mein Sohn, der ihren Schmerz immer so schnell

nachempfinden konnte. Ich bin sicher, sie hat sich ausgemalt, wie das alles ablaufen würde. Als während des Prozesses diese Computerbotschaft auf dem Monitor erschien, fragte ich mich, ob sie in der Hoffnung gestorben war, dass es so aussehen würde, als hätte ich sie ermordet, dass sie diese Weihnachtskarte irgendwie als letzte Rache installierte. Doch heute bin ich sicher, dass Nat recht hat. Barbaras letzte Augenblicke waren zutiefst verzweifelt, vor allem, weil sie nicht mehr von mir bekommen hatte. Unglückliche Ehen sind noch komplizierter als glückliche, aber sie hallen stets von derselben Klage wider: Du liebst mich nicht genug.

In den Monaten, während ich auf den Prozessbeginn wartete, habe ich wesentlich mehr an Barbara gedacht als an Anna, die ich endlich überwunden hatte. Ich stand immer wieder vor diesen Fotos, trauerte um meine Frau und vermisste sie manchmal, aber viel öfter versuchte ich zu ergründen, wer sie in ihren schlimmsten Momenten war. Ich wünschte, ich könnte sagen,

dass ich ihr gegenüber mein Bestes getan habe, aber das wäre nicht wahr. Es ist jetzt fast vierzig Jahre her, und doch habe ich keine klare Vorstellung davon, was ich so tief, so unbedingt von ihr wollte, dass es mich wider alle Vernunft an sie band. Doch was immer es war, es gehört der Vergangenheit an.

Ich stehe im Wohnzimmer. Ich klopfe meine Hemds- und Hosentaschen ab, um mich zu vergewissern, dass ich alles habe, dass ich gewissermaßen noch da bin. Ich bin es. Gleich werde ich in die Innenstadt zu Sterns Büro fahren, um meine Richterlaufbahn an den Nagel zu hängen, eine letzte Wiedergutmachung für all meine Torheiten der letzten Jahre. Und das ist gut so. Ich bin so weit, ich möchte herausfinden, was als Nächstes kommt.

Impressum

Der letzte Beweis: Thriller
von Scott Turow (Autor),
Ulrike Wasel und Klaus Timmermann (Übersetzer)
Preis: EUR 21,95
Gebundene Ausgabe: 576 Seiten
Verlag: Karl Blessing Verlag (14. Juni 2010)
Sprache: Deutsch
ISBN-10: 3896674242
ISBN-13: 978-3896674241
Originaltitel: Innocent

ebook Erstellung - Juni 2010 - TUX

Ende